

FRANKREICH



IM KRIEGE

VON DR. MAX MÜLLER PARIS
MIT KÜNSTLERISCHEN BEITRÄGEN VON
STEINLEN, L.C. BRESLAU, ED.M. SANDOZ

Verlag: Ant. Institut Orell Füssli
Zürich.



Präsident Poincaré.

FRANKREICH IM KRIEGE

1914-1916

VON

DR. MAX MÜLLER (PARIS)

KORRESPONDENT DER «NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG»

MIT KÜNSTLERISCHEN BEITRÄGEN VON
STEINLEN, LOUISE BRESLAU, ED.-M. SANDOZ
UND ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN NACH
ORIGINAL-AUFNAHMEN



ZÜRICH

DRUCK UND VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FUSSLI

INHALT

	Seite
Vorwort.....	VII
Erstes Kapitel: Am Vorabend des Krieges.....	1
Die Haltung von Presse und Volk	1
Vor der Mobilisation	3
Zweites Kapitel:Die ersten Kriegswochen	6
Wie Frankreich in den Krieg zog	6
Das verwandelte Paris	8
Bange Stunden.....	11
Drittes Kapitel:Über die Schlachtfelder der Marne	15
Die Schlacht am Ourcq.....	15
Sézanne und Montmirail	20
Viertes Kapitel:Das Leben hinter der Front.....	24
Paris im ersten Kriegswinter.....	24
Kriegsfürsorge der Stadt Lyon.....	28
Durch die Pariser Spitäler	32
Unter der Genfer Flagge	35
Fünftes Kapitel:An der französischen Front	40
Das ist der Krieg.....	40
Der Kampf um Vermelles.....	43
In den Schützengräben bei Arras	48
Die tote Stadt.....	52
Sechstes Kapitel: Vom künstlerischen Leben	57
Das Theater im ersten Kriegs winter.....	57
Sechs Monate später	60
Am Freitisch der Künstler	62
Kunstaustellungen während des Krieges	66
Das Schrifttum.....	67
Siebentes Kapitel: Das politische Leben	72
Der Parlamentarismus während des Krieges ...	72
Die auswärtige Politik und das Kabinett Briand .	76
Geistige Strömungen	81
Achtes Kapitel: Durch die Provinz	88
Ein Gang durch die Waffen- und Munitionsfabriken 88	
Bei den deutschen Kriegsgefangenen	94
Bei den Zivilinternierten.....	98
Auf der Brunnenpromenade in Vichy	102
Die Schule der Kriegsinvaliden	105
Neuntes Kapitel: Fremde Gäste.....	110
Die Engländer in Frankreich	110
An der flandrischen Küste	113
Marseille	116

VORWORT.

Der Verfasser dieses Buches hatte das Vorrecht, dem Kampfe Frankreichs nach seiner militärischen, politischen, wirtschaftlichen und moralischen Kraftentfaltung als unmittelbarer Zuschauer beizuwohnen. Die dem Schweizer bewiesene Gastfreundschaft wollte keinen Unterschied der Sprache wie der Rasse kennen, so dass hier eine deutsche Zunge von französischem Wesen kündet. Nicht ein neues Frankreich entdeckt zu haben, sondern die Nachbarrepublik zu zeigen, wie sie wirklich ist, machen sich diese Blätter anheischig; hat uns doch unsere mehrjährige Korrespondententätigkeit in Paris längst zum Bewusstsein gebracht, dass das mangelnde Sichkennen und Sichverstehenwollen der Völker die tiefere Ursache des europäischen Zusammenbruches ist. Zu einer andern Konklusion werden auch die blutigen Lehren der Schlachtfelder nicht führen und wenn ein Volk Recht behält und als wahrer Sieger aus dem furchtbarsten Ringen hervorgehen wird, so ist es das — schweizerische. In uns war dank unsern welschen Eidgenossen der Glaube an Frankreich und seine kulturelle Mission lebendig geblieben; wir sahen in ihm nicht den Besiegten von 1870, sondern nach wie vor das Frankreich aller Zeiten, das Land der kühnen Ideen und der bürgerlichen Tüchtigkeit, den Herold der individuellen Freiheit und der demokratischen Evolution Europas. Andere mögen es unternehmen, unsern nördlichen und südlichen Nachbarn, denen wir durch Kulturgemeinschaft verbunden sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, heisst doch an Europa arbeiten, an der Zukunft der Schweiz arbeiten.

Für uns war als Pariser Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ die Pflicht gegeben und wir möchten dem Verlage danken, uns zu deren Erfüllung ermuntert und die Hand gereicht zu haben. Der grösste Teil des Buches ist in den Spalten der „N. Z. Z.“ im Laufe der letzten anderthalb Jahre erschienen, und trug der Leitung des Blattes zuweilen Anfechtungen von ausländischer Seite ein. Wir glauben aber, dass die Tendenz und der Zweck unserer Tätigkeit aus dem Zusammenhang, wie ihn das vorliegende Werk herstellt, besser verstanden und gewürdigt werden können. Nicht Richter wollen wir sein noch Advokat — zum ersteren Amt fehlt uns die objektive Kenntnis der Dinge, zum letzteren die Berufung — sondern einfach Zeuge, der wiedergibt, was er mit offenen Sinnen und erklärter Sympathie für Land und Leute gesehen und miterlebt hat. Am Leser

VIII

ist es, Schlüsse zu ziehen und Urteile zu revidieren. Wenden wir uns auch in erster Linie an die deutsche Schweiz, so darf uns auch ein allgemein deutscher Leserkreis hören. Wir haben uns das Wort zum Geleite genommen, das unser Dichter Conrad Ferdinand Meyer dem Deutschen Ulrich von Hutten in den Mund legt:

Du kennst die Wahrheit, übe nicht Verrat
Gib Zeugnis!
Wage eine Mannestat.

Paris, Ende Februar 1916,
zur Zeit der Schlacht von Verdun.

Dr. MAX MÜLLER.

* *

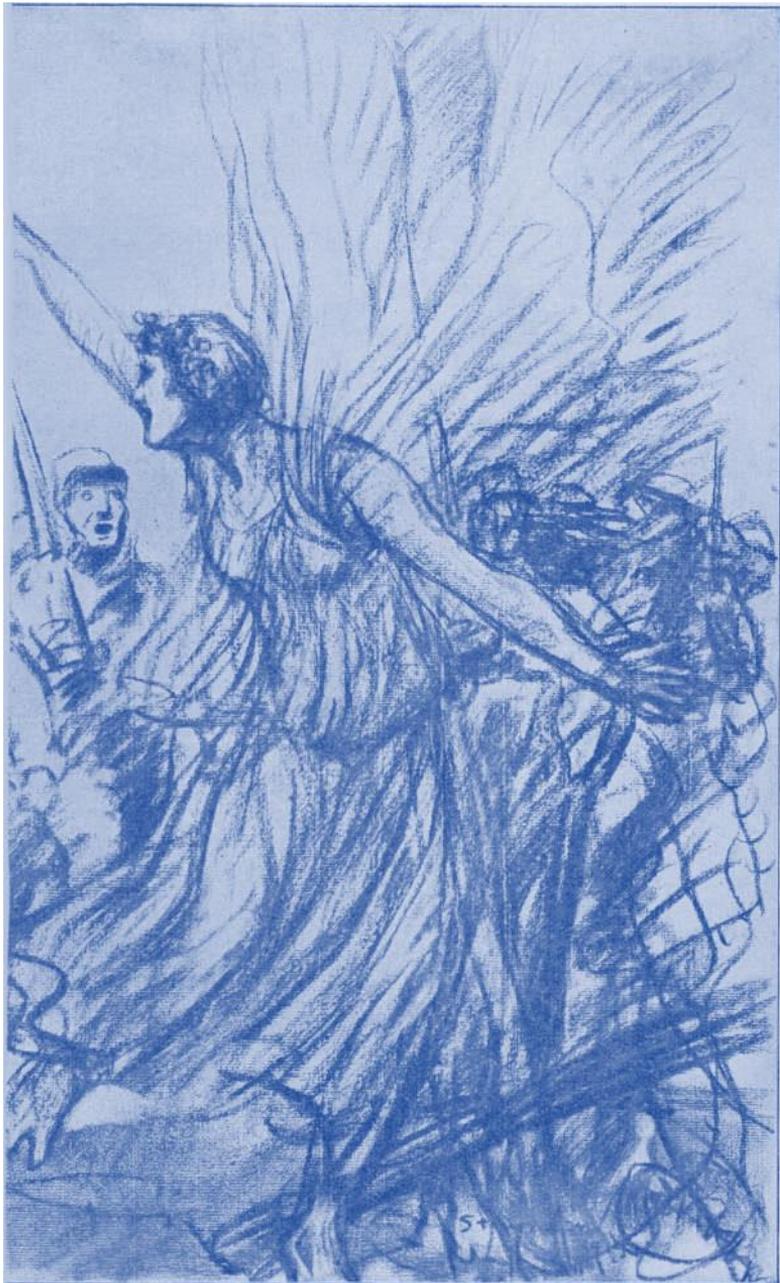
Wir sprechen bei diesem Anlasse den Herren HENRI PONSOT, ALEXIS LÉGER, HENRI HOPPENOT, Capitaine G. PUAUX vom diplomatischen und militärischen Pressedienst im Ministerium des Auswärtigen für liebenswürdiges Entgegenkommen unsern verbindlichsten Dank aus.

M. M.



La Victoire en chantan

D'après la lithographie originale de M. Steinlen, Proj



Mit Gesang zum Siege.

Edifions «La Guerre», 110 avenue Victor Hugo, Paris.

Erstes Kapitel

AM VORABEND DES KRIEGES

Die Haltung von Presse und Volk

PARIS, 26. Juli 1914.

EIN Ereignis ist eingetreten, das mit einem Schlag die Affäre Caillaux und alle Gegensätze der innern Politik in den Hintergrund gedrängt hat: die Drohung eines Krieges mit Deutschland. Das Wort genügte, um allen Hass der Parteien zum Schweigen zu bringen und das nationale Empfinden aufflammen zu lassen.

Seit Samstag abend hat Paris ein anderes Aussehen, es ist ernst, gefasst. Kein Kriegsruf, keine Provokation, aber ein kaltblütiges Ins-Auge-Fassen der Gefahr. Das Vertrauen in die Weisheit der Staatsmänner, in die Kraft der Armee, in die gute Sache, die man verteidigt, verscheucht Kleinmut und Zaghaftigkeit. Wohl weiss man, dass es nach Serbien Frankreich sein wird, das die ersten Rückstösse der Krise, falls sie wirklich zur europäischen anschwillt, auszuhalten haben wird. Aber man ist nicht unvorbereitet, das Gesetz der dreijährigen Dienstzeit hat die nötigen Effektivbestände geschaffen, um den ersten Ansturm von jenseits des Rheins auszuhalten. Die Gegner tun sich viel zugute auf die Enthüllungen des Senators Humbert; sie kennen nicht die französische Sitte, coram publico die öffentlichen Schäden zu denunzieren, damit die Abhilfe umso radikaler sei. Niemand wünscht hier den Krieg; mit sorgenvoller Mine bespricht man seine Eventualitäten; aber zwingt nicht die Macht der Verhältnisse dazu? Österreich hat an Serbien ein Ultimatum gerichtet, dessen Form den völkerrechtlichen Gewohnheiten dermassen ins Gesicht schlägt, dass man sich fragt, ob es im Einverständnis mit Deutschland nicht auf einen bewaffneten Konflikt hintreibt? So sehr wir persönlich der Annäherung Frankreichs an Deutschland das Wort zu reden pflegen, so unmöglich scheint es uns im gegenwärtigen Momente vom französischen Standpunkte aus, eine andere Politik als diejenige der Unterstützung Russlands einzuschlagen. Die Republik würde, falls sie anders handelte, sich nicht nur des Vertragsbruches schuldig machen, sondern ein politisches System

preisgeben, das sie seinerzeit aus der Isolierung befreit, ihr während eines Menschenalters den Frieden und ihre Machtstellung in Europa gesichert hat und das Lebenswerk ihrer besten Staatsmänner: eines Freycinet, Ribot, Delcassé darstellt. Frankreich kann sein zukünftiges Geschick nicht in die Hände eines übermächtigen Nachbarn legen, der ihm – trotz geistiger und sozialer Verwandtschaft – in seiner politischen Struktur fremd geblieben ist, der sich in seinen führenden Schichten nach wie vor vom Bismarck-schen Geiste beherrschen lässt. (Man vergleiche das vor mehreren Jahren erschienene Werk «L'Allemagne et la France en Europe» von Pierre Albin.) Die Einmütigkeit der Presse, vom linksradikalen «Rappel» bis zum konservativ-katholischen «Gaulois» ist denn auch bezeichnend. «So sehr man sich zum Frieden bekennen mag, es gibt Augenblicke, wo man Gewalt mit Gewalt beantworten muss», schreibt die «Lanterne», das Blatt, das keinen ärgern Feind gekannt als den Nationalismus. Der Deutschland besonders wohl gesinnte «Gil Blas» meint: «Das Schicksal Europas ruht in der Hand des deutschen Kaisers; widersteht er auch diesmal der Versuchung, das Schwert zu ziehen, so wird ihm Frankreich für seine Tat der Menschlichkeit und Zivilisation Dank wissen.»

28. Juli.

Noch zittert der grosse patriotische Aufschwung in allen Herzen nach, der unter dem unmittelbaren Eindruck der Kriegsdrohung das französische Volk in einem Augenblicke einte. Jetzt wo sich die Gefahr etwas zu entfernen scheint, beginnt man zu diskutieren, zu manifestieren. Die syndikalistische Arbeiterschaft veranstaltete gestern Abend auf den Grands Boulevards Massenkundgebungen gegen den Krieg. Da jedoch die Polizei einen umfassenden Ordnungsdienst organisiert und alle Seitenstrassen abgesperrt hatte, blieb es bei einem nächtlichen Spaziergang der Faubourgs nach der Zeitungsdruckerei des «Matin» und der Place de l'Opéra, ohne dass sich ein Zug formieren konnte. Ein Aussenstehender hätte den Wind der Revolution zu spüren geglaubt; die Glut der Julinacht, die entnervende Spannung der letzten Tage, die vom Alkohol überhitzten Gemüter, all dies würde den Ausbruch der Volksleidenschaft begünstigt haben, wenn diese ein Objekt gefunden hätte. Aber in Wirklichkeit war die Drohung der Massen weit mehr an die ausländischen als die einheimischen

Machthaber gerichtet; von den letztem wusste man, dass sie alles tun würden um den Frieden zu erhalten.

Die folgenden Tage sind durch die Bemühungen der französischen, englischen und italienischen Geschäftsträger an den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin gekennzeichnet, die ihr Echo in der Tagespresse fanden und vorübergehende Entspannungen mit sich brachten. Die diplomatischen Schritte Frankreichs, seine Rolle bis zur Kriegserklärung Deutschlands sind im Gelbbuch niedergelegt, dessen Lektüre wir ohne weitem Kommentar empfehlen. Der französische Friedenswille findet hier seinen unzweideutigen Ausdruck, aber auch die Entschlossenheit der Republik, ihre Rechte zu wahren und für die Unabhängigkeit der Nationen einzutreten.

Vor der Mobilisation

1. August.

Die Reihe der Schreckenstage, die der Welt bevorsteht, ist gestern abend durch die Ermordung des Sozialistenführers Jaurès eröffnet worden. Nicht ohne tiefe Trauer nahm die Bevölkerung von Paris von dem sinnlosen Attentat Kenntnis. Im Café du Croissant, dem Stammlokal der Redakteure der «Humanité» fiel er der Kugel eines Fanatikers zum Opfer. Man hörte bis nach Mitternacht die Extra-Ausgaben ausschreien und die Friedenshoffnung Tausender sank gleichzeitig mit dem machtvollen Volkstribunen ins Grab. Man erzählte sich, dass Jaurès in letzter Stunde einen Schritt beim Ministerpräsidenten Viviani unternommen, um ihn zu bewegen, dass er auf Russland eine Pression ausübe. Für den Gründer der «Humanité» war der Gedanke an einen bevorstehenden Krieg unfassbar; er konnte nicht zugeben, dass seine Blümenträume von Völker Versöhnung und Weltfrieden in Trümmer gehen, dass zwei so aufgeklärte Kulturvölker wie Deutsche und Franzosen übereinander herfallen sollten. Das ist vielleicht das Tröstliche an seinem frühen Tode, dass ihn die mörderische Kugel traf, bevor er seine Illusion – seine Utopie müssen wir heute sagen – einer unerbittlichen Wirklichkeit opfern musste.

Der Mörder war in dem Wahn befangen, einen Vaterlands Verräter zu beseitigen. Welch grausamer Irrtum, für den jene Kreise verantwortlich zu machen sind, die systematisch gegen den grossen Sozialisten hetzten und ihn den Verbündeten Deutschlands nannten. Wohl hatte Jaurès noch

vor wenig Wochen den Generalstreik im Falle eines Krieges empfohlen, aber er hatte seinen Fehler gutgemacht, indem er in der gegenwärtigen Krise entschlossen auf die Seite der Regierung trat, und erklärte, die Republik habe keine Schuld an dem Unglück, das über Europa hereinzubrechen drohe. So sind es heute die patriotischen Kreise, die einen wertvollen Bundesgenossen verloren haben in dem Manne, der bis zur letzten Minute das Banner des Friedens und der Menschlichkeit hochhielt.

Die gesamte französische Presse widmet dem Toten, der ein Talent und ein Charakter zugleich war, Worte der Hochachtung und der Verehrung. Die «Guerre Sociale», das Blatt Hervés, ruft aus: «Über alles die Verteidigung des Vaterlandes! Genossen, haltet das Vermächtnis unseres grossen Jaurès heilig, der beim Verscheiden gesprochen hat: Denkt nicht an mich, denkt an Frankreich!» Die Regierung der Republik hat heute morgen eine Kundgebung anschlagen lassen, worin sie ihre Trauer über den Verlust des grossen Bürgers zum Ausdruck bringt und an den Patriotismus aller appelliert. Uns persönlich wird die Gestalt Jaurès' unvergesslich bleiben. Wir hören seine machtvolle Stimme, wie er von der Tribüne der Kammer oder in der Volksversammlung als Dichter und Prophet vom Zukunftsstaate spricht. Wir sehen ihn in der Intimität seines Arbeitskabinetts, wo er den Schweizer liebenswürdig und dienstbereit empfängt. Persönlichkeiten vom Schlage Jean Jaurès', in ihrer tiefen Menschlichkeit und universellen Geistesmacht sind es, die uns Frankreich so wert gemacht haben.

Noch ist der Krieg nicht ausgebrochen, aber man fühlt ihn mit Riesenschritten nahen. Das Strassenleben hat einen provinzialen Anstrich bekommen, der Wagenverkehr ist sehr zurückgegangen, auch scheinen die Fussgänger weniger Eile zu haben als sonst. Die Mobilisation, die bisher nicht offiziell erklärt wurde, geht durch individuelle Einberufung vor sich.

Die Schweizerische Gesandtschaft in der Rue Marignan wird von unsern Landsleuten Tag und Nacht belagert. Männer jeden Standes und Alters, die sich über ihre Militärpflicht orientieren, Frauen und Kinder, die die Unterstützung in Anspruch nehmen. Ein Attaché steigt auf den Stuhl und erklärt der Menge, die sich um ihn drängt, dass die Mobilisation für alle schweizerischen Wehrpflichtigen auf Montag Morgen festgesetzt sei.

Der grösste Teil der Deutschen hat Paris verlassen, die Geschäftshäuser kündigen den deutschen Angestellten. Das Kleingeld mangelt mehr und mehr, die ausgegebenen 5 und 20 Fr.-Noten haben zwar der Kalamität ein wenig gesteuert; aber der Andrang bei der Banque de France ist noch so gewaltig, dass man halbe Tage vor den Schaltern zubringen muss. Die Restaurants und Geschäftshäuser ziehen es vor, auf Kredit zu verkaufen, statt Banknoten zu wechseln. Die Lebensmittelpreise beginnen langsam zu steigen, da die Zufuhr der Markthallen infolge Geldmangels schwächer geworden ist. Nur auf den Telegraphenämtern und in den Zeitungs bureaus herrscht ein ungewohnter Zudrang. Die Zeitungen beginnen in reduziertem Umfange zu erscheinen, da sie mit ihrer Munition, dem Papier, sparen müssen.

Während wir diese Zeilen zu Papier bringen, steigt über den Dächern ein Drache auf, der eine Trikolore durch die Lüfte zieht. Gleichzeitig ertönt von den Boulevards her ein langanhaltender dumpfer Lärm. Wir eilen auf die Strasse und erfahren, dass soeben die allgemeine Mobilisationsorder angeschlagen worden ist. Eine tiefe Bewegung geht durch das Volk; die Stunde ist gekommen, wo es auf dem Altar des Vaterlandes alles zu opfern gilt, Gut und Blut. Nirgends ein zaghaftes Wort, eine Anklage gegen die Regierenden; stumme Entschlossenheit, verhaltener Zorn. Marschkolonnen bilden sich, die «Marseillaise» ertönt, jung und alt entblösst sein Haupt vor der flatternden Fahne. «Vive la France!» «Vive l'armée!» In diesem Rufe schöpft eine Nation, die bis zuletzt den Frieden gewollt, das Vertrauen in ihre künftigen Geschicke.

Zweites Kapitel

DIE ERSTEN KRIEGSWOCHEN

Wie Frankreich in den Krieg zog

10. August.

Nun sind es acht Tage her, dass die Republik all ihre Söhne zum Kampfe aufrief. Ein seltsames Gemisch von Enthusiasmus und Skeptizismus kennzeichnet den Augenblick. Das sind nicht mehr die Franzosen von 1870, die in zügelloser Begeisterung «à Berlin!» schrien, und darüber vergassen, ihre Armee mit dem Nötigsten zu versehen; das ist ein Volk, das den Gegner in seiner ganzen furchtbaren Kraft einschätzt. Eine Woge tiefsten patriotischen Empfindens geht durch alle Schichten des Volkes, lässt Partei- und Klassenunterschiede völlig vergessen. Das Land erzittert von einem einzigen starken Willen, das väterliche Erbe, koste es, was es wolle, den zukünftigen Generationen intakt zu überliefern.

Jahrelang hatte man zu vergessen gesucht und von einem ewigen Völkerfrieden geträumt. Nun, da das Schicksal die Waffen zur Entscheidung aufgerufen, nahm jedermann tapfer und fröhlich sein Teil. Was auch immer die Kritik des Auslandes an der französischen Kriegsbereitschaft zu bemängeln pflegte, man fühlt es instinktiv, dass diesmal Frankreich seine Kräfte zum Äussersten anspannen wird.

Samstag abend, den 1. August, war die allgemeine Mobilisationsorder angeschlagen worden. Im Verlauf weniger Stunden verwandelte sich das festefeiernde kosmopolitische Paris in ein ungeheures Soldatenlager. Über die Boulevards und die grossen Avenuen der Bahnhöfe wälzte sich ein unaufhörlicher Menschenstrom, die Männer feldmarsch mässig gerüstet oder in Zivil mit einem Köfferchen in der Hand, die Frauen und Kinder sie begleitend. Vom Lande her trafen die Reservisten ein, die mit den über den Schultern geschlagenen Säcken nach ihren Sammelorten eilten. Ein unbeschreibliches Durcheinander von Wagen, Autos, Fussgängern, Berittenen lärmte durch die schwüle Sommernacht und bildete den Rahmen zu tausend Szenen herzerreissenden Abschieds, treuer Liebe, stummen Heldentums. Wie viele dieser Braven, die von Frauen und Kindern umringt, den letzten Kuss, den letzten Händedruck tauschten, werden ihr einsames



La Mobilisation.

D'après la pointe sèche originale de M. Steinlen, Propriété des Editions «La Guerre» 110 avenue Victor Hugo, Paris.

Grab im fernen Felde finden! Paare hielten sich eng umschlungen und wollten sich nicht lassen. Eltern weinten still vor sich hin, Gattinnen schrien auf, als risse man ihnen ein Stück Herz aus dem Leibe. Ein Arbeiter vertraut seinem zwölfjährigen Mädchen, das Mutterstelle vertritt, das kleine Brüderchen an und macht ihm begreiflich, dass es sich in der Millionenstadt nunmehr allein zurechtfinden müsse. Dort tragen sie ein altes Mütterchen halb ohnmächtig auf eine Bank; andere, die das Elend von 1870 mitangesehen, haben keine Tränen mehr übrig und ballen die Faust. So mancher, der noch als Kind den Kanonendonner vom Mont Valérien gehört, zieht heute als Graubart in die Schlacht. Alle haben sie den Krieg gefürchtet – denn die Erzählungen der Grosseltern und Eltern waren zu grauenhaft, als dass man ihn ein zweitesmal herbeigewünscht –, aber nun er da ist, flammt ein befreiender Zorn durch alle Gemüter. Und ein halb vergessenes Wort drängt sich mit elementarer Gewalt in die Vorstellungskraft all dieser friedlichen Männer: La Revanche.

Noch hört man keine Schreie, nur die «Marseillaise» wird mit Inbrunst und hinreissendem Rhythmus gesungen. Da wo ein Krakeeler oder ein Trunkenbold etwa den Ruf «A Berlin!» ausstösst, bleibt es still und Dutzende verächtlicher Blicke mahnen den Taktlosen zur Ruhe. Die Erscheinung einer weissgekleideten Schwester vom Roten Kreuz verkörpert die furchtbare Wirklichkeit des Krieges und erstickt alle Prahlerei im Keim.

Einen einzigen Abend lang überbordete der Nationalismus. Als am Sonntag die Kunde eintraf, dass die deutschen Vorposten ohne Kriegserklärung in französisches Gebiet eingerückt seien, an verschiedenen Orten die Grenzposten angeschossen und franzosenfreundliche Elsässer fusiliert hätten, da schrie Frankreich auf. Über die Boulevards wälzten sich Züge von Manifestanten, die unter Hohnrufen auf den deutschen Kaiser und die deutsche Kultur mehrere Bierhallen und Cafés erstürmten, deren Besitzer Deutsche waren. Geschäftsschilder wurden heruntergerissen, deutschsprechende Passanten tätlich angegriffen. Bei diesen bedauerlichen Szenen haben wir indes feststellen können, dass die Polizei oder Leute aus der Menge die belästigten Deutschen mutig in Schutz nahmen und den Pöbel auf die Feigheit seiner Handlungsweise aufmerksam machten.

Nachdem die Furcht eines brüsken Überfalls von Paris durch eine feindliche Luftflotte geschwunden war, kehrte an der Seine Ruhe und Zuversicht ein. Die entschlossene Haltung Englands, die tapfere Verteidigung

Lüttichs wurden als günstige Auspizien für den Verlauf des Krieges gedeutet. Nachdem die deutschen und österreichischen Staatsangehörigen aus dem Festungsrayon entfernt waren, begegnete die Bevölkerung den Angehörigen neutraler Staaten mit Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit.

Paris hat nach dem Fieber der ersten beiden Mobilisationstage einen sonntäglich provinzialen Anstrich bekommen. Es ist, als ob die allgemeine Entspannung, die sich des Einzelnen bemächtigte, nachdem die anfängliche Aufregung des Kriegszustandes vorüber war, sich auch dem Stadtganzen mitgeteilt hätte. Die Häuser tragen festlichen Flaggenschmuck, Trikolore und Union-Jack sind am häufigsten; doch sieht man auch zahlreiche russische, belgische und italienische Fahnen. Die Verkaufsläden sind zu drei Vierteln geschlossen; Firmen mit deutschen (elsässischen) Namen unterlassen nicht, ihre französische Nationalität anzuschlagen und empfehlen sich dem Schutze der Passanten. Der Lebensmittelverkehr geht normal vor sich; der Polizeipräfekt musste dieser Tage die Bevölkerung sogar auffordern, sich des frischen Gemüses zu bedienen, das die Hallen nun im Überfluss lieferten. Von abends 9 Uhr ab sind die Strassen menschenleer; selten, dass da und dort noch ein Cinéma seine Tore offen hält. Die männliche Bevölkerung scheint beinahe nur noch aus Ausländern zu bestehen, und es ist für uns ein beschämendes Gefühl, wenn man die vorwurfsvollen Blicke der Gattinnen und Mütter auf sich ruhen fühlt, die den Ernährer auf Wochen, Monate, für immer vielleicht verloren haben. Verflatterten Vögeln gleich huschen die graziösen Wesen durch die einsamen Strassen, einem Heim entgegen, das keines mehr ist.

Das verwandelte Paris

18. August.

In den letzten Tagen flog ein Zug Störche über die Stadt Paris. «Ah, les cigognes d'Alsace!» riefen die Kinder, die sie aus den Bilderbüchern des «Onkel Hansi» kannten. Die ersten Erfolge im Oberelsass, das Auftauchen der roten Hosen in Mülhausen, haben das Vertrauen der Nation mächtig gehoben. In Belgien ist der deutsche Vormarsch durch den unerwarteten Widerstand der Armee König Alberts verzögert worden, so dass die französische und englische Armee Zeit fanden, sich zu organisieren.

All dies ruft eine zuversichtliche Stimmung hervor, die sich auf den Gesichtern malt.

Paris, das sehulich begehrte Ziel tausender und abertausender fremder Bajonette, leuchtet noch in unberührter Schönheit und Grazie. Das Volk pilgert in Siegeszuversicht nach dem Kriegsministerium, wo das erste eroberte Banner seine königliche Seide im Sonnenglanz entfaltet. Ein staubbedecktes Offiziersauto brachte es gestern von der Grenze, wo sich das Jägerbataillon von Solferino mit dem preussischen Infanterieregiment 132 siegreich geschlagen. Nicht freiwillig haben die Deutschen das rot-seidene Prachtbanner mit den schwarzweissen Streifen und dem gestickten Reichsadler preisgegeben; Kugeln und Pulverdampf liessen ihre Spuren, und die Hand, die den Schaft umklammerte, ruht wohl längst in kühler Erde. Im Invalidendom, dessen Fassade in diesen Tagen so majestätisch über die still gewordene Seine blickt, wird die Trophäe neben den Siegeszeichen von Jena und Austerlitz ihren Platz finden. Auch an andern Orten wacht die Geschichte Frankreichs auf. Die «Marseillaise» am Triumphbogen des Etoile, das Meisterwerk Rudes, bekommt Relief und das wilde Medusenantlitz der zum Kampf aufrufenden Republik starrt einen riesengross und furchtbar an, wie im Dijoner Museum. Von der Statue Strassburgs auf der Place de la Concorde sind Trauerflor und vergilbte Kränze weggerissen und frische, zukunftsfrohe Farben drapieren das Symbol der Revanche, um das der Geist Deroulèdes webt. Während die Regimenter in den Krieg zogen, winkten von den Baikonen Elsässerinnen in Landestracht «Vive la France!» Und jubelnd antworteten die Soldaten: «Vive l'Alsace!» Das Monument Gambettas in den Tuileries, das den grossen Republikaner im feurigen Appell an das Volk zeigt, ist durch eine Trikolore gleichsam in die Gegenwart gerückt. Der Champ de Mars wurde in einen ungeheuren Automobilpark umgewandelt. Der Eiffelturm ist zum kanonenbewehrten Panzerturm jenes andern modernen Kriegsmittels geworden: der drahtlosen Telegraphie.

Paris ist nicht mehr die Stadt der «Feste und der Dekadenz». Montmartre ist zu einer blossen Erinnerung verblasst, die nächtlichen Souperlokale an der Place Pigalle und Blanche haben sich mit Bretterverschlägen verbarrikadiert. «Moulin Rouge» dreht seine Flügel zugunsten verwundeter Krieger und kein ausgelassenes Lachen geschminkter Courtisanen stört mehr den Stundenschlag von Sacré-Cœur. Im «Maxime» feiern französi-

sche und englische Offiziere bei einem flüchtigen Whisky Verbrüderung, die glattrasierten Mixers der mondänen Bars tragen schon die Mütze der Reservisten auf dem Ohr und träumen von andern Knallen als demjenigen der Champagnerpfropfen. Champs Elysées und Bois de Boulogne atmen beinahe die Ruhe der Gärten von Versailles, wenn der Asphalt vom Pferdegetrampel wiederholt, so ist es der Hufschlag abziehender Kürassiere oder der Garde Républicaine, die eine Runde macht. Früh sinkt die Nacht herab und weiss nichts mehr von ihrem früheren Glanze; nur die beiden Scheinwerfer wachen über dem versunkenen Paris.

Einen ungewohnten Akzent ins Strassenbild tragen auch die von der Küste nach der Hauptstadt berufenen Matrosen, die Leben und Eigentum der Pariser beschützen sollen. Mit ihren wettergebräunten Bretonengesichtern und dem wasserblauen Matrosenkragen im Nacken tragen sie gleichsam etwas Seeluft in das von der Augustsonne durchglühte Häusermeer der Millionenstadt. Die aristokratischen Viertel sind wie ausgestorben, in langen Reihen schimmern die grünen Jalousien auf die menschenleere Strasse herab; man hat das Gefühl, als lebte man plötzlich hundert Jahre rückwärts und die Häuserkolosse und öffentlichen Plätze wären über die dezimierte Einwohnerschaft herausgewachsen. «Tout-Paris» weilte in den Seebädern, als der Krieg ausbrach, an den es als eine «mauvaise blague» bis zuletzt nicht hatte glauben wollen; die Zurückgekehrten desertierten aus der Hauptstadt mit dem ersten Zuge, von derselben Panik befallen wie die Tausende von Fremden. So kommt es, dass Millionenwerte der Obhut eines Concierge oder einer Concierge-Frau anvertraut sind. Und niemand ist mehr da, der für Lustbarkeiten Geld und Zeit übrig hätte. Die vornehmen Luxusautos, die das Bois von früh bis spät belebten, sind sämtlich von der Armeeverwaltung requiriert, die Rennpferde, auf die man Tausende gewann und verspielte, tragen ihre Herren in die Schlacht, die Koryphäen der Sportwelt: der Boxer Carpentier, der Flieger Pégoud, der Wettfahrer Boillot haben sich von ihren Freunden in der Uniform des Piou-piou verabschiedet. Kein Theater, kein Music-Hall spielt mehr, die letzte Affiche der «Comédie Française» mit einer Heldentragödie von Corneille ist bereits seit vierzehn Tagen von den Erlassen des Militärgouverneurs überklebt. Dichter und Schauspieler sind dem Rufe des Vaterlandes gefolgt, der Komiker Dranem, der in Dutzenden von Soldatenliedern den französischen Infanteristen unsterblich gemacht hat, versieht in einer entfernten Vorstadtgemeinde als braver Landwehrmann den Etappendienst. Und die elegante

Pariserin, um die sich das ästhetische und geistige Leben des modernen Frankreich zu drehen pflegte, hat sich als dienendes Glied dem grossen Ganzen eingeordnet; sie trägt mit Grazie das schlichte Gewand der Damen vom Roten Kreuz – weisses, enganliegendes Kostüm mit rotem Kreuz vor der Brust und wallendem blauen Schleier im Nacken – das ihr, ohne Schmeichelei, trefflich zu Gesichte steht. Mit demselben gütigen Lächeln, mit dem sie in ihrem Salon die Gäste empfing, gleitet sie nun als tröstender Engel durch die Spitäler.

Ich habe Paris am letzten Sonntag von der Terrasse von Meudon im Angesichte der Gefahr aufs Neue lieben gelernt und es mit seinen hundert Kuppeln und Türmen, dem hellen Band der Seine, dem silbergrauen Schleier, der es einhüllt, unauslöschlich mir ins Gedächtnis geprägt. In den «Guinguettes» und sonntäglichen Tanzlokalen, die sonst die Ausflügler lockten, war es still geworden und nirgends hörte man Musik. Nur auf den Dampfschwalben herrschte – wie auf allen übriggebliebenen Verkehrsmitteln – das bunteste Gedränge. Aber niemand beklagt sich, die Männer sind von ausgesuchter Höflichkeit und die kleine Midinette, der ein Reservist versehentlich auf den Fuss getreten, verbeisst den Schmerz, indem sie lachend meint: «Dir wird der Fuss auch manchmal weh tun, bis du in Berlin bist!»

Den einzigen Zeitvertreib bieten dem noch immer zu Tausenden über die Boulevards – die Capucines heissen jetzt Boulevard des Belges – bummelnden Fremdenpublikum die Kinos, die durch Vorführung von Kriegsbildern am allgemeinen Patriotismus teilnehmen. Aber wie unwichtig dünken uns nun all die packenden Tragödien und Liebesintrigen, die vor Kurzem noch Phantasie und Nerven fesselten – ja das Leben selbst wirkt unbedeutend und arm, seit das eine, furchtbare Erlebnis uns alle beherrscht und unser ganzes Dasein auf neue unbekannte Grundlagen stellt: der Krieg!

Bange Stunden

27. August.

Die grosse Schlacht ist geschlagen. Die fieberhafte Spannung, die vom 22. bis 24. August aller Augen nach Belgien gerichtet hielt, machte unverkennbarer Entmutigung Platz. Nicht dass Paris aus seiner Ruhe, die es seit Beginn des Krieges kennzeichnet, herausgetreten wäre; aber auf den

Gesichtern war tiefe Sorge zu lesen. Bedeutete Charleroi den Anfang vom Ende, die erste Etappe eines Rückzuges, der bis zu den Toren der Hauptstadt reichen würde, oder war es nur ein vorausgesehenes Manöver zum Übergang in die Defensive? Die Zeitungen gaben die letztere Deutung; aber ihre Überschriften, die bisher voll Enthusiasmus gewesen waren, erschienen in verkleinerten Lettern und die Vorübergehenden lasen sie nicht mehr über die Schultern der Camelots. Das war ein trostloser Morgen, der 25. August; über der fleissigen Menge, die alltäglich von den Vorstadtbahnhöfen nach den Ateliers und Bureaus strömt, lag die ganze Last des Ereignisses, man fühlte, dass eine grosse, kühne Hoffnung zertrümmert war. Niemand sprach mehr vom siegreichen Vordringen im Elsass, vom Hasenpanier der erschreckten Feinde; die lustigen Anekdoten, die aus den Soldatenbriefen von Mund zu Mund kolportiert worden waren und jene fröhliche Kriegsstimmung erzeugt hatten, die den künftigen Sieger zu kennzeichnen scheint, verstummten mit einem Male. Aus dem Kriege, der bisher ein patriotisches Erlebnis voll heroischen Aufschwunges gewesen war, wurde eine furchtbare blut- und tränengetränkte Wirklichkeit, die vielleicht in wenig Tagen schon an den Toren von Paris selbst anklopfte. Vergessen waren die Siegestrophäen, die die von der Front zurückkehrenden Verwundeten mitgebracht hatten: die Pickelhauben, die Tornister, die Lanzen, die Ehrensäbel, man sah nur noch das Elend der massenhaft mit den Zügen ankommenden Flüchtlinge aus Belgien und Nordfrankreich, die die Boulevards belebten wie am Tage der Mobilisation. Mütter mit Säuglingen an der Brust, Bäuerinnen in ländlicher Haube und mit einem Korbe auf dem Rücken, in dem sie ihre Habe zusammengerafft, halbnackte Bergarbeiter, die man aus den Schächten getrieben, Waisenkinder, die ein Bündel nach sich schleppten – sie bildeten einen einzigen traurigen Zug, der Hilfe und Aufnahme begehrte. Die Schilderung aus Goethes «Hermann und Dorothea» erstand leibhaftig vor unserm Auge, nur unendlich trauriger noch: die junge Mutter, die wär in unserm Hause aufnehmen, hatte von vier kleinen Kindern ein einziges aus dem brennenden Gehöft retten können, andere erzählten, dass sie die Ulanen mit ihren Lanzen vor sich hergetrieben hätten, damit sie die eigenen Truppen am Schiessen verhinderten. Das Entsetzen vor den unsäglichen Greueln des Krieges hatte diese Leute, unter denen Arm und Reich nur noch durch einen Fetzen Tuch sich unterschied, nach Paris getrieben, wo sie sich in Sicherheit glaubten,



L'Exode Belge.

D'après la lithographie originale de M. Steinlen, Propriété des Editions «La Guerre»
110 avenue Victor Hugo, Paris.

nicht ahnend, welche traurige Vision sie in die eben noch siegeszuversichtliche Seinestadt trugen. Man muss es anerkennen, dass die Franzosen die Belgier mit brüderlicher Hilfsbereitschaft aufnahmen und ihnen die Dankbarkeit für den heldenmütigen Widerstand ihres Vaterlandes in Wort und Tat zum Ausdruck brachten.

Schon die Besetzung Brüssels hatte in Paris tiefes Mitgefühl und Beschämung hervorgerufen, man hätte gewünscht, dass die französische Armeeleitung wenigstens einen Versuch gemacht hätte, dem befreundeten Staate diese Demütigung zu ersparen. Den guten Willen wenigstens haben Frankreich und England durch die Leistung der Kriegskontribution an Stelle Belgiens bewiesen und durch die Schlacht von Charleroi dann unzweideutig auch ihre physische Ohnmacht, die gewaltigen deutschen Heeresmassen aus Belgien zurückzuwerfen.

Die Presse, die kurz zuvor mit solcher Energie vom Kriegsministerium die volle Wahrheit verlangt hatte, da man nur so der Panik vorbeugen könne, sah nun selbst die Notwendigkeit zu grösserer Zurückhaltung ein. *Toute vérité n'est pas bonne à dire!* Dieses opportunistische Motto ist in einem zur Begeisterung wie zur Niedergeschlagenheit leicht disponiertem Volke in Kriegszeiten sicherlich nicht unangebracht. Die Nerven der Pariser befinden sich seit Wochen in einer furchtbaren Spannung und jede Alarmnachricht stürzt eine Millionenbevölkerung vom Vertrauen in die tiefste Niedergeschlagenheit. Die moralische Kraft, der persönliche Mut des Individuums mögen noch so hoch sein, es gibt Massenstimmungen, die in der Atmosphäre liegen und deren Einfluss man sich nicht entziehen kann.

Eine grosse Aufgabe erfüllen in diesen Tagen der Prüfung Clemenceau, Maurice Barrés, de Mun, Gustav Hervé, die durch ihre moralische Autorität die Regierung unterstützen. Gustav Hervé, der die Flinte ergreifen wollte, um für die Freiheit der Republik zu kämpfen, ist auf die Bitte des Kriegsministers auf seinem Journalistenposten geblieben, da er durch die Macht seiner Feder und seines Wortes die syndikalistischen Elemente beherrscht und sie um das nationale Banner schart. Frankreichs Journalistik sucht heute mit ihren glänzenden Mitteln der Rhetorik und des moralischen Aufschwunges der Nation die Pflicht der Stunde zum Bewusstsein zu bringen: Ausharren vor dem Feinde! Kaltblütigkeit zu Hause! Die Unmittelbarkeit der Gefahr hat einen schönen nivellierenden Zug in das soziale Leben der Grossstadt hineingetragen. Die Arbeiterfrau

klagt ihr Leid der schwarz gekleideten eleganten Dame, von der sie sich in diesen feierlichen Stunden durch keine Kluft mehr getrennt fühlt. Paris tut alles mögliche, um den hilflos Zurückgebliebenen das Los erträglich zu machen und staatliche und private Initiative wetteifern miteinander. Die bedürftigen Frauen der im Felde stehenden Soldaten erhalten täglich Fr. 1. 25 und 50 Rp. für jedes Kind in den Mairies ausgehändigt; für die Gattinnen der Künstler und Schriftsteller, für die kinderreichen Familien sind besondere Fürsorgewerke ins Leben gerufen worden. Zahlreiche Restaurants und Vergnügungslokale spenden ihre Tageseinnahme einem wohltätigen Zwecke.

Nur die Kinder scheinen von dem grossen Geschehnis nicht berührt zu sein, sie fragen wohl ab und zu nach Papa oder Bruder, die Knaben spielen Franzosen und Deutsche, oder in der Schule liest ihnen der Lehrer die Heldentaten von Valmy und Austerlitz vor. Aus der Unschuld der Jugend weht einem ein Trostgedanke in dieser schweren Zeit entgegen, man sieht wieder eine Zukunft vor sich und die Erwachsenen sagen sich: für die heranwachsende Generation greifen wir heute zu den Waffen, ihr wird der Friede zugutekommen, den wir mit unserm Blute erkaufen wollen....

Die Konstituierung eines nationalen Ministeriums mit Millerand an der Spitze der Kriegsverwaltung hat allen zum Bewusstsein gebracht, dass für die Republik die Stunde des Entscheidungskampfes gekommen ist. «Alle unsere Gedanken eilen zur Grenze und wir Zurückbleibenden fühlen uns wie verwundet....», hat Taine von solchem Augenblicke gesagt. Von den frischen Regimentern, die nach Norden ziehen, geht ein fröhliches Vertrauen aus, das sich dem Spalier bildenden Volke mitteilt. Siegen oder sterben, ein Mittelding gibt es nicht mehr. Zu Tausenden strömen die Freiwilligen zu den Fahnen Frankreichs, keine Nation, die nicht vertreten wäre! Der weite Platz vor dem Invalidendom starrt von Bajonetten und in vorderster Reihe drängen sich die Italiener und Spanier, die der bedrohten Schwesternation zu Hilfe eilen. In Versailles, wo wir letzten Sonntag französischen Kameraden «Bonne chance!» wünschten, erhebt sich stolz die Silhouette des Sonnenkönigs vor der Schlossfront und das Eingangstor sollte eben mit einer neuen Vergoldung überzogen werden als der Krieg die Arbeit unterbrach. Nun sind Blut und Eisen notwendig geworden, den alten Glanz zu renovieren....



Generalissimus Joffre.

Drittes Kapitel

ÜBER DIE SCHLACHTFELDER DER MARNE

Die Schlacht am Ourcq

MEÀUX, im Mai 1915.

Es ist ein Erlebnis von schwermütigem und für den Freund Frankreichs gleichzeitig befreiendem Gehalt, in diesen leuchtenden Maientagen über die Schlachtfelder der Marne zu wandeln, wo der Pflug zum erstenmal die blutgetränkte Erde erneuert. Feierliche Stille hegt über den weiten Ebenen, der Wind nur säuselt durch das Gras und in den zerschossenen Bäumen zwitschern die Vögel. So ungestört konnte der Frühling noch nie sein Werk verrichten; denn die Dörfer schlafen und die Bauern zogen in den Krieg. Nur da und dort sitzen Mütter auf der Schwelle ihres Hauses, das im neuen roten Ziegeldach festlich leuchtet, sie weinen um den gefallenen Sohn oder den Mann, der droben bei Arras kämpft, während der Grossvater gesenkten Hauptes das Pferdegespann über die gefurchten Felder leitet. Man könnte an ein Bild von Segantini erinnert werden, von so schwermütiger Schönheit ist das Land. Fern am Horizont verlaufen die blauen Hügelzüge, die das Tal der Marne begleiten und von denen aus Frankreich zum grossen Gegenschlage ausholte. Ein furchtbares Ringen war es, im Sonnenlicht flimmern Tausende von weissen Kreuzen und zerfetzte Fähnchen flattern im Winde, die Feldzeichen einer ganzen Armee, die hier in kühler Erde ruht. Wenn man über diese Felder geht, fühlt man sich den Toten näher als den Lebenden und fröstelnd vor solcher Einsamkeit beschleunigt man den Schritt. Aber das Schlachtfeld ist unendlich weit, man wandert Stunden und Stunden, und immer neue Kreuze zeichnen sich am Horizonte ab. Droben an der Aisne wird weitergekämpft und bei starker Windströmung vernimmt man den dumpfen Kanonendonner, den der Bauer in gewöhnlichen Zeiten für das Grollen eines fernen Gewitters halten würde.

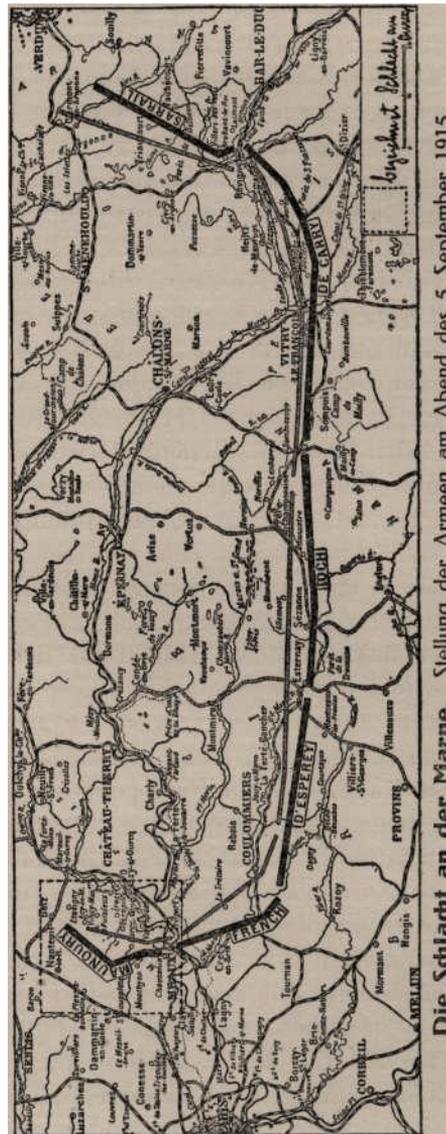
Dieses friedliche Land, das heute die Kirschblüte und das junge Grün der Wälder bekränzt, es schimmerte im Golde des Herbstes als der fremde

Eroberer seinen Fuss dareinsetzte. Musste er nicht Rührung empfinden, wenn er darüber hinblickte, im fernen Dunst die Türme von Paris ersehend? Das waren dieselben Kornfelder wie zu Hause, das Wiesental, von dem das Volkslied singt, die Wälder, mit deren Laub er sich zum Siege hatte schmücken wollen. Diesem Siege war er nachgeeilt, wie der Knabe dem bunten Schmetterling, ohne Gedanken an die Gefahr. Und ehe er sich's versah, war's an das grosse Sterben gegangen, und dem Gegner, den er verachtet, wuchsen über Nacht Riesenkräfte und aus dem idyllischen Stück Erde wurde einer der grössten Friedhöfe der Weltgeschichte. So wollte es Schicksal spruch und der stolze siegesgewisse Eroberer sah se'ne Laufbahn jäh gebrochen. Heute verkündet dem Wanderer ein Obelisk, dass hier die besten Söhne Frankreichs gefallen, zur Rettung und zum Ruhme des Vaterlandes.

In den Schlachten an der Marne haben die Franzosen hergegeben, was ihre Rasse an Begeisterungsfähigkeit, Opferwille, Heldentum besitzt; denn nur eine Nation, die um ihr Höchstes kämpft, konnte unter ungünstigen Umständen einen solch folgenschweren Sieg erringen. Weder die Deutschen noch die Engländer, die ja beide auf fremdem Boden fochten, waren in jenen Kämpfen moralisch auf derselben Höhe wie die Franzosen. Die Engländer versagten, indem sie den Umschwung aus der Defensive zur Offensive nicht rasch genug vollzogen und die strategische Lage nur schwächlich ausnützten. Die Deutschen liessen sich durch den unerwarteten Widerstand dermassen verblüffen, dass sie die wirkliche Stärke des Gegners überschätzten und die Partie preisgaben in einem Augenblicke, wo sich dieser erneut überflutet glaubte! Es genügt, die Armeebefehle jener Tage nachzulesen, um das Kritische der Lage einzusehen und das Würfelspiel des Schicksals zu erkennen. Schlachtenglück ist vielleicht nichts anderes als das tiefinnerliche Bewusstsein einer Truppe, dass sie das Teuerste verteidigt und siegen muss.

Das Gros der französisch-englischen Streitkräfte befand sich seit dem 27. August in ununterbrochenem Rückzuge. General Joffre hatte mit bewundernswerter Selbstbeherrschung die Schlacht zwischen Sambre und Maas trotz einer Reihe von Teilerfolgen abgebrochen und den im Norden kämpfenden Armeen den Befehl erteilt, sich bis hinter die Seine zurückzuziehen, wo sie durch die Reserven verstärkt zur Offensive übergehen konnten. Die am 25. August in der Somme neu gebildete 6. Armee unter

General Maunoury sollte zum Schutze der Hauptstadt dienen, deren Verteidigung in den Händen des früheren Gouverneurs von Madagaskar, General Galliéni, lag. Wider Erwarten griff von Kluck Paris nicht an, sondern bog nach Südosten in der Richtung von Meaux ab, wo sich der durch die Engländer gebildete linke Flügel der französischen Front befand. Galliéni erstattete dem Generalissimus als erster von der Richtungsänderung des Feindes Rapport und schlug einen sofortigen Flankenangriff der Armee von Paris vor. Im Laufe mehrerer Telephon-Gespräche klärte sich die Situation soweit auf, dass Joffre, einverstanden mit Galliéni, den Befehl zur allgemeinen Offensive zwischen Verdun und Paris erteilen konnte. Der Armee Maunoury, die aus dem 7. Korps unter General Vautier und einem Reservekorps unter General Lamaze bestand, fiel die Aufgabe zu, den Deutschen den Rückzug abzuschneiden und auf Château-Thierry zu marschieren.



Am 6. September setzten sich die beiden Korps in östlicher Richtung in Bewegung und gelangten bis auf die Höhe von *Meaux*, die feindlichen Vortruppen vor sich hertreibend. Am Abend dieses Tages reicht die Front des Generals Lamaze von *Penchard* nördlich Meaux über *Barcy* und *Marcelly*, während sich das 7. Korps unter General Vauthier zur Umklamme-

rung gegen *Acy* und *Etavigny* umbiegt. Das 4. deutsche Reservekorps, das eine starke Stellung zwischen *Vareddes* und *Trocy* besetzt hält (das einzige Korps der von Kluckschen Armee, das die Marne noch nicht überschritten hatte) wird in die Enge getrieben und droht, umfasst zu werden, bis ihm das zweite und das neunte Korps, die unbehelligt durch die Engländer Marne und Ourcq zum zweitenmal überschritten, zu Hilfe eilen. Die Kämpfe auf dem linken Flügel der Armee Maunoury (*Vauthier*) sind überaus blutig und zwingen diesen, gegen *Villers- St. Genest* und *Bouillancy* zurückzugehen. Das französische Umfassungsmanöver ist gescheitert, v. Kluck hat seinen Rückzug exzentrisch gestaltet, so dass am Abend des 8. September die Armee von Paris von der Übermacht erdrückt und ihrerseits au'gerollt zu werden fürchtet. General Joffre schickt als Verstärkung das 4. Korps unter General Boelle nach *Nanteuil-le-Haudouin*, eine Division davon muss nach Süden zur Unterstützung der Engländer abgegeben werden. Dazu kommen jene paar tausend Mann, die General Galliéni in aller Eile in Paris zusammenrafft und in 800 Taxis nach der Front bringen lässt, im Ganzen kaum mehr als eine Brigade. Dieses Manöver und der heldenmütige Widerstand der Armeen Lamaze und Vauthier entschieden die Schlacht. «Eine Truppe, die nicht mehr vordringen kann, muss, koste es, was es wolle, das eroberte Terrain halten und sich eher auf dem Platze vernichten lassen, als zurückweichen», hatte der Tagesbefehl Joffres gelautet und er hatte seinen Zweck nicht verfehlt. Am Morgen des 10. September ermatteten die deutschen Angriffe, die Kolonnen, die am Vorabend im Norden und Nordwesten von Nanteuil aufgetaucht waren und die französische Heeresleitung mit Besorgnis erfüllt hatten, traten den Rückzug an, wohl im Glauben, eine neue Pariser Armee vor sich zu haben, v. Kluck, der sein Hauptquartier im Schlosse von *Betz* gehabt hatte, musste dasselbe in aller Eile verlassen, während Joffre von *Glaye* aus an die siegreichen Truppen die Proklamation erliess: «Die sechste Armee hat sich während fünf Tagen ununterbrochen gegen einen Gegner geschlagen, der nicht nur zahlreich, sondern durch eine Reihe vorausgegangener Erfolge in seinem Selbstvertrauen mächtig gestärkt war. Hart musstet ihr kämpfen, eure Verluste waren gross, die Entbehrungen und Anstrengungen, die ihr ei tragen habt, überschreiten menschliche Vorstellung. Eure Standhaftigkeit und euer Mut sind über jedes Lob erhaben. Kameraden, der General verlangte

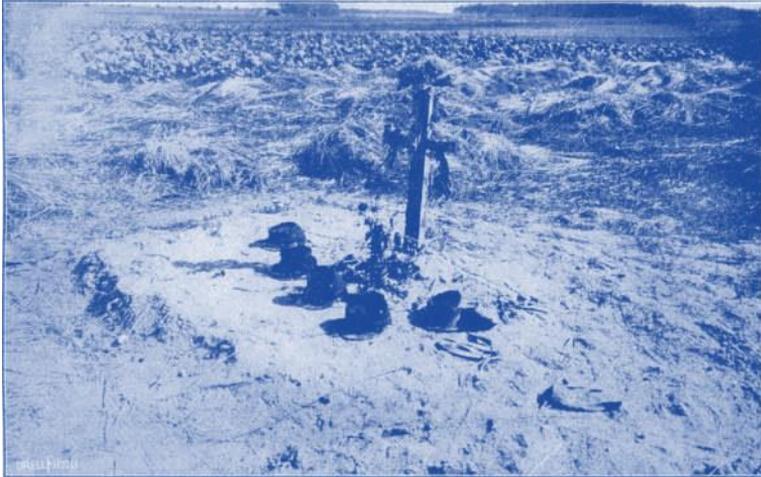
von euch im Namen des Vaterlandes, mehr zu tun als eure Pflicht war; ihr habt das unmöglich Scheinende möglich gemacht. Euch danken wir den Sieg!' All diese Orte, wo sich das blutige Ringen abspielte, sind heute das Ziel von Pilgerfahrten schwarz gekleideter Menschen. In Meaux wurde ein Dienst für Gesellschaftswagen eingerichtet, in denen die Familien über Land fahren, um das Grab eines Angehörigen aufzusuchen. Einst zogen sie in denselben Wagen zur Pfingstfahrt und zur Hochzeit aus, die jungen Leute sangen und die Alten sahen mit heiterem Blicke in die Zukunft, heute liegen Schweigen und Trauer über den Menschen, die nicht passen wollen zum Gezwitzcher der Vögel und zum sonnigen Land ringsum. Vor einem einsamen Dorfkirchhof, dessen Mauern von Schiesscharten durchlöchert sind und wo auf den zahlreichen frischen Gräbern bunte Soldatenmützen liegen, herrenlos, verwittert, als stammten sie aus dem Laden eines Trödlers, endet die traurige Fahrt. Findet sich der teure Name auf keinem der weissen Holzkreuze aufgezeichnet, so sucht man ihn draussen im Felde zu entdecken, wo die Massengräber liegen. Freund und Feind ruhen da beieinander, und die Territorialsoldaten, die mit der Exhumierung flüchtig begrabener Leichen betraut sind, vermögen sie oft nur an der Feldflasche, am Stiefel zu unterscheiden. Von ungelenker Hand ist da zu lesen: «Un Allemand», «Trois Zouaves», Inschriften, die trotz ihrer Anonymität und ihrer Kürze alles sagen. Dann wieder begegnet man verkohlten Brandstätten, und es ist, als ob ein Bild aus der germanischen Sagenwelt vor einem aufstiege, wenn man hört, dass hier das abziehende Heer seine gefallenen Krieger verbrannt hat. Die Bewohner der Dörfer erzählen, dass sie bei ihrer Rückkehr Mitte September noch Tausende von herumliegenden Leichen begraben mussten, dass ein kleines unscheinbares Grab am Wege oft fünfzig und hundert Soldaten birgt. Wen ergriffe bei solchen Schilderungen nicht Abscheu und Grausen vor dem Kriege, dessen nackte Wirklichkeit denjenigen wohl stets verschlossen blieb, die ihn in ihren Liedern zu preisen wagten!

Zwei Tage lang sind wir so über blutgetränkte Erde gewandert und haben erst einen Teil des riesigen Schlachtfeldes der Marne durchmessen. Von Penchard, wo die Marokkaner und Territorialtruppen gegen das mörderische Feuer der Deutschen anstürmten, nach Chambry, Barcy, Marcilly, die die unverrückbare Front der Armee des Generals de Lamaze vom 6. bis zum 9. September bildeten, ein kilometerlanges blutgetränktes Band

auf grünem Klee und gelbem Stoppelfeld. Bei Etrépilly, Vareddes und Trocy Spuren des kräftigen Widerstandes der Deutschen, zerzauste Wälder, weithin dominierende Artilleriestellungen, sorgfältig angelegte Schützengräben, eingehegte Massengräber. Auf dem nördlichen Flügel wechselten die Dörfer mehrmals den Besitz, sie sind ärger zerschossen, und den Strassen entlang hängen noch immer die zerschnittenen Telephondrähte. Vincy, Acy-en-Multien, wo die 14. Division des Generals de Villaret mit einer «*furia francese*» ohnegleichen sich auf das zweite deutsche Korps warf und schliesslich doch weichen musste, Etavigny mit seinem malerisch zerschossenen Kirchturm, Villers-St. Genest, das Wäldchen südlich von Betz – all diese Namen bezeichneten Etappen der dahinrollenden Schlacht am Ourcq. Unsere Enkel werden davon im Einzelnen erzählen, für uns Zeitgenossen ist die Gegenwart zu gewaltig, als dass wir dabei verweilen dürften.

Sézanne und Montmirail

In dem malerisch ins Flusstal eingebetteten Städtchen *Sézanne* herrschte zur Zeit der Schlacht an der Marne ein aufregendes Kommen und Gehen, hatten doch hier die Oberkommandierenden French und Joffre ihre Besprechungen am Vorabend der allgemeinen Offensive und zählte die Wirtin im Hôtel de France nicht weniger als fünfzehn Generäle, die bei ihr Quartier genommen. Hier zogen die afrikanischen Kontingente durch, die am Morgen des 8. September die Höhen nördlich von Sézanne dem Feinde entrissen und die preussische Garde gegen die Sümpfe von Saint-Gond zurücktrieben. Es war dies der Coup de maître des Generals Foch, der hier eine Lücke zwischen der bereits im Rückzug begriffenen Armee Bülows und derjenigen Hausens entdeckte, und damit die deutsche Schlachtordnung ins Wanken brachte. Wir besuchten an einem der letzten Augusttage das *Schloss Mondement*, das den Schlüssel der weithin dominierenden Hochplateaustellung gebildet hatte und von den Deutschen mit einer Hartnäckigkeit ohnegleichen verteidigt worden war. In dem niedergetretenen, vom Ziegelbrei überschütteten Schlossgarten, wo der Feind über tausend Leichen zurückgelassen hatte, blühten die Maréchal Niel-Rosen, und um die zerschossenen Rundtürme, aus denen die deutschen Mitrailleusen den



Massengrab am Pelit Morin.



Deutsche Schützengräben vom August 1914, als Massengrab dienend.

Tod in die Reihen der immer wieder anstürmenden Marokkaner gesät hatten, glitzerte das Spinnweb in der Morgensonne. Ein langes rechteckiges Massengrab, auf dem frische Trikoloren wehen, liegt seitwärts am Waldrand, von zersplitterten Baumstümpfen umrahmt. Nichts stört die feierliche Stille des Ortes, der wie ein erstarrtes Bild des Krieges in seiner ganzen Sinnlosigkeit und heroischen Grösse dem Wanderer an die Seele greift.

Vom Schlossberg geht's hinab zu den vom Bombardement arg mitgenommenen Dörfern Oyes, Reuves, Broussy, Bannes, die am Rande der berühmt gewordenen *Marais-de-Saint-Gond* liegen. Die volkstümliche Phantasie hat darin ein Gegenstück zu den Masurischen Seen erblicken wollen, in Wirklichkeit handelt es sich um eine mit hohem Sumpfg Gras bewachsene, von Tümpeln und Mooren durchzogene Ebene von etwa 15 Kilometer Ausdehnung, die den Rückzug der Deutschen erschwerte. Da dieselbe von der französischen Artillerie beherrscht wurde, erlitt die preussische Garde starke Verluste, ohne dass man sich dabei ein Versinken im Moorboden vorzustellen braucht. Die deutsche Artillerie hatte auf den Hügelzügen nördlich Villevenard und Coizard ihre Stellungen und schützte von dort aus die wenigen durch die Sümpfe führenden Strassen. Ein Hirtenmädchen, das inmitten der Orchideen und Weidenbüsche versteckt sitzt, als wäre es die Nymphe der trügerischen Wasser, lächelt uns zu und versichert uns, dass kein Prussien mehr in den Sümpfen zu fürchten sei. – Unser Weg führte uns dann in westlicher Richtung dem Petit Morin entlang zunächst nach *Saint-Prix* mit seiner durch blutige Kämpfe berühmt gewordenen Kapelle am Waldrand, wo die französischen Tirailleurs zur Verfolgung des Feindes hervorbrachen. Nunmehr erweitert sich das Flusstal zur sonnigen Matte, die von Herdengeläute ertönt und uns mit ihren gewellten Strassenzügen an die Schweiz erinnerte, wären nicht auf den bewaldeten Kuppen jene schlossartigen Herrschaftssitze, die der französischen Landschaft ihre Eleganz verleihen. Dem Petit Morin folgen wir bis zu dem stolz thronenden *Montmirail*, das dieser auf drei Seiten umschlingelt. «Auf klassischem Boden habt ihr die Kerntuppen des alten Preussen, die brandenburgischen, westfälischen und hannoveranischen Regimenter geschlagen und zum Rückzug gezwungen...» konnte Franchet d'Esperey am Abend des 8. September an seine Armee proklamieren, haben doch in Montmirail, Vauchamps und Champaubert vor genau hundert Jahren die

Truppen Napoleons siegreich Blücher bekämpft. Die Stube, in der wir unser Mittagsmahl einnahmen und wo ein deutscher Armeestab während der Besetzung von Montmirail sein Quartier hatte, war mit Stichen aus dem Zeitalter Napoleons geschmückt und zeigte den deutschen Offizieren die Charge der französischen Kürassiere bei Friedland. Sie haben nicht daran gerührt, wie auch die Siegestsäule mit dem napoleonischen Adler, die auf dem Schlachtfelde von 1814 steht, intakt geblieben und nur die Kette der Umzäunung niedergetreten ist. Bei ihrer exponierten Lage hat die Stadt keineswegs gelitten, obwohl sie von der englischen und französischen Artillerie, die im Halbkreis aufgefahren war, einen vollen Tag lang bombardiert wurde. Die den Rückzug deckenden deutschen Maschinengewehre befanden sich in den steilabfallenden Gärten rings um die Stadt verschantzt, und der letzte Feldgraue war in der Richtung von Epernay verschwunden, als die Verbündeten in Montmirail unter dem Jubel der Bevölkerung einzogen.

Man hat mit Recht die Schlacht an der Marne als das grosse strategische Ereignis gepriesen, das den Umschwung herbeiführte und die deutsche Offensive gegen Paris und das Zentrum Frankreichs brach. Nicht weniger bedeutungsvoll sind indessen die Kämpfe in der Picardie, im Artois, in Flandern, weil sie die späteren Absichten des deutschen Generalstabes sukzessive durchkreuzten und reiche Provinzen vor der Invasion schützten. Nach den sechstägigen Kämpfen an der Marne und dem Rückzuge hinter die Aisne gelang es den Deutschen dank ihrer zahlreichen schweren Artillerie, die den Franzosen damals noch fehlte, festen Fuss zu fassen und sich einzugraben. Während zwei Monaten bemühten sich die Gegner, eine Entscheidung durch Weiterentwicklung nach Norden gegen das Meer hin herbeizuführen, ohne Erfolg. Es ist die berühmte *Course à la mer*, deren Detailschilderung wir der Geschichtsschreibung überlassen wollen. Nur so viel sei erwähnt, dass die deutschen Durchbruchs- und Umfassungsversuche an der Somme einsetzten, nach Arras und schliesslich nach Dixmude und Nieuport sich verschoben. Der letzte kraftvolle Stoss wurde gegen Ypern unternommen; sein Mislingen bedeutete das Ende des Bewegungs-

krieges an der Westfront. Aus den Kämpfen an der Iser und um Ypern, die mehrfach kritisch für die Verbündeten waren, ist die eigentliche französisch-belgisch-englische Waffenbrüderschaft hervorgegangen. Ohne das lebendige Solidaritätsgefühl von Truppen und Führern hätte der Weg nach Calais nicht mit diesem Erfolge verteidigt werden können.

Viertes Kapitel

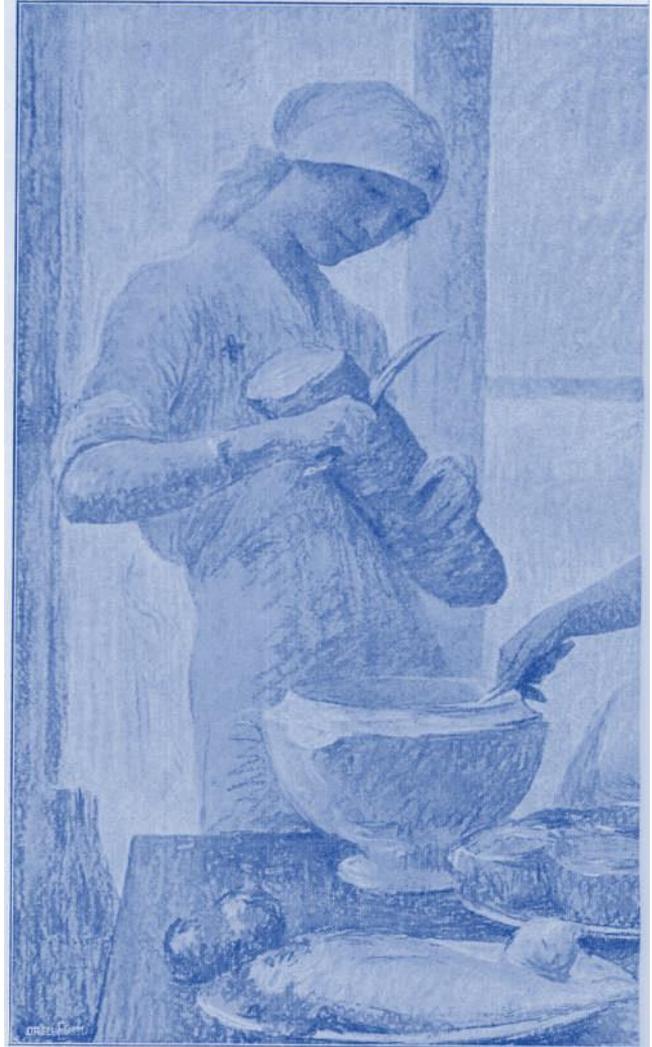
DAS LEBEN HINTER DER FRONT

Paris im ersten Kriegswinter

22. Januar 1915.

Unsere Phantasie ist geneigt, sich das lebenslustige Paris in diesen Tagen von Wolken umhüllt, unter der Asche eines welterschütternden Bebens vorzustellen, um an das realistische Bild Zolas zu erinnern. In Wirklichkeit: wer durch die Strassen von Paris flaniert, würde – wenigstens tagüber – nicht allzu viel vom Kriege wahrnehmen, trüge er nicht den Gedanken an das furchtbare Weltereignis, dessen Mittelpunkt keine Stadt so sehr wie Paris ist, mit sich herum. So aber heftet sich sein Blick unwillkürlich an jede Erscheinung, die damit äusserlich in Zusammenhang steht und projiziert alles mögliche Seelische in eine Welt hinein, die sich im Grunde nicht allzusehr verändert hat. Paris ist trotz allem Paris geblieben und verleugnet nach sechs Monaten beispielloser nationaler Kraftanspannung seine Wesensart nicht. Derselbe feine ironische Zug, der das Leben versteht, geniesst und belächelt, schwebt noch immer als Dominante über der geistigen Atmosphäre dieser stolzen Stadt; so stark die Woge des Patriotismus zur Stunde durch die Herzen brandet, so trotzig entschlossen der Wille bei hoch und niedrig, Mann und Weib ist, am Feinde, der den Frieden gebrochen, Vergeltung zu üben, so wenig vermag dieses Volk die Grazie und die Eleganz, die seine Natur sind, in den alltäglichen Lebensformen zu missen. Wie überall, hat sich auch an der Seine eine Art normalen Daseins im Kriege herausgebildet, und dass dieses seine besonderen, früher nicht gekannten Reize aufweist, das ist für den keine Überraschung, der den reichen Gehalt der Pariser Seele an Sensibilität, tapferer Selbstbeherrschung und vibrierendem Enthusiasmus kennt.

Es ist etwas Gedämpftes um das sonst so lärmende Tun und Treiben; eine vornehme Ruhe, ein Hauch sonntäglicher Feierlichkeit hegt über der Millionenstadt, deren Strassenzüge freier verlaufen und bisher unbeachtete Prospekte enthüllen, deren Plätze in der ganzen monumentalen Weite, wie sie das Schöpferauge des Architekten geschaut, dem Blicke sich offenba-



Les Tisanières. — Freiwillige Krankenp

Nach einer Pastellzeichnung



rinnen bei der Bereitung der Mahlzeit.

In Louise-Cath. Breslau.

ren. Wer Paris früher der Hingabe ans Vaterland; vom Regen verwaschen, von der Sonne gebleicht, hängt sie heute unbeachtet an der Stange; an ihrer Stelle gleiten still die langen Trauerschleier unzähliger Mütter und Gattinnen durch das Menschengewühl und fordern die Vorübergehenden zur Reverenz auf. Der Anblick dieser graziösen Gestalten, die das schwarze Trauerkleid noch schlanker erscheinen lässt, und die selbst in Schmerz und Leid ihre Schönheit bewahren, ist vielleicht die ergreifendste Vision des männergewaltigen Krieges. Jene junge, blonde Frau, die ihren Gatten und mit ihm ihr Glück und ihre Zukunft hat opfern müssen, ist sie nicht die Verkörperung des Dichterwortes: «Les heures nous restent pour pleurer les instants». Dort eine Matrone im Häubchen der Stiftsdame, der der Krieg den einzigen Sohn geraubt. Ich fürchte die «Boches» nicht, hatte er lustig gesagt, als er zum zweitenmal nach der Front zurückkehrte. «Ja, die Deutschen brauchte er nicht zu fürchten, aber ihre Kugeln!» meint schmerzlich zu mir die Mutter.

Und unzählige andere, die den Witwenschleier noch nicht haben umlegen müssen, verzehren sich in banger Ungewissheit und Sorge für den Morgen. Wenn ihr Blick zufällig den Spiegel trifft, erschrecken sie über die Veränderung; was sonst Jahre nicht vermögen, haben wenige Monate vollbracht; Einsamkeit macht vor der Zeit altern. Wie rasch nehmen diese feingeschnittenen Gesichter, wie man sie nur in Paris findet, harte, willensstarke Züge an, während Schmelz und Duft des Frühlings vergehen unter der allzureichen Last der Tränen. Vom Kriege heisst es: er fällt die Blüte der Männer; aber mehr noch als diese leiden unter ihm Jugend und Schönheit der Frauen.

Und wiederum, woher erwächst dieser Nation die moralische Kraft zu ihrem Widerstande anders als von den Frauen, die mit ihrem heitern Lächeln und ihrer an die Antike gemahnenden Ruhe die Krieger in die Schlacht geleiten? Wie wissen sie ihr zerrissenes Innere unter einer mutig-zuversichtlichen Maske zu verbergen. Und wenn man sie belauscht: Flüchtig verrichten sie ihr Gebet in den Kirchen, es ist kein mystisches Hingeben an eine durch Bitten zu erweichende Gottheit, es ist ein schlichtes, gefasstes: «Dein Wille geschehe». Aus ihrem Munde habe ich auch zuerst das Lob des Feindes vernommen: «Sie sind tüchtig, diese Deutschen, sonst könnten sie solchem Anprall nicht widerstehen!»

Tatenloses Trauern ist nicht Sache der Französin. Schmerzliche Verluste im Felde haben für sie neue Pflichten geschaffen. In den grossen

Speisehäusern von Paris, wo man billig und gut isst, kann man verwitwete Mütter mit drei und mehr Kindern einkehren sehen; die älteste Tochter steht der Mutter bei und besorgt die kleinen Handreichungen und Zahlpflichten, die sonst dem Gatten oblagen – ein rührendes Bild. Andere haben sich mit der ihnen eigenen Energie daran gemacht, die Geschäfte ihrer im Felde stehenden Männer fortzuführen. Wenn heute die Schneider- und Modegeschäfte der Rue de la Paix und der Avenue de l'Opéra noch Arbeiterinnen beschäftigen und für den Export arbeiten, so ist dies grossenteils das Verdienst der geschäftsklugen und energischen Inhaberinnen, die trotz Kriegsnot ihre Kunden in allen fünf Erdteilen zu finden verstehen. Freilich, viele, die unter dem Druck der Zeit ein kaufmännisches Genie in sich entdeckt haben, wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht, und Theater, Kunst, Literatur, Grossstadtklatsch, die früher in ihren Salons regierten, sind ihnen fremde Dinge geworden. Kurz, wer Paris heute seine Physiognomie verleiht, das sind nicht die zurückgebliebenen Männer und die vielen Ausländer, sondern die Frauen. Nie zuvor konnte sich die Schönheit und Anmut so unbehelligt auf der Strasse zeigen.

* *

Und was diesem elegant gebliebenen Paris einen pikanten Reiz verleiht, das ist der Gedanke, dass es von der eisernen Faust der Kriegsgefahr umklammert ist. Freilich, die Hauptstadt Frankreichs lebt nicht mehr in der «splendid isolation» der ersten Septembertage, wo die Ulanen von Klucks unter ihren Mauern auftauchten, der drohende Alp der banger Augustwochen ist nach dem Siege an der Marne gewichen; aber ein unglücklicher Zwischenfall, wie der Rückzug von Soissons, genügte, um die Nähe des Feindes den Sorglosen in die Erinnerung zu rufen. Die Herzen sind geharnischt, das fühlt derjenige, der unvermittelt in diese Atmosphäre wieder hineintritt. Als am letzten Dienstag abend das Gerücht von einem herannahenden Zeppelin umlief und der Polizeipräfekt die Stadt in tiefes Dunkel versenkte, da las man kein Zeichen der Furcht, wohl aber ernste Spannung auf den Gesichtern. Bis in meine Stube hinauf kommt der dienstbare Geist des Polizeipräfekten, mich ermahrend, den doppelten Vorhang zu ziehen. An jenem Abend durch die Strassen zu wandern, war recht romantisch.

Nur ganz wenige Laternen brannten, durch geschlossene Rolläden blitzte da und dort ein einzelner Lichtstrahl auf das finstere Trottoir; hinter grünen, roten, gelben Vorhängen, in den Hinterstuben der Bars verbargen sich die Menschen geheimnisvoll wie Verschwörer. Den Strassenzügen entlang irrlichterten die Taxis und nur ab und zu lüftete der Reflex eines hell erleuchteten Tram- oder Metrozuges die ägyptische Finsternis. Einzig der Mond liess sich nicht verhängen, so sehr sich auch die Regenwolken darum bemühten.

Umsonst lauschten die Pariser in jener Nacht auf das Orgeln der Propeller und das Rattern der Maschinengewehre. Aber der Name Zeppelin hatte doch eines bewirkt: ein gesteigertes Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gemeinsamkeit aller vor der Gefahr!

Kriegsfürsorge der Stadt Lyon

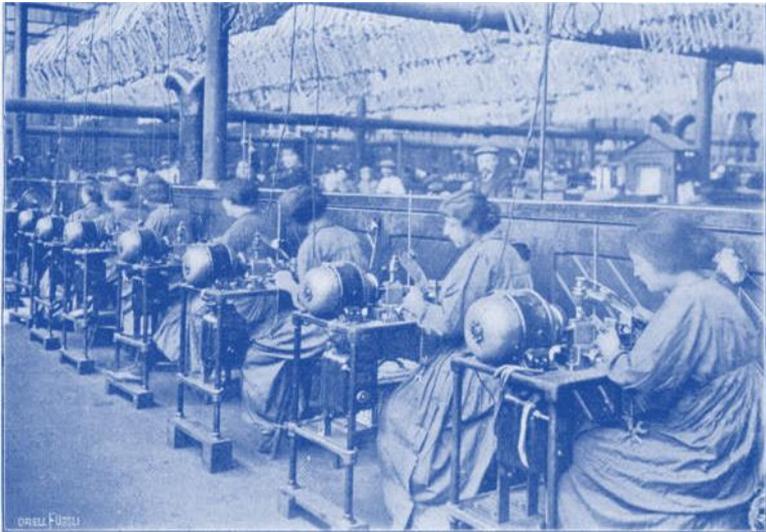
Die Stadt Lyon besitzt in ihrem Bürgermeister *Edouard Herriot* einen Mann, dessen Initiative und Energie weit über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt sind. Hatten wir bei unserem letztjährigen Besuche der Lyoner Ausstellung Gelegenheit, das Organisationstalent dieser hervorragenden Persönlichkeit kennen zu lernen, so bot uns diesmal der Kriegszustand einen Einblick in die gewaltige Summe von sozialer Fürsorge, die Lyon unter der Ägide seines Bürgermeisters geleistet hat. Lyon als die drittgrösste Stadt Frankreichs mit 700,000 Einwohnern war von jeher der Gegenpol von Paris; das Unabhängigkeitsgefühl und der praktische Kaufmannssinn seiner Bürgerschaft stemmt sich den Zentralisationstendenzen des Staates entgegen und sucht auf eigenen Wegen eine von der Bureaucratie möglichst unabhängige Verwirklichung ihres sozialen Ideals.

In einem eleganten Arbeitskabinett, das den künstlerischen Geschmack seines Bewohners verriet, standen wir der männlichkraftvollen Gestalt Herriots gegenüber, die in ihrem bürgerlicheinfachen Äussern etwas Demokratisches an sich hat; der ungemein intelligente Kopf mutet jugendlich an wie der eines römischen Konsuls.

Der Kriegsausbruch stellte die Verwaltung einer volkreichen Industriestadt wie Lyon vor eine schwierige Aufgabe. Der Grossteil der Luxusindustrien schloss seine Fabrikräume vollständig, die Umwandlung der üb-



Die Blinden.



Frauenarbeit in der Munitionsfabrik.

rigen in Werkstätten für den Armeebedarf ging nur langsam vor sich. Von einem Tag auf den andern waren Tausende arbeitslos, ja schlimmer noch dem Hunger preisgegeben. Gleich nach Proklamierung des Belagerungszustandes liess der Maire vom Stadtrat einen Kredit von 300,000 Franken für die unentgeltliche Verteilung von «Suppen» beschliessen; im Zeitraum einer Nacht entstanden in sämtlichen sieben Arrondissements Kantinen, meist in Lokalitäten der Gemeinde untergebracht. Herriot, der den in den Krieg ziehenden Familienvätern die Gewissheit mitgeben wollte, dass die Stadt ihre Frauen und Kinder nicht darben lasse, während sie für das Vaterland kämpften, blieb Tag und Nacht auf seinem Posten und Hess seine Schlafstelle neben seinem Arbeitskabinett aufschlagen. Welche Frequenz die Kantinen in den ersten Monaten aufwiesen, wo die ohne Allokation geliebten Frauen, wie Witwen alleinstehende Mädchen das Hauptkontingent stellten, davon geben folgende Ziffern einen Begriff: im August wurden anderthalb Millionen Mahlzeiten verabreicht, im September zwei Millionen, im Oktober anderthalb Millionen. Ausser den städtischen Suppen trugen die Speisehäuser der stillenden Mütter, eine Schöpfung des Bürgermeisters von früher her, zur Linderung der ersten Not bei. Diese Restaurants des Mères-Nourrices, drei an der Zahl, bieten jeder Mutter, die ein Kind an der Brust hat, dreimal im Tage unentgeltlich eine kräftige Kost, eine Vergünstigung, die seit dem Kriege auf die Schwängern ausgedehnt wurde. Was die Institution von ähnlichen Anstalten in Paris und anderswo unterscheidet, ist der Umstand, dass auf jede Formalität verzichtet und weder nach Name noch Nationalität noch Zivilstand gefragt wird. Statt 31,000 Mahlzeiten, wie in normalen Zeiten, verabreichten diese Speisehäuser im ersten Kriegsquartal 72,000 Mahlzeiten. Ebenso vervierfachte sich die Milch Verteilung in den Kinderkrippen, die täglich auf 1,500 Liter stieg. Gleich in den ersten Tagen der Mobilisation befasste sich die Stadtverwaltung ferner mit der Unterbringung alleinstehender Kinder, in allen jenen Fällen, wo der Vater Witwer oder geschieden war. Während die eigentlichen Kriegswaisen in Asylen untergebracht wurden, fand die genannte Kategorie (300 an der Zahl) meist in Familien Aufnahme, die sie in generöser Weise für ein Jahr und länger, d.h. bis zur Rückkehr des Vaters, adoptierten.

Eine Hauptaufgabe des Maire bildete die Schaffung von Arbeitsgelegenheiten. Als Sozialpolitiker konnte er der permanenten Austeilung von

Unterstützungsgeldern nicht zustimmen, da dieselben zum Müssiggang verleiten und ein unproduktives Kapital darstellen. Durch eine von der Stadt organisierte Stellenvermittlung wurde nicht nur die Masse der Arbeitslosen versorgt, sondern diese ermöglichte gleichzeitig einer Reihe von Betrieben, die wegen Personalmangels eingestellt waren, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Auch konnte dank den von Lyon kommenden Arbeitskräften vielerorts die Ernte, besonders diejenige des Weines, in normaler Weise eingebracht werden. Für Spitalbauten und Geniearbeiten in den Forts fanden gegen 3,000 Arbeiter Verwendung. Noch interessanter ist die Regelung der Frauenarbeit. Ähnlich wie in Paris wurden auch in Lyon eine grosse Zahl von «Ouvroirs» oder Arbeitshallen eröffnet, aber während dort die Initiative der Frauenvereine und Privaten die Hauptrolle spielte, trat hier die Stadt Lyon selbst als Arbeitgeberin auf, was eine gleichmässiger und sozial gerechtere Durchführung garantierte. Aufgenommen wurden zunächst nur die Frauen, die auf keinerlei Unterstützungsgelder Anspruch hatten. Ihr Lohn wurde auf 1 Fr. für je 3½ Stunden und für 5 Tage der Woche festgesetzt. Die Zahl der Arbeitsuchenden belief sich in den ersten Kriegswochen auf 8,000; es liegt auf der Hand, dass nicht gleich jede einzelne nützliche Arbeit leisten konnte und die Stadt mehr Kosten als Einnahmen hatte, die Ausgaben beliefen sich im August und September auf nahezu eine halbe Million. Die Schwierigkeit lag in der Alimentierung der «Ouvroirs» mit Arbeit; ihr Ausbleiben hatte jedoch das Gute, dass damit der Anstoss zu einer neuen Schöpfung gegeben wurde: des sogenannten *Œuvre du linge aux soldats*.

Unter der Leitung von Frau Bürgermeister Herriot wurden für die Soldaten im Felde die nötigen Unterkleider und wärmenden Wollstücke für den Winter gesammelt. Grosse Mengen lieferte die fleissige Handarbeit der Gattinnen und Mütter, nicht zu vergessen der kleinen Patriotinnen der Mädchenschulen, Geldspenden und zahlreiche Naturalgaben gingen ein, aber all das trug den Mangel des Improvisierten an sich und wurde nicht jeglichem Bedürfnisse, das ein im Felde stehender Soldat haben konnte, gerecht. Hier griff nun die systematische Konfektion der «Ouvroirs» ein. Aus der von der Stadt eingekauften Stoffvorräten wurden Hemden, bis heute 30,000 an der Zahl, Unterkleider, Taschentücher, aus den en gros bezogenen Wollmengen Strümpfe, Trikots, Handschuhe hergestellt. Die Spitäler wurden mit Leintü-

chern und Verbandzeug, die Intendantur mit Zelten und Decken bedient. Nebenher ging eine ganze Aussteuer für Frauen und Kinder, soweit sie an Wäsche Mangel litten oder Flüchtlinge waren.

Die Ausdehnung, die die Arbeit der «Ouvroirs» mit der Zeit nahm und der Wunsch, die zum Teil skandalösen Zwischengewinne bei der Militärschneiderei auszuschalten, veranlassten den Maire zu einer zweckmäßigen Organisation der Heimarbeit. Auch im Interesse des Familienlebens war es angezeigt, die Frauen nur eine kurze Lehrzeit in den öffentlichen Arbeitslokalen durchmachen zu lassen und ihnen später Heimarbeit zu geben. Jedes Arrondissement bekam ein Verteilungszentrum, wo die Uniformstücke zugeschnitten, an die Heimarbeiterinnen verteilt, von diesen fertig abgeliefert und einmagaziniert werden. Der Maximalverdienst ist auf drei Franken täglich limitiert; damit kann eine Frau leben, besonders wenn ihr daneben noch die staatliche Unterstützung für die Kinder zufließt. Da das «Euvre» für Verwaltungskosten und Abgänge nur zehn Prozent beansprucht, verdient die Arbeiterin Fr. 1. 25 in Fällen, wo sie früher vom Zwischenhändler nur 25 Cts. ausbezahlt bekam! Eine höhere Gewinnmöglichkeit als 3 Fr. im Tage würde von Neuem zur Spekulation und Ausbeutung unter den Arbeiterinnen selbst führen.

Nicht zu vergessen unter den Leistungen der Stadt Lyon sind die von ihr unterhaltenen 28 Lazarette, für die sie zu zwei Dritteln die Kosten trägt, während für den Rest die Militärverwaltung aufkommt. In den Ausstellungsräumlichkeiten ist ein Rekonvaleszentenheim für verwundete Soldaten untergebracht, mit gegenwärtig etwa 2,000 Insassen. Über die Invalidenschule wird in einem späteren Kapitel die Rede sein. – Das Gesagte lässt erkennen, von welchem hohem Geiste der Solidarität und des sozialen Pflichtbewusstseins die Bürgerschaft der alten Rhonestadt erfüllt ist. Um die gewaltigen Summen aufzubringen, die das weitverzweigte Fürsorgewerk erforderte, war nicht nur eine glänzende Finanzverwaltung vor dem Kriege und eine gesunde Steuerpolitik notwendig, sondern die altbewährte Generosität der Kaufmannsstadt musste einmal mehr auf den Plan treten und der Welt zeigen, was Patriotismus der Tat heisst.

Durch die Pariser Spitäler.

Im Januar 1915.

Unser erster Besuch galt dem Hôtel-Dieu, dem düstern Gebauidekomplex der Cité. Der nördliche Flügel ist als Spital des Königs von Belgien eingerichtet, wie Wappenschilder und Fahنشmuck schon von aussen andeuten. Zur Zeit der grossen Kämpfe um Namur und später an der Yser waren die Säle vollbesetzt; heute werden hier kaum einige dreissig Belgier gepflegt. Rekruten aus der Kaserne «Nouvelle France» kommen etwa herüber und leisten ihren Landsleuten Gesellschaft. Breite gutmütige Gesichter, die vom Krieg und seinen Schrecken etwas zu erzählen wissen. Mehrere von den belgischen Soldaten verstehen Deutsch, was indes ihrem Zorne gegen den Eroberer keinen Eintrag tut; im Gegenteil. Die lange Abwesenheit von zu Hause, der Mangel an Nachrichten von den Ihrigen lasten auf ihrem Gemüt. Ein Sanitatsunteroffizier, der bei Lüttich gefangen genommen wurde und bis Mitte Januar in Deutschland interniert war, drückt mir seine Freude über den lebenswürdigen Empfang in der Schweiz und seine Bewunderung für die musterhaft gehaltenen Kasernen (er nannte u.a. St. Gallen) aus. Er hat in Deutschland Franzosen, Belgier, Russen gepflegt und bezeichnet die Behandlung durch die deutschen Ärzte als tadellos. Eine eintretende Baronin wird mir als die Beschützerin des belgischen Spitals vorgestellt.

Der mich begleitende Assistenzarzt führt mich nach der französischen Abteilung, die ungefähr dreihundert Insassen enthält. Es ist Nachmittag, und was immer humpeln kann, verlässt das Bett. Die hübschen jungen Krankenpflegerinnen scherzen mit den bärtigen Männern, die mühsam ihre Gehversuche machen, als seien sie wieder Kinder geworden. Die Minderzahl liegt noch steif und geduldig in den Gipsverbänden, die Gelegenheit zu einem kleinen Gespräch gerne benutzend. Was man nur wissen möchte, bekommt man da bereitwillig erzählt: wo sie gekämpft haben, wie sie verwundet wurden, ob sie gut behandelt werden, was sie von den Feinden denken, wie sie sich das Ende des Krieges vorstellen.

Da ist ein Zuave, der die Schlacht an der Marne mitgemacht hat; er erzählt von der eiligen Verfolgung des Feindes bis hinter die Aisne, wo ihm ein tückischer Granatsplitter den Unterschenkel zerschmetterte. Ein Reservist aus der Sarthe hat sich bei Crouy sein Teil geholt: Arme und Beine von den Kugeln der Mitrailleusen durchbohrt, während er mit seinen



Dr. Thierry de Martel, Sohn der Schriftstellerin Gyp, Comtesse de Martel, der letzte Mirabeau.

Nach einer Pastellzeichnung von Louise-Calh. Breslau.

Kameraden den Rückzug antrat. Daneben liegt ein dunkelfarbiger Kabyle, seine tiefschwarzen Augen gleiten ängstlich zum fremden Besucher und ein leises Wimmern kommt aus seinen bärtigen Lippen. «Was hast du, Nuni, es tut dir niemand etwas zuleide», tröstet ihn die Krankenschwester mehr mit Gesten als mit Worten. Der arme Kerl lebt in der Zwangsvorstellung, man wolle ihm den Kopf abschneiden. Ein bildhübscher Algerier, der von Marseille direkt ins Kampfgetümmel transportiert worden war, weist mit Stolz auf seine Medaille; er träumt von neuen Heldentaten und vergisst darüber, dass man ihm ein Bein hat amputieren müssen. Ein anderer Schwerverwundeter erklärt mir die Technik der Handgranaten. Es war vor Arras, wo eine solche in seinen Schützengraben sprang. Er sah die rauchende Lunte, hatte die Geistesgegenwart, die Granate zu ergreifen und zurückzuwerfen – aber im selben Moment platzte sie dicht vor seinem Auge. Vier Wochen lang war er blind. Ein Universitätslehrer, der vor fünf Monaten mit zerschmetterter Schulter eingeliefert worden war, erzählt, dass er nach seiner Verwundung bei Sézanne von einer deutschen Ambulanz aufgenommen worden und im feindlichen Lazarett mit Liebenswürdigkeit behandelt und gepflegt worden sei. Der diensttuende Arzt habe in seiner knappen Art nur zwei Worte gesprochen, die er ihm nie vergessen werde: «Schwerer Fall. Nicht tödlich.» Der Zufall wollte es, dass der Franzose einen Studiengenossen der Universität Caên wiedererkannte und seit jenem Tage fühlte er sich wie unter Freunden. Das ganze Lazarett fiel kurz darauf in die Hände der Franzosen und unser Lehrer kam in die Pflege seiner Landsleute zurück. Er war nicht der Einzige, der mit Achtung vom Feinde sprach.

Ein kurzer Gang durch die Spezialabteilungen für Augen- und Kehlkopfverletzungen überzeugte uns, dass auch hier alles aufs Beste bestellt ist; das zuverlässigste Barometer ist der Gemütszustand der Kranken selbst, und ich habe keinen einzigen angetroffen, der nicht in Dankbarkeit von seinem Arzte und seinen Pflegerinnen gesprochen hätte. Letztere sehen ihren Beruf ebenso sehr im seehschen wie im leiblichen Wohl ihrer Schützlinge; sie befassen sich mit den Familienangelegenheiten, schreiben die Briefe, sorgen für Lektüre, halten ihren Liebhnngen sogar die Zigarette beim Rauchen. Alles nennt sich beim Vornamen, als wäre es eine einzige grosse Familie. Ein Foyer vereinigt die Rekonvaleszenten aus den ver-

schiedenen Sälen, und wer ihnen einige Zeitungen und Tabak mitbringt, ist ihr willkommener Gast. Zweimal in der Woche geben Künstler Konzerte.

Chirurgen von Ruf besorgen in den Pariser Spitälern die Operationen. Wir brauchen nur an Namen wie Sebileau, Hartmann, Beurnier, Walther, Raynier zu erinnern. In der chirurgischen Abteilung von *Lariboisière* (beim Nordbahnhof) hatten wir Gelegenheit, Beurnier auf seiner Visite zu begleiten. Dieses Spital gilt als das besteingerichtete auf dem Gebiete der modernen Chirurgie. Die freundliche prüfende Art, mit der der grosse Operateur, begleitet vom Mediziner, vom Verbandanleger, vom Radiographen, von der Saaloberin, von Bett zu Bett schreitet, sich nach dem Befinden jedes einzelnen Verwundeten erkundigt, seine Befehle erteilt, ein Scherzwort einfügt, ist nicht weniger eindrucksvoll als das Wirken eines Feldherrn in der Schlacht. Grässliche Wunden werden uns da enthüllt, arme menschliche Leiber krümmen sich vor rasendem Schmerz, apathische Gesichter beleben sich unter dem aufmunternden Blick des Arztes; ein befriedigtes «Sauvé» entringt sich den Lippen des Meisters am Bette eines frisch vom Schlachtfelde eingelieferten Patienten, der dem Wundbrand verfallen schien. Die Todesfälle sind selten; wenn ein halbes Dutzend in drei Monaten auf den Saal kommt, ist es viel. Von einem zwanzigjährigen Alpenjäger erzählt man mir, dass er mit der «Marseillaise» auf den Lippen starb.

Der Operationsaal ist aufs reichhaltigste ausgerüstet. Die Kranken erzählen sich, dass der Doktor Beurnier eine Blinddarmoperation in neun Minuten ausführt und sich über 300 Instrumente bedient. Von der Röntgenschen Entdeckung wird stündlich Gebrauch gemacht, und ich kann mir nicht anders denken, als dass in diesen Räumen trotz Kriegslärm und Völkerhass die Dankbarkeit der deutschen Wissenschaft gegenüber fortlebt, so wie der Name Pasteur in Hunderten deutscher Spitäler um dieselbe Stunde gesegnet wird. Dass alle übrigen Hilfszweige der modernen Chirurgie mit derselben Energie angewendet werden, dass die Nahrung vortrefflich ist, Ordnung und peinliche Sauberkeit herrschen, ist bei einem weltberühmten Spital wie *Lariboisière* selbstverständlich. Ungünstige Vorurteile, wie sie im Auslande genährt werden, mögen im Verlaufe des Krieges in improvisierten und ungenügend ausgestatteten Lazaretten an der Front oder in der Provinz Bestätigung erfahren haben; allgemein gütig sind sie, wie wir sehen, keineswegs. Dass der deutsche Sanitätsdienst während des Monats

August besser organisiert war, hängt mit der gründlicheren Kriegsvorbereitung auf Seiten Deutschlands und dem Verlaufe der strategischen Operationen zusammen.

Ein weiterer Besuch führte uns in das Militärspital *Val de Grâce*, das im Süden des Quartier Latin liegt und mit seinem Dom weithin sichtbar ist. Die Gebäulichkeiten des einstigen Kapuzinerklosters das vom Nationalkonvent 1792 zum Militärspital erklärt wurde, muten etwas winklig an und bilden ein förmliches Labyrinth; aber nirgends herrscht so sehr militärische Ordnung und Disziplin wie gerade hier.

Ich wusste, dass im Val de Grâce gegen 200 deutsche Gefangene in ärztlicher Behandlung sind und gelangte auch richtig bis vor ihre Türe. Da aber rief mir eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett ihr Halt entgegen. Ich hörte die gemütlichen Töne einer Mundharmonika, aber der Sesam öffnete sich mir diesmal nicht. Der Chefarzt, ein ebenso verbindlicher wie energischer Militär, der den Orden der Ehrenlegion auf der Brust trug, erklärte, dass das Reglement eine spezielle Erlaubnis durch den Militärgouverneur von Paris vorschreibe. Ihm persönlich sei es nur angenehm, wenn den Redensarten von verschiedener Behandlung deutscher und französischer Verwundeter von neutraler Seite ein Dementi entgegengesetzt würde. «Unsere deutschen Patienten fühlen sich wohl bei uns, wie Sie sich selbst überzeugen können» und er deutete auf einen ganzen Stoss von Dankeschreiben, die ihm zugegangen waren.

Unter der Genfer Flagge

Im April 1915.

Über der Avenue des Champs Elysées, dieser Strasse des Reichtums und des Luxus, wo sich die Pariser Aristokratie mit den Geldmagnaten und Titelträgern des Kosmopolitismus zu berühren pflegte, weht heute die Genfer Flagge. Aus den Hotelpalästen wurden freiwillige Ambulanzen, in denen vornehme Frauen im schlichten Kleide der Krankenschwester ihrer schönen Pflicht obliegen, und in den Korbstühlen der Vestibüls rauchen Soldaten mit verbundenen Köpfen ihre Zigarette, dasselbe Selbstgefühl zur Schau tragend wie einst die Gentlemen, die sich hier auf ihrem Geldsack räkelt. Es ist, als ob das Rote Kreuz einen demokratischen Zug in

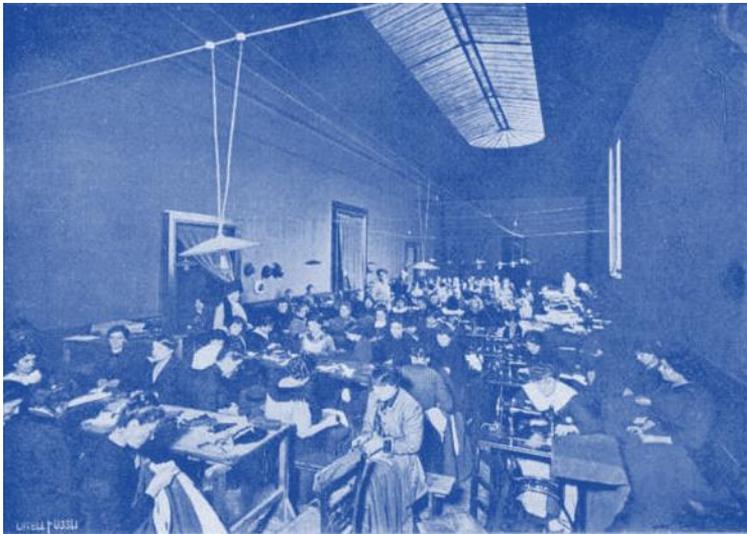
diese Welt hineingetragen hätte, sich seines Ursprungs erinnernd; die Umkehrung des Schweizerwappens hatte einen tiefem Sinn als die blosser Eehung Dunants und seines Vaterlandes, vor dem Roten Kreuz sollen sich Hohe und Niedrige brüderlich und schwesterlich die Hand reichen. Der herzliche Empfang, der uns überall zuteil wurde, ob wir bei den Franzosen, den Russen, den Japanern, den Amerikanern anklopften, die Bereitwilligkeit, mit der man uns die Einrichtungen bis ins einzelne vorführte, schien dem Abkömmling des Landes zu gelten, das eine so segensreiche Initiative vor einem halben Jahrhundert ergriffen hat und sich durch ihren Ausbau fort und fort die Achtung und die Dankbarkeit der Völker zu erwerben weiss.

Der Name der Schweiz ist nicht blosses Symbol gebeben, denn unter den zahlreichen Hilfsspitälern der Champs Elysées dürfen wir eines als ein wirkliches Schweizerhaus ansprechen, wenn auch unsere Fahne nicht vom Balkon weht. Es ist die von Dr. Morax geleitete Augenklinik im Palais des Fürsten von Wagram, wo über 60 verwundete Soldaten dem Los der Blindheit entrissen werden. Im Empfangszimmer, das nach der Art der Renaissanceeschlösser mit einer wuchtigen Kassettendecke versehen ist, zu der empor eine kunstvoll gearbeitete Cheminée verläuft, bietet uns Madame Thomson, die Gattin des Verkehrsministers, in liebenswürdigster Weise den Willkomm. Ihr zur Seite wirkt als administrateur-adjoint Herr J. Naville, ein Genfer, der uns denn auch gleich versichert, dass wir uns in gut schweizerischer Gesellschaft befinden. Chefarzt ist Dr. Morax, ein Schweizer von Geburt, heute eine Zierde der französischen Wissenschaft und Leiter der berühmten ophthalmologischen Abteilung im Spital Lariboisière. Er ward assistiert von einem jungen Lausanner Arzt, sowie einem Spezialisten für Nasen- und Rachenkrankheiten. Eine Westschweizerin, die die Aufsicht über das Krankenpflegerpersonal innehat, übernimmt als Kompatriotin in liebenswürdiger Weise den Führerdienst.

Im Vestibül, das als Unterhaltungsraum eingerichtet ist, sitzen karten spielend und lesend die Verwundeten. Freilich, wenn man näher tritt, gewahrt man, dass nicht alle sich zu beschäftigen wissen, dass einzelne mit abwesenden Gedanken vor sich hinstarren, und andere das Gesicht nach der Richtung des Gartens wenden, die Sonne suchend, die sie nicht mehr sehen können. Ein Wort huscht einem durch den Sinn, düster und schaurig, ohne dass man seinen Inhalt ganz zu erfassen vermöchte: Blind! Man sieht



Deutsche Schwerverwunde in französischer Behandlung.



Ein Ouvroir.

eine Gestalt unsicher an sich herankommen, fühlt ihre Hand in der seinen, um Liebe und Mitleid werbend; aber wie es in der Seele dieses Menschen aussieht, das wird einem erst Stunden nachher bewusst, wenn man allein ist und das Erlebte überdenkt. Die Atmosphäre, die im Spital selbst herrscht, ist Rekonvaleszentenstimmung, Freude und Genugtuung über das Erreichte: die Wiedererweckung eines Blindgegläubten zur Einäugigkeit, die glücklich gelungene Transplantation eines Augenlides, ein täuschend nachgemachtes Glasauge. Denn ein Kopfschuss bedeutet beinahe immer den Verlust eines Auges; zu fein ist das Organ beschaffen, als dass es den brutalen Chock vertrüge; ein Schuss in die Schädelwand vermindert schon die Sehkraft. Glücklich derjenige, der diesen Ort verlässt, ohne gleichzeitig seine bisherige Existenz hinter sich zu lassen; die manuellen Beschäftigungen des Volkes erfordern ja in der Regel nicht ein intaktes Gesicht. Zum erstenmal hat man keine Verwendung für die von uns mitgebrachten Zigarren, auch dieses kleine Opfer muss sich der Augenkranke auferlegen.

Umso reizvoller ist die Wohnlichkeit gestaltet, befinden wir uns doch nicht umsonst in einer fürstlichen Behausung. Die Reihen der eisernen Bettstellen machen auch vor dem weissen Prunksaale nicht Halt, wo die Goldverkleidung in Rokokomanier gehalten ist, und Genregemälde à la Boucher die Wände festlich beleben. Hier stellen sich zuweilen die Künstler der Oper ein, um von Lenz und Liebe zu singen, und die armen, verstümmelten Menschen für ein paar Augenblicke an der Schönheit der Welt teilnehmen zu lassen. Da sieht man, wie ihr Ohr in die Sprache der Töne einzudringen sich bemüht, um fortan das Universum zu erfassen, das die Wimper nicht mehr hält. Und der Bünde, dem das Herz überquillt von so viel Sehnsucht und Weh, er lernt mit toten Augen weinen. An seinem zuckenden Munde, seiner am Stocke zitternden Hand, an seiner schluchzenden Brust nur kann man es erkennen. – Doch folgen wir weiter unserer Führerin, die uns nach dem obern Stockwerk geleitet, wo der Operationsaal, der Verbandraum, das Dunkelzimmer für Radioskopie, die Sterilisations- und bakteriologischen Einrichtungen sich befinden. Alles in tadelloser Sauberkeit, wie es ein schweizerisches Regime nicht anders duldet. Wir finden Dr. Morax gerade damit beschäftigt, einen Soldaten zu radioskopieren, der einen erbsengrossen Granatsplitter in der Stirne trägt, ohne dass man äusserlich das Geringste wahrnimmt. Mit seiner energischen und doch

sensibeln Hand überspannt er den Kopf des Verwundeten, während er ihm mit einem gütigen, väterlichen Blicke das Gesicht mustert, im Stillen sich bereits die Messerführung für die Operation einprägend. Er weiss, dass er einen Soldaten vor sich hat, der seine Tapferkeit auf dem Operationstische nicht weniger bewähren wird wie in der Schlacht. «Wir haben Verwundete operiert, die sich als wahre Helden benahmen und die furchtbarsten Schmerzen mit antikem Stoizismus ertrugen», meinte der Assistent zu mir.

Die Ambulanz wurde am 6. Oktober geöffnet und bietet für 60 Insassen Platz. Bei der nur langsam fortschreitenden Heilung komplizierter Augenverletzungen haben kaum mehr als 300 Soldaten die Säle passiert; der Prozentsatz der völlig Erblindeten (drei bis vier) ist überraschend niedrig. Die weitaus überwiegende Zahl der Verwundungen rührt von Gewehr- schüssen her, die Handgranaten verbrennen meistens die Oberfläche und verletzen weniger das Kopfinnere. Da liegt ein Operierter, der in der Stirn über dem rechten Auge ein Loch von der Länge eines Fingernagels entblösst; die Schrapnellkugel, die sich hier einlogierte, befand sich glücklicherweise am Ende ihrer Flugbahn. Kugel und Knochensplitter werden sorgsam in einer Streichholzschachtel zur spätern Erinnerung an die wunderbare Rettung aufbewahrt. Dort steht ein Einäugiger von Beauséjour, dem Dr. Morax eine kunstvolle Greffe um die leere Augenhöhle gesetzt hat. Ein Sergeant, der von sechs Kugeln durchbohrt war und die rechte Gesichtshälfte samt Zähnen, Gaumen und Auge eingebüsst hatte, trägt mit Geschick sein braunes Glasauge. Er befindet sich bereits wieder im Depot und wartet nur auf den künstlichen Gaumeneinsatz, der ihm das richtige Sprechen ermöglicht, um nach der Front zurückzukehren. «Wie geht's, mein Freund?» klopfte der Lausanner Arzt einem auf beiden Augen erblindeten Landwehrmann auf die Schulter; «haben wir noch zuweilen den Cafard?» «Ach, man gewöhnt sich an sein Schicksal, hier gebricht es mir ja an nichts und zu Hause werde ich schon ein Plätzchen finden,» meint dieser mutig. Er denkt an seine Frau und seine Kinder, und da er von Beruf Bergmann ist und bereits vor seinem Unglück das Sonnenlicht nur spärlich zu Gesicht bekam, dünkt ihn in seinem Dasein nicht allzu viel geändert. Und dann trägt er ja die Militärmedaille auf der Brust und ein wenig stolz darf man schon sein, wenn man für sein Land das Kostbarste, was man besitzt, sein Augenlicht, hingegeben hat. Ist sie nicht bewunderungswür-

dig, diese Charakterstärke und Gelassenheit, wie man sie dem französischen Temperament vor der grossen Prüfung dieses Krieges nicht zuge-
traut hätte, und wie sie der Besucher Frankreichs jetzt mit Erstaunen auf
Schritt und Tritt wahrnimmt! Ein sch werfälliger Bretoner kommt heran
und reicht seinem ärztlichen Wohltäter in stummer Dankbarkeit die Hand.
Als man ihn von Notre Dame de Lorette mit geschwärztem Gesicht in die
Klinik brachte, hatten ihn die Feldärzte aufgegeben; Dr. Morax hat ihm
nicht nur das Leben, sondern sogar ein Auge gerettet.

Ich wüsste meinen Besuch in diesem Stück Westschweiz, das die Am-
bulanz stimmungsvoll verkörpert, nicht besser abzuschliessen als mit der
Erzählung von dem Graveur *Schmid*, der hier bis vor Kurzem weilte. Zwei
Genfer Künstler, Dunan (Kupferschmied) und Schmid (Graveur), be-
schlossen, als der Krieg ausbrach, für Frankreich in der Fremdenlegion zu
kämpfen. Da sie jedoch beide Familie hatten, musste das Los entscheiden,
wer von ihnen die ideale Mission auf dem Schlachtfelde und wer die Sorge
um die Familien übernehmen sollte. Es traf Schmid, der mit dem Mandat
des Freundes versehen zur Verteidigung des Landes auszog, das sie zu ih-
ren gemeinsamen Künstlertaten begeistert hatte. Tapfer löste der Schwei-
zer seine Ehrenschild ein, wurde zur «Ordre du Jour» zitiert und schwer
verwundet nach Paris gebracht. Sein rechtes Auge musste er der Adoptiv-
heimat opfern, was für einen Graveur einen fatalen Verlust bedeutet, aber
hat er nicht durch sein Beispiel symbolisch dargetan, dass die schweizeri-
schen Künstler in der Stunde der Gefahr dankbar sich erinnern, was sie
Frankreich schuldig sind?

Fünftes Kapitel.

AN DER FRANZÖSISCHEN FRONT

Das ist der Krieg

Zwischen SOMME und LYS, im Februar 1915.

Man muss an der Front geweilt haben, um zu wissen, was der Krieg ist. Kein Buch, keine Zeitung, keine bildliche Darstellung sind imstande, das Packende der unmittelbaren Vision wiederzugeben. Die Phantasie kann sich allenfalls ein Schlachtgetümmel vorstellen mit all seinem Zorn und seinem Weh, es gelingt ihr nicht, die beiden Elemente nachzuempfinden, die das Wesen des modernen Krieges ausmachen: den Raum und die Unsichtbarkeit. Unser Auto durchrast tagelang Gegenden, die in Kanonenschussweite vom Feinde liegen, wir gewahren weder von seinen, noch von den französischen Heeresmassen eine Spur. Wir sehen die Bauern friedlich ihre Äcker pflügen, während die Granaten in weitem Bogen über sie hinfliegen, wir fahren wie Touristen in eine Stadt, deren Faubourgs der Feind besetzt hält, wir klettern mit dem Baedeker in der Hand über Trümmerhaufen, in die jeden Augenblick ein Geschoss einschlagen kann, wir finden Zeit, Ansichtskarten zu schreiben, während eine «Taube» über uns kreist und die Maschinengewehre knattern. Eine so gleichgültige Sache ist der Krieg, wenn man mitten darin steht.

In der Luft hört man stundenlang fernes Donnerrollen, das nur hie und da von einem dumpfen Knall dicht hinter einem unterbrochen wird, ohne das man jemals die Stellung der Batterie ausfindig machen könnte. Das Ganze wirkt wie eine schleppende Begleitmelodie, scheinbar ohne weiteren Sinn und Zweck. Nichts in der Welt ist einem ferner als der Gedanke an Tod und Verderben. Nur wenn man durch einen Schützengraben vorderster Linie schreitet und das leise Tak-Tak der aufschlagenden Kugeln um einen ist, wird man an das unheimliche Geräusch des Holzwurmes erinnert, das man in schlaflosen Nächten mit überwachen Sinnen als Kind vernahm. Der diensttuende Offizier versichert, dass der Gegner keine achtzig Meter entfernt auf der Lauer liegt. Man hört's, und wundert sich, dass man nicht totgeschossen wird. Und der Gedanke vollends, dass hinter je-



Les deux Poilus.

D'après la lithographie originale de M. Steinlen, Propriété des Editions «La Guerre», 110 avenue Victor Hugo, Paris.

nem Wäldchen, das ein Hase in zwei Minuten erreicht, deutsch gesprochen wird und ein behäbiger Bayer die Flinte auf einen richtet, hat etwas Unwirkliches an sich. Seltsamer Krieg!

Erst anderhalb Kilometer weiter zurück, beim Verlassen der Laufgräben bringt einem das Summen verirrter Kugeln die Gefahr einen kurzen Augenblick zum Bewusstsein. Ein leises Bäng wie von einer Hummel dicht am Ohre vorbei genügt, um das Blut in den Adern stocken zu lassen. Ein andermal ist es eine Granate von unheimlicher Dimension, die wie ein angetriebener Propeller aufheult, so dass jeder von uns instinktiv katzbuckelt. Dafür sind wir Neulinge, die solchen Spass noch nicht vertragen; der Soldat an der Front hat seine Rechnung mit dem Himmel längst gemacht.

Nichts von der Hast, nichts von dem Fieber, die wir andern bei dem Worte Krieg zu denken gewohnt sind. Wird ein Gefallener vorbeigetragen, so entblösst der Soldat sein Haupt, wischt sich eine Träne aus dem Auge, wenn's ein Kamerad gewesen, und das Einerlei des Alltags nimmt seinen Fortgang. Es wird wenig gesprochen, die Arbeit in freier Luft macht die Glieder müde, und die Herzen schlagen ja alle denselben Schlag. Im Kriege lernt man, dass Worte nichts und Taten alles bedeuten. Die kleinen Sorgen und Familienverhältnisse hat man sich längst erzählt in den langen Winternächten auf einsamem Posten, jetzt kauert man schweigend ums Feuer, raucht seine Pfeife, spielt Karten, Rest die Zeitung, träumt in die Weite. Mancher hat seine bürgerliche Existenz schon halb vergessen, mancher will sie vergessen. Weiss er Haus und Hof in der Gewalt des Feindes, so haben Sehnsucht und Heimweh die Macht über ihn verloren. Hin ist hin! Habe, Weib, Familienglück. Die Kompagnie ist seine Familie geworden, der Schützengraben sein Heim, das Kriegshandwerk sein Beruf. Wehe dem Deutschen, der lebend in die Hände eines solchen Verhärteten fällt! Auch das ist eine Frucht dieses Krieges, der schon viele Monate dauert und vielleicht Jahre dauern wird. Wir haben Zeit, sagen heute die Franzosen gleich den Engländern; aus den Stürmern von gestern sind Philosophen geworden.

Nur wer den modernen Krieg von Angesicht gesehen hat, gibt sich Rechenschaft, was es heisst: «Wir haben einen Schützengraben genommen», «Wir halten die Hälfte des Dorfes A besetzt». Was dem fernen Zeitungsleser ein unwichtiges, auf die Dauer ermüdendes Faktum erscheint, das stellt, in der Nähe besehen, eine Blutarbeit von übermenschlicher An-

strenge dar! Die Soldaten, die sie geleistet, die die Leichen auf dem Schlachtfelde gesehen, das Wonnegefühl des Sieges gekostet, sie empfinden jene Einzelaktion als Baustein am grossen Werk der Befreiung, als Verheissung künftiger Erfolge. Freilich, der Rhein ist noch weit, und der Stellungskrieg in diesem Tempo kann Jahre in Anspruch nehmen, aber eine Armee, die sich so eins fühlt mit ihren Führern, mit der Erde, die sie verteidigt, mit dem Volke, dessen heiligste Güter sie schützt, fragt nicht, wie lange sie kämpfen muss, bis der Sieg erstritten ist. Der Soldat, der in Feindesland steht, er kann nicht von derselben Notwendigkeit durchdrungen sein, kämpfen zu müssen, vorwärts zu wollen. Es wird Stunden geben, wo er sich fragen muss: Warum schlage ich mich? Was tue ich in diesem fremden Lande? Dieses Warum – kein Franzose hat es je ausgesprochen, noch im Stillen gedacht. Überall freudige Selbstverständlichkeit. «Im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg!» Dieses Wort Schillers fand ich im Heere der Republik verkörpert.

Des Abends, wenn man das Riesenschlachtfeld in Nebel untertauchen sieht und die Dunkelheit die ungeheure Frontlinie wie ein aufgerolltes Band, das ohne Anfang und Ende ist, zum Bewusstsein bringt, beschleicht einen wohl Kleinmut und Hoffnungslosigkeit, dass dieser Krieg je enden könnte. Es ist, als schiefen die beiden Heere, seit Monaten einander gegenüberliegend, einem fernen Trompetenstoss entgegen, der sie erst wecken muss. Alles bleibt still und das versöhnende Licht des Mondes scheint über Tote und Lebende, die diese weiten Ebenen bevölkern. Nur die Erde wacht, die alte, blutgetränkte Erde der Picardie, des Artois, Flanderns, um die sich seit Jahrhunderten die Völker stritten, Gallier, Franken, Normannen, Spanier, Engländer, Germanen. Die Geister der Erschlagenen steigen aus den Nebelschwaden auf, immer neue Blutopfer heischend. Die Formen des Krieges haben sich gewandelt, sein Sinn und Urgrund ist sich gleich geblieben.

Aber gerade in dem Fortschritt und der Vervollkommnung des Kriegshandwerks hegt sein gefährlicher Anreiz. Diese ungeheure Maschine, deren Räderwerk wir bewundern, deren Kraftaufwand so gewaltig ist, dass ganze Völker ihr Herzblut dafür hingeben müssen, droht alles See-lische auszuschalten. Das Interesse an ihrem richtigen kunstgerechten Funktionieren tritt in den Vordergrund, und der Menschenmord wird Industrie. Was wir hinter der Front nie ganz begreifen können, dass Menschen sich kaltblütig ums Leben bringen, Menschen, die sich vielleicht ge-

kannt und hoch geschätzt haben; einmal eingliedert in den grossartigen Heeresorganismus, kennt der Soldat nur die Pflicht, die darin besteht, Eisenstücke zu schleudern, so wie der Zimmermann die Späne fliegen lässt! Der Krieg als technisches Problem, als grossartig angelegte industrielle Unternehmung beherrscht die Menschen an der Front, ob man in den Unterstand einer 75 Millimeter-Schnellfeuerbatterie oder in das Bureau eines Armeestabes tritt. Hier erst gewinnt man wieder die Herrschaft über die Materie, die Übersicht und Klarheit und damit auch den Glauben an Sinn und Zweck des Ganzen. Im zuversichtlichen, klugen und willensstarken Wesen des verantwortlichen Generals leuchtet der Schimmer des zukünftigen Sieges auf, und wir glauben den Schlüssel gefunden zu haben für die freudige Stimmung, in der Offiziere und Soldaten der modernen Riesearmeen ihrer schweren Pflichterfüllung obliegen.

Das ist der moderne Krieg, der sich schämt vor dem Sonnenlicht und der aus dem Menschendasein ein Maulwurfsdasein gemacht hat. Und dennoch steckt etwas Grosses in ihm, das demjenigen offenbar wird, der aus der Zone der Operationen zurückkehrt ins lärmende Leben der Städte. Ein starker, hochgespannter Wille durchzittert die Menschen an der Front, eint sie zu einem Staat im Staate, wo alle Energien auf einen Punkt konzentriert sind. Vor diesem Schauspiel ungeahnter menschlicher Kraft fühlt der Alltagsmensch wie vor einem Naturereignis seine Kleinheit und Ohnmacht.

Der Kampf um Vermelles

VERMELLES, Ende Februar.

An der Strasse zwischen Béthune und Lens stossen wir auf die ersten Soldatengräber. Ein seltsam wehes Gefühl durchzuckt einen beim Anblick der frisch aufgewühlten Erde und der von der Hand des Zufalls flüchtig hingestreuten Blumen. Ein geordnetes Friedhofgrab hat etwas Definitives, Abgeschlossenes, beinahe Tröstendes an sich; das vereinzelte Grab im Felde erinnert an ein jäh abgebrochenes, in der Fülle der Gesundheit zerstörtes Menschenleben. Kein hinfalliges Krankenlager ging voraus, kein schmerzvolles Leiden machte die Vision des Sterbens vertraut, es ist der durch Unglücksfall herbeigeführte Tod, wie ihn unsere Alpentäler kennen und für den es keinen Trost und keine Versöhnung gibt. Der Vorüberge-

hende fühlt sich unvermittelt vor die Frage nach dem Sinne des Lebens gestellt, vor das Problem von Sein oder Nichtsein, denn er hält gleich Hamlet den Schädel Yoricks in der Hand.

Doch da erzittert die Luft von einem gewaltigen Donner, und alle Philosophie verfliegt. Im Angesicht einer lebensstarken Gegenwart, wie sie nur der Krieg kennt, ahnt man es diesen Gefallenen nach, dass sie nie so sehr mit allen Fasern ihres Seins vibrierten und sich Mann fühlten, als in der Minute, da sie die mörderische Kugel traf und sie mit ausgebreiteten Armen ihren letzten Halt, die Mutter Erde, umfingen.

Vor uns hegt das Schlachtfeld, um dessen Besitz Franzosen und Deutsche vohe 52 Tage miteinander rangen, wahrlich ein Symbol der beiden Rassen innewohnenden Zähigkeit, wenn es um die Ehre geht. Noch immer fegen es von Zeit zu Zeit die deutschen Granaten, als müssten sie den in der fremden Erde schlummernden Soldaten ein Zeichen geben, dass der Kaiser seiner getreuen Grenadiere gedenkt. Ein französischer General tritt aus einem einstöckigen, schlichten Landhause, empfängt uns mit ritterlicher Geste und detachiert einen Stabsoffizier zu unserer Orientierung. Wir klettern die Strassenböschung hinan und folgen der ausgestreckten Hand des Majors, der hier zur Zeit der Erstürmung kommandierte. Unser Blick umrahmt eine weite Fläche, die mich an den Dübendorfer Flugplatz erinnert, und die am Horizont vereinzelt Gehölz und schlanke Kirchturmspitzen sichtbar werden lässt. Dieses freie Feld gab für die feindliche Artillerie einen ausgezeichneten Schiessplatz ab, den sie mit Vollfeuer bestrich, so oft eine französische Kolonne sich zeigte. Deutsche Infanterie und Genietruppen hielten das am jenseitigen Rande liegende Dorf Vermelles besetzt: die Verteidigung war mit einem Raffinement ohnegleichen organisiert und hatte ihren Schwerpunkt im Schloss und Park Vermelles. Die feindliche Front bildete hier eine jener «Beulen», die die französische Heeresleitung sukzessive zu glätten versuchte. Vermelles ist zudem Eisenbahnstation an der Linie La Bassée-Bully- Grenay. Anderhalb Monate lang lag man sich in den Schützengräben gegenüber, bis am 1. Dezember das französische Communiqué melden konnte: «Zwischen Béthune und Lens haben wir nach heftigem Kampfe (à la suite d'une affaire assez chaude) Schloss und Park von Vermelles gestürmt/»

Was hier in lakonischem Stile berichtet ist, stellt sich in der Nähe be-
sehen als eine ununterbrochene Serie erfinderischer Pionierarbeit, blutiger



Unterirdische Offizierskabine.



Inspektion eines Sektors durch den General.

Nahkämpfe und kühner Artilleriekunststücke dar. Eine verlustreiche Attacke, die von der Brigade Gadel ausgeführt wurde, brachte die französische Linie bis vor die ersten Häuser des Dorfes. Der Weg, den sie im feindlichen Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zurücklegte, ist mit Gräbern übersät, die von der aufgeschütteten Brustwehr am Strassenrand bis in die Gärten der nächstliegenden Gebäulichkeiten reichen. Das eigentliche Stück Arbeit begann mit der Eroberung der einzelnen Häuser, in deren Kellern sich die Deutschen verschanzt hatten. Die Mauern mussten von aussen gesprengt werden, und erst, wenn das Gebäude in Trümmer lag, konnten die Sappen um ein Haus weiter vorgetrieben werden. Es gab Tage, wo man sich glücklich schätzte, fünfzig Zentimeter Grabenlänge erarbeitet zu haben. Häufig begegneten sich die feindlichen Pioniere in und unter der Erde, deutlich kann man die hastig zugemauerten Stellen wahrnehmen. Es wurde mit Pickel und Handgranate gekämpft, die Flinte stand meist unbenutzt im Winkel. So vergingen die Wochen, und immer neue Hindernisse türmten sich den vorwärtsdrängenden Franzosen entgegen, die links vom Schlossgarten ihren Gang (boyau lautet der Fachausdruck) weit in die deutschen Stellungen hineingetrieben hatten. Schon schickten sich die Deutschen an, ihr beliebtes Umfassungsmanöver zu versuchen, als eine erfolgreich angesetzte Offensive Schloss und Park in den Besitz der Franzosen brachte.

Diese Bewegung grösseren Stiles, der eine furchtbare Minenexplosion vorgearbeitet hatte, warf die Deutschen an die Peripherie des Dorfes, wo sie einen Scheinwiderstand leisteten, um während einer Nacht lautlos zu verschwinden. Über tausend Leichen liessen sie in Vermelles zurück, und noch gegenwärtig fördert man aus den verschütteten Kellern Erstickte zutage.

Der Gang über die Trümmerstätte, wo sich vor kaum drei Monaten ein Drama abspielte, das grausiger ist, als es sich menschliche Phantasie überhaupt auszudenken vermag, trieb uns die Scham ins Gesicht über solche Verirrung unseres 20. Jahrhunderts. Ein einziger roter Ziegelbrei bedeckt Strassen und Gärten, durch die sich in unzähligen Windungen und Zickzacklinien die Laufgräben hinzogen. Offene Wohnzimmer mit herausgebrochenen Wänden und im Winde flatternden Vorhängen, siebartig durchlöchernte Mauern, denen die in der Luft hängen gebliebenen Backsteine die malerischen Umrisse alter Burgruinen verleihen, zersplitterte Balken und verbogene Eisenstäbe, schief aufgesetzte Dachstühle und kah-

le Fenstergerippe. Ein anderer Anblick, als ihn eine frische Brandstätte bietet, wir möchten ihn nüchterner und herzloser nennen; denn das Feuer tilgt wenigstens völlig die Spuren einstiger menschlicher Traulichkeit. Hier erinnern die blanken Vorhänge und weissen Betten an häusliche Tugend und Sauberkeit, die unverschuldet ihr Obdach verlor; eine Nähmaschine, ein Fauteuil sind unberührt auf dem Schutthaufen stehen geblieben und scheinen in ihrer Hilflosigkeit den Besitzer zurückzurufen, dessen Wesen sie atmen. Das Ganze ist von der Nachmittagssonne mit rötlichem Schimmer übergossen, lange Schatten von grotesken Formen kriechen um die leeren Häuser mit den toten Fenstern.

Wir stehen über dem Trichter, den die Minenexplosion unmittelbar vor der Redoute, die das Schloss verteidigte, aufgewühlt hat. Er misst nicht weniger als 15 Meter im Durchmesser. Die Parkmauer stürzte ein, aber hinter derselben lief ein neuer, zwei Meter tiefer Schützengraben, den die Deutschen mit hartnäckiger Wut verteidigten. Überall sieht man gefüllte Sandsäcke herumhegen, mit denen sie die Breschen verstopften. Im Parke hatten sie ihren Friedhof angelegt, auf Schritt und Tritt liest man in Bleistiftschrift auf primitiven Holzkreuzen: Hier ruhen sechs tapfere Grenadiere vom 110. Grenadier-Regiment. Hier starb den Heldentod für Deutschland Kriegsfreiwilliger Pionier Krässig. Und dann wieder: Ici repose Pierre Degans, mort au champ d'honneur. Ein paar verwelkte Feldblumen bilden den letzten Gruss der Kameraden. Das Schloss von Vermelles verrät trotz der Zerstörung durch die französischen Feldbatterien seine koketten Formen von einst; auf den Stufen seiner Treppe mag mancher Soldat den letzten Brief an die Heimat gekritzelt haben, mancher Verwundete ohnmächtig zusammengebrochen sein. Die eleganten Eisensäulen der Veranda ranken sich ins Leere wie im Sommer die Jungfernebe, die an ihnen emporkletterte. Erschreckt steht der Pavillon offen, als hätte der Krieg ein galantes Abenteuer eben unterbrochen.

Die Baumkronen sind von den Granaten zersplittert und die Gartenmauer nach der Strasse hin hat die Infanterie für ihre Schiessscharten durchlöchert. Daneben türmen sich umgestürzte Fuhrwerke als Barrikaden. Am vollkommensten aber bleibt zu Verteidigungszwecken doch immer der Schützengraben, dessen technische Vollendung hier studiert werden kann. Mit Garben werden die 1 Meter 70 bis 2 Meter tiefen Erdrinnen ausgekleidet, die massenhaft herbeigeschleppten Ziegelsteine dienen zur



Schützengraben der ersten Linie.

Anlegung von Fensterchen und Schiesscharten. In den Unterständen und Höhlen finden sich Stühle und Betten, der Komfort, der eine Spezialität der deutschen Offizierserkammern bilden soll, ist zuweilen auf die Spitze getrieben und entlockt ein Lächeln. Wir fanden eine hübsche kleine Leutnantswohnung, die mit einem regelrechten Cabinet de toilette versehen war. Die furchtbaren Wirkungen der französischen Artillerie in diesen Gräben und die Eile, mit der sie ihre Bewohner verlassen hatten, sprachen aus den zahlreich herumliegenden Uniformstücken, zerbrochenen Gewehren und Munitionsresten. Der Boden war von Schrapnellkugeln förmlich übersät und unter den Patronenhülsen unterschied man deutlich die gerade deutsche Munition und die am untern Ende verdickte Lebelpatrone. Eine zweite Schützengrabenslinie verlief mehrere hundert Meter rückwärts. Interessant war hier vor allem ein mit Rasen überdecktes Blockhaus, das sich von Weitem wie ein Hünengrab aus dem Felde erhob. Es diente einem Artillerieoffizier als Beobachtungsposten und bot sichereren Schutz als ein Kellergewölbe. Das deutsche Kommando befand sich in einem Hause des Dorfes, das die Schule gewesen sein mochte; sein Hof ist zur Stunde ein Gräberfeld. Eine zerschossene Brauerei demonstriert die Wirkung der englischen Four-Inches (11 Zm.-Kanone) auf armierten Beton. Die Böden hängen herab und die T-Balken sind gleich Zündhölzern geknickt. Im Maschinenraum herrscht ein wüstes Chaos von altem Eisen. Nur der mächtige Dampfkessel ist intakt geblieben und zwei Militärköche bereiten darin die abendliche Suppe für die Kameraden draussen in den Schützengräben. Im westlichen Teil des Dorfes hat der Strassenkampf mit Bajonett und Handgranaten, die man sich von Fenster zu Fenster zuwarf, die Häuser äusserlich weniger beschädigt, dagegen türmt sich in der Kirche meterhoch der Trümmerhaufen von Beichtstühlen und Bänken. Das Altarbild und den Gekreuzigten hat der Zufall allein verschont und das Volk deutet dies auf seine Weise.

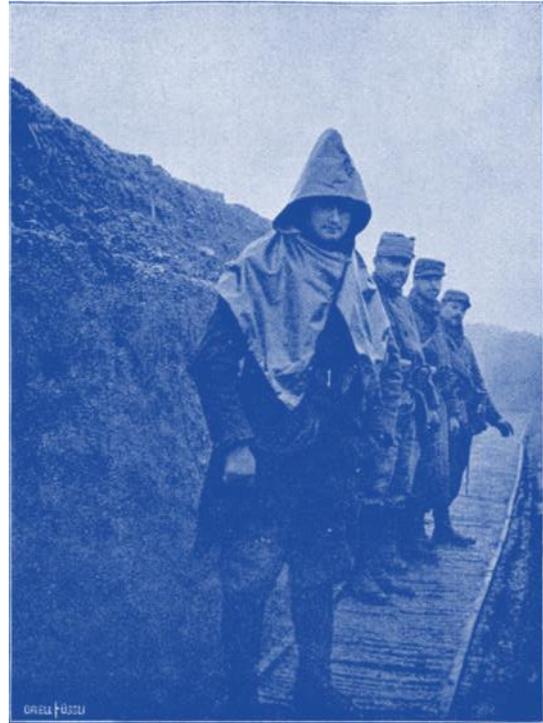
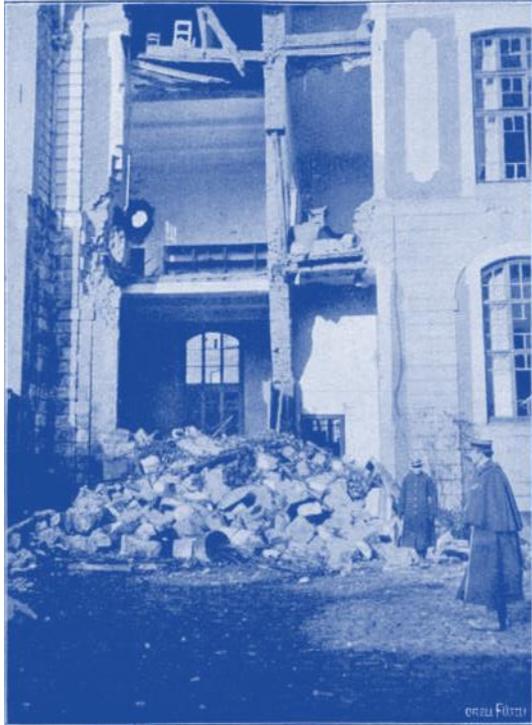
Wir sind auf dem freien Felde angelangt, und über unsern Köpfen beschiessen sich die französische und die deutsche Artillerie. Von einem zerschossenen Kohlenschacht aus sehen wir zu den feindlichen Beobachtungsposten hinüber, der uns wahrscheinlich schon im Glase hat. «Meine Herren, halten Sie Ihre Köpfe fest!» ruft unser Führer, und er lässt uns rasch defilieren. «Es wäre nicht recht, wenn Ihrer Anwesenheit halber ein paar Soldaten das Leben lassen müssten.» Wir bücken uns um und gewah-

ren in vorsichtiger Einerreihe einen Zug Tirailleurs in den hier beginnenden Laufgraben steigen. Langsam gewinnt dieser die Tiefe, und die Erde quillt an den Männern empor wie das Wasser am Körper eines Badenden. Bald sind ihre Köpfe völlig untergetaucht und nur die verglimmenden Strahlen der Abendsonne verkünden noch das Leben, das vor den Mächten der Nacht und des Todes dem Schlachtfelde entflieht.

In den Schützengräben bei Arras

Zwischen AUBIGNY und ARRAS, im Februar.

Wir hatten die Ehre, dem Chef einer der Nordarmeen, General de Maud'huy, vorgestellt zu werden. Die Viertelstunde in dem Bureau eines Armeestabes gehört zu den interessantesten Eindrücken einer Reise an die Front. Ein grün ausgeschlagenes Zimmer, in dem die Honoratioren des Dorfes sonst Beratung zu halten pflegten, sieht jetzt Entschlüsse reifen, die über Wohl und Wehe von Hunderttausenden entscheiden. Die Wände sind mit Riesenkarten tapeziert, auf denen in Rot und Blau die gegenseitigen Stellungen eingezeichnet werden. Jeder einzelne Schützengraben des Feindes mit all seinen Windungen und Verbindungsgängen ist photographisch getreu wiedergegeben. Die Plazierung der Armeekorps, Regimenter, Batterien nach Benennung und Stärke ist mit einer Zuverlässigkeit eruiert, als hätte der deutsche Generalstab selbst die Unterlagen dazu geliefert. Auf den Tischen häufen sich Papierrollen und Pläne, als befänden wir uns in dem Bureau eines Architekten. Offiziere kommen und gehen, eine fieberhafte Geschäftigkeit, die durch das Telephongeklingel noch verstärkt wird, beherrscht die Atmosphäre. Einen Augenblick hat der General für uns übrig, nur einen kurzen Augenblick, der ihm erlaubt, jedem die Hand zu schütteln, ein paar liebenswürdige Worte zu wechseln und uns gute Fahrt zu wünschen. Eine untersetzte, distinguierte Gestalt mit einem ungemein lebhaften Mienenspiel und geistsprühenden Augen, über denen sich buschige Brauen wölben. Der Charme, der von diesen nervös-beweglichen und doch so willensstarken Gesichtszügen ausgeht mit dem freien, schönen Lachen und dem wetterharten geröteten Teint, erinnert mich, ich weiss nicht an welche, vornehme Gestalt aus den Büchern Pierre Lotis, wo auch die dominierende Macht der äusseren Erscheinung aus einem fein organisierten Innern hervorquillt. Maud'huy, ein alter bretonischer Name, in dem



Ein Schützengraben vorderster Linie.

die Mystik und zähe Tüchtigkeit der Rasse mit- klingt, Was wäre Frankreich in diesem Kriege ohne die Bretagne, dieses unerschöpfliche Reservoir an Soldaten und Führern!

Es ist ein kalter, nebliger Morgen. Unsere Autos flitzen auf hartgefrorener Strasse zwischen Saint Pol und Aubigny dahin; soweit der Blick reicht, nichts als angeweisste Stoppelfelder mit ihren Meules und aufgescheuchten Rabenschwärmen. Von Zeit zu Zeit sperrt uns ein Posten die Strasse: kleine Infanteriedetachements, die in sommerlich anmutenden «Guinguettes» kampieren. Oder eine von der Intendantur besorgte Teekantine ladet zur Erfrischung ein. Im Dorfe verliest der Amtsdienstler eine öffentliche Bekanntmachung, wobei er sich einer Pfanne als Gong bedient. All das erinnert eher an die Kirchweih als an den Krieg; die Buntheit der Uniformen und Hautfarben, die lachenden, gesundheitstrotzenden Gesichter der Soldaten erwecken den Eindruck, als seien alle diese Menschen zum Vergnügen und nicht zum Sterben hierhergekommen. Da jagt ein Zug Spahis in langer Reihe eine Böschung empor, um in der Weite der Ebene wie eine Beduinenhorde zu verschwinden. Wir überholen eine Verpflegungskolonnen und erkennen in den verwitterten Lastautos die von den Parisern so schmerzlich vermissten Autobusse «Madeleine-Bastille» und «Bourse-Passy» wieder. In ihrer grün-grauen Feldausrüstung tragen sie die Bezeichnung R.V.F. (Ravitaillement de viande fraîche). Auf einem Flugfelde stehen ein halbes Dutzend Zweidecker zum morgendlichen Patrouillenfluge bereit, während die Offiziere in zottige Pelzmäntel eingemummt auf- und abgehen, die Atmosphäre und die Windströmung prüfend. Sie haben in ihrer Haltung etwas Gelassenes, Aristokratisches, als fühlten sie sich als die eigentlichen Könige des modernen Krieges. Sie schweben über seinen Niederungen und Beschwerden, und selbst der Kugelregen hat für sie den beklemmenden Reiz verloren. Die kühle Entschlossenheit des Einzelkämpfers, der der Schulter des Nebenmannes nicht bedarf und einsam und ohne Nachruhm zu sterben weiss, spricht aus ihren wettergebräunten Zügen. Wir folgen dem Laufe der Scarpe, die schon ins Flussgebiet der Schelde gehört. In einem zerschossenen Dorf nördlich von Arras endet die Fahrbarkeit der Strasse. Unser Besuch soll heute einer «Tranchée de première ligne» gelten, und einer hinter dem andern steigen wir in den «boyau» ein, der hinter einem Hügel seinen Anfang nimmt. Boyau lautet bekanntlich Darm wörtlich übersetzt, und in der Tat, welche zutreffendere Bezeichnung liesse sich für ein System von Maulwurfsgängen und Win-

dungen finden, das auf einer Front von insgesamt 10 bis 15 Kilometer nicht weniger als 250 Kilometer Länge misst! Wir begegnen den bekannten Strassenbezeichnungen, Boyau d'Espagne, Avenue Poincaré oder bescheidener Boyau Durand, Sentier Lefèbre nach dem Erbauer des betreffenden Grabenstückes, der hier einen ephemeren Ruhm erlangt hat. Je mehr wir uns den vordersten Linien nähern, desto häufiger werden die Blockhäuser, die Schutzräume, aber auch die Windungen und Einkerbungen des Ganges. Der Gegner, der in jenem Sektor über eine grosse Zahl von Batterien verfügt, lässt uns keine Musse zur Beschaulichkeit. Ein Sausen über den Köpfen, wir bücken uns zur Erde und die Granate fährt wenige Meter hinter uns in den Boden. Zum Schutze treten wir in ein Blockhaus, das als Telefonkabine dient; Tisch, Stuhl, Sprechapparat, nichts fehlt; die Leitung begleitete uns auf unserm Wege an niedern gegabelten Stangen. Ein Offizier macht uns die Honneurs in seinem «Salon de réception», in welchem sich gerade Platz für ein Bett, einen Stuhl und einen kleinen Ofen findet. Eine behagliche Wärme strömt uns entgegen, die freilich nicht lange anhalten wird, denn die letzte Ladung eines Minenwerfers hat vor einer Viertelstunde sämtliche Fensterscheiben in Scherben geschlagen. «Ce qu'ils nous envoient de marmites ce matin!» meint ein Soldat, der die warmen Eisenstücke noch in der Hand hält.

Ein trauriger Zug kreuzt unsern Weg. Es sind Sanitätssoldaten, die einen Toten bergen. Unter dem Bahrtuche zeichnet sich seine robuste Gestalt ab, er hegt ausgestreckt mit aufgestellten Fussspitzen, wie sie der Schmerz krampft. Ein folgender Trupp trägt die Leiche eines im Bajonettkampf gefallenen Infanteristen, die bereits zwei Monate in der Erde gelegen hat und beim Graben eines Ganges gefunden wurde. Die Erstarrung in der Geste des Anstürmenden hat etwas Schönes, Ergreifendes an sich und erinnert mich an die dramatische Schilderung Barzini's am Abend der Schlacht an der Marne. Stumm grüssen wir, und die bärtigen ernstesten Männer erwidern den militärischen Salut an Stelle ihrer toten Kameraden. Kurz darauf begegnen wir auch dem Feldgeistlichen, der gekommen ist, die Gefallenen vor ihrem Begräbnis einzusegnen, denn «sie noch einmal gesehen zu haben, erzählen zu können, wo sie ruhen, ist für die Angehörigen ein Trost», meint zu uns der freundliche Feldkaplan. Der Kommandant drückt dem eifrigen Diener Gottes warm die Hand: «Immer in den vordersten Li-

nien, Sie sind ein mutiger Mann!» «Ich tue nur meine Pflicht, mein Kommandant!» verabschiedet sich dieser mit bescheidener Verbeugung.

Die Mannschaften, die wir hier in dem klassischen Tenue des «Poilu», das heisst schmutzig wie Köhler, und in den abenteuerlichsten Aufzügen zu sehen bekommen, scheinen sich über den Besuch aus der Aussenwelt nicht wenig zu freuen und stellen sich vor unseren Kodaks mit der Strammheit auf, die ein viermonatiges, meistens gebücktes Schützengraben- und Höhlenmenschendasein vom Kasernendrill übriggelassen hat. Unmöglich, zwischen Aktiven, Reservisten und Territorialen zu unterscheiden – schon der Bärte wegen. Alle haben sie denselben Eifer, und nur den einen Ehrgeiz, ein «brave soldat de France» zu heissen. Skeptiker und praktizierender Katholik verstehen sich aufs Beste, kein Spötter, der noch so sehr die «Blague» auf der Zunge hat, macht sich je über einen Priester-Soldaten lustig, wenn dieser von seiner Erdhöhle, die kleiner ist als diejenige des Heiligen Paphnuzius, knieend die Morgenandacht verrichtet. Das ist die Kameradschaft im Angesicht der stündlich lauernenden Gefahr und vielleicht auch der Stimmungsausfluss einer monotonen nivellierenden Lebensweise, in der die Leidenschaftlichkeit er stirbt und das Solidaritätsgefühl Ersatz bieten muss für verlorene Liebe und Freundschaft, die man in der Welt draussen zurückliess.

Für seinen Offizier geht der Soldat durchs Feuer. Er weiss, dass dieser sein ritterlicher Kamerad ist und nur ein Gebot kennt: die Ehre. Ist er an der Spitze seiner Leute gefallen, und liegt sein Leichnam draussen auf der todbringenden Ebene zwischen den feindlichen Schützengräben, so ruht die Kompanie nicht, bis sie ihn geborgen hat. Man muss ihn aber auch kennen, den französischen Offizier, in der ganzen Vornehmheit seines Wesens. Wir haben uns mit Dutzenden verschiedenster Grade während unserer Fahrt an die Front zu unterhalten Gelegenheit gehabt, keiner liess sich je zu einer unschönen Bemerkung über den Gegner hinreissen. Im Gegenteil, sie bemühten sich, den guten Eigenschaften des Feindes gerecht zu werden. «Die Bayern, die wir vor uns haben», bemerkte der Kommandant in Villers-au-Bois, «sind tapfere Soldaten, alle Achtung vor den Offizieren, die sich an der Spitze ihrer Leute in den Kampf stürzen!» Auch die Bravour der preussischen Garde findet bei den Franzosen ehrliche Bewunderer.

Wir sind inzwischen in einem wirklichen Schützengraben angelangt, eine *Tranchée avancée*, von der aus man mit dem Periskop (einer primiti-

ven Blechröhre mit zwei schräg gestellten Spiegeln) den nur 50 Meter entfernten Gegner beobachten kann. Bei dem nebligen Wetter errät man die Umrisse eines Stacheldrahtverhaues, sowie dunkler Massen – die Leichen von Gefallenen.

Die Leute sind auf ihrem Posten und verhalten sich still. Nur hie und da ist ein träger Schuss hörbar, der von einem harten Aufschlag oder dem Summen einer Hummel begleitet wird. Plötzlich beginnt in der Nähe ein Maschinengewehr zu rasseln, mit langsamem Tak-Tak einsetzend, dann immer schneller werdend, wie eine pfauchende Lokomotive. Nun wieder minutenlange Stille voll Spannung, voll Erwartung. Aber kein «En avant» ertönt, und nur der Bass der Kanonade nimmt seinen schleppenden Fortgang.

Wo, wie hier, die gegnerischen Schützengraben so nahe aufeinander gerückt sind, konnten sich jene Anekdoten abspielen, von denen die Zeitungen Wahres und Erdichtetes erzählten. Der Handel ist vom französischen Kommando verboten worden, denn die deutschen Annäherungsversuche hatten keine Berechtigung, solange sie französischen Boden zum Schauplatz nahmen.

Die tote Stadt

ARRAS, im Februar 1915.

Durch die alte Porte d'Arras, an der noch das Wappen der österreichisch-spanischen Krone sichtbar ist, fahren wir aus der sonnigen Frühlingslandschaft in das schattige, kühle Gemäuer der menschenleeren Stadt. Wo einen sonst der Lärm und das Getriebe plaudernden, feilschenden, streitenden, lachenden Volkes empfängt, wo auf holprigem Pflaster das Knarren zweirädriger Lastwagen ertönt, die in einer französischen Stadt so eigentümlichen Cris und langgezogenen Töne der Strassenverkäufer an den Häusern der engen Gassen emporhallen, herrscht beklemmende Stille und ängstliche Erwartung. Aus langen, leeren Strassenzügen, in denen jedes Haus die düstere Verschlossenheit eines Trauerhauses hat, blicken blinde, hohle Fenster auf einen herab. Die Haustüren sind verrammelt, und rohe Bretterschläge bezeichnen die Stelle der Schaufenster und Auslagen. Wo sonst das blank gefegte Zinkbüfett der Apéritif-Bar aufleuchtet, wo man durch durchsichtige Scheiben dem Schuhmacher, dem Flickschneider, der Putzmacherin bei ihrer flinken Arbeit zusieht, wo die appe-



Zerstörte Strasse in Arras.



Schloss Vermelles.

titlichen Auslagen der Comestibles ausgebreitet zu sein pflügen, wo der Fischmarkt duftet und das Gemüseweib hinter seinem Karren räsoniert – sieht man jetzt zwischen gähnenden Mauerlöchern halb aufgezugene Rolläden, furchtsam geöffnete Türspalten, wo verhärmte Frauen, mit Säuglingen auf dem Arm, in ängstlicher Eile ein Pfund Brot, einen Topf Milch einkaufen. Blickt man nicht genau hin, so macht das Ganze den Eindruck einer arg verwitterten Stadt, aus der die Bewohner vor Jahrzehnten vor der Pest geflohen sind, wie es im Mittelalter vorkam. Aber dann fällt der Blick plötzlich auf ein schief aufgesetztes Giebeldach, eine zerbozene Gaslaterne, in der Luft wirr herumhängende Drähte, gestürzte Kamine, und man hat wiederum das Gefühl, als müsste ein ungeheurer Orkan über diese Stätte hingebraust haben. Doch nein, nicht Wucht der Elemente, sondern ausgeklügeltes Tun der Menschen wollte es so. War es nicht ein Meisterstück, den eleganten, schlanken Turm der Ursulinenkapelle so zu treffen, dass zwei Arkaden nunmehr in den freien Luftraum münden und der Helm mit der Laterne auf einem Bein zu stehen scheint und doch nicht stürzt!

Am 6. Oktober hatte das Bombardement mit einem wohlgezielten Granatschuss am Theaterplatz, der ein dreistöckiges Wohnhaus von oben bis unten durchschlug, begonnen. Es folgten intermittierende Perioden, wo der Schiesseifer der deutschen Artillerie nachliess, aber gänzlich verschont haben die deutschen Granaten die Stadt kaum einen Tag seither. Die Bevölkerung ist denn auch von 30,000 Seelen auf 3,000 zusammengeschrumpft, von denen ein Teil ebenfalls ausgewandert war. Der 6., 7. und 8. Oktober sollen furchtbar gewesen sein, und Tausende flohen unter Zurücklassung ihrer Habe in die benachbarten Dörfer. Bis zur Stunde halten sich die Deutschen in den Vorstädten Blangy und St-Laurent, 2 km. nördlich der Stadt; die Strasse Arras-Lens auf der wir mit unbewaffnetem Auge die Telefonstangen abzählen können, ist in ihrem Besitz.

Was Arras zur Ville-Martyre macht, das sind seine verstümmelten Baudenkmäler und Kirchen, die den Jahrhunderten getrotzt hatten, um 1914 in Trümmerhaufen verwandelt zu werden. Wie winzig erscheinen doch die Verbrechen eines Robespierre, die die Geschichte gewissenhaft registriert hat, im Vergleich zu dem Tun der heutigen Machthaber!

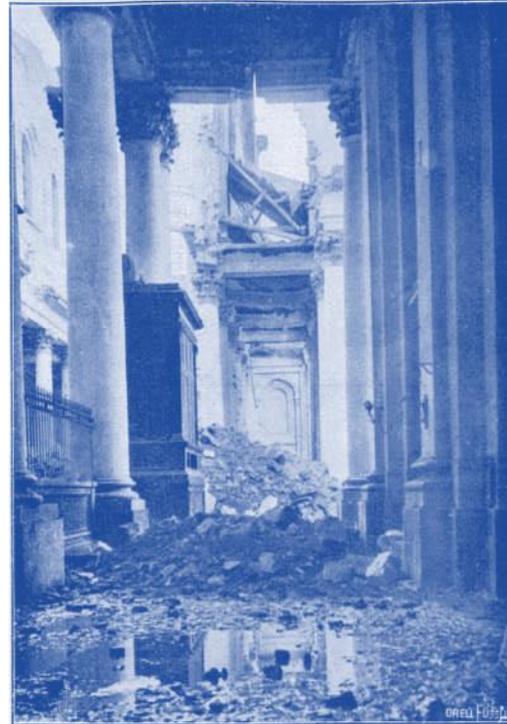
Doch setzen wir unsere traurige Wanderschaft fort, die uns nach der Stätte führen soll, wo das herrliche Stadthaus mit dem berühmten Löwen

von Arras gestanden hatte. Bei der mächtigen Kathedrale von St-Vaast ist das Holzgerüst zusammengeschossen und das Portal mit der Monumentaltreppe heruntergefegt. Das Spital Saint-Jean durchschlugen gleich zu Beginn des Bombardements gegen vierzig Granaten, was einer Anzahl kranker alter Leute das Leben kostete. Es lässt sich nicht leicht ein vollkommeneres Bild gründlicher Zerstörungsarbeit ausmalen, als dieses Hospital Saint-Jean es darstellt mit den übereinandergestürzten Krankensälen, wo das unterste zu oberst gekehrt ist, und ein grausiges Chaos von eisernen Bettstellen, zerbrochenen Stühlen, zerfetzten Parkettböden und zerbröckelten Kalkmassen einem entgegenstarrt. Unser Gang durch die Rue St. Aubert, Rue Gambetta, den Boulevard de Strasbourg entbehrte nicht malerischer Aspekte, sprächen nicht überall Trauer und Elend aus den Ruinen. Kaum ein Haus in der langen Strassenzeile ist verschont geblieben, auch wo man den Gebäuden von aussen nichts ansieht, herrscht im Innern das wüste Durcheinander, wie es einschlagende Granaten zurücklassen. Da ist der Konzertsaal, dort die Filiale von Fehx Potin, hier der Basar der Maison Bleue, weiter oben der Chic Parisien, die Zeitungsdruckerei «L'Avenir» – alle haben sie ihr Teil abbekommen. Die Barockfassade des «Courrier du Pas de Calais» erscheint gleichsam mit der Scheere ausgeschnitten. Um das ausgebrannte Postgebäude hat sich wie Spinnweb ein Gewirr von zerrissenen Drähten gelegt; der erstorbene Bahnhof, dessen mächtige Glashalle in Millionen Scherben zersprungen auf dem Bahnkörper liegt, ist mit seiner stillstehenden Uhr und den zerquetschten Geleisen so recht das Symbol dieser verwunschenen Stadt, wo aller menschliche Verkehr wie mit einem Rucke abgeschnitten wurde, als gehörte er einem andern Zeitalter an.

Um den Bahnhof sind im letzten Oktober starke Verteidigungspositionen errichtet worden, denn die deutschen Vortruppen stehen keine anderthalb Kilometer von hier entfernt. Augenblicklich kreist eine «Taube» über unsern Häuptern, wohl um auszukundschaften, ob nicht der Präsident der Republik Arras einen Besuch abstattet; deutlich erkennen wir die Form des Eisernen Kreuzes und hören das Surren des Motors. Eine Revolverkanone beginnt alsbald auf französischer Seite zu hämmern, so dass der kecke Vogel rasch die Höhe gewinnt und entflieht. Die Mütter, die unter den Arkaden stehen, rufen ihre spielenden Kinder zu sich heran, wie eine Henne ihre Küch- ein beim Nahen des Sperbers. Aber kaum hat das Knallen auf-



Das Stadthaus von Arras im Februar 1915.



Inneres der Kathedrale von Arras.

gehört, so tummelt sich auch schon wieder das muntere Volk der Gassenjungen auf dem grossen Platze. Diese Grande Place mit ihren altertümlichen Giebelhäusern und den Laubengängen aus der spanischen Periode mutet in ihrer steifen Verlassenheit und Leere wie ein stehengelassenes thüringisches Spielzeug an. In den unterirdischen Gängen, die im Mittelalter zur Aufstapelung der Vorräte und als Refugium dienten, suchen auf's Neue die Bewohner Schutz vor den niederprasselnden Granaten.

Arme, verschüchterte Frauen, deren Männer im Kriege sind, fragen uns ängstlich, wie lange es noch dauern wird und ob die Deutschen nochmals nach Arras kämen. Nie habe ich die Hilflosigkeit eines weiblichen Wesens so sehr nachempfunden wie in dieser von den Männern verlassenen, unter den Kanonen des Feindes erzitternden Stadt. Ich liess mir von einem jungen Weibe, das einst bessere Tage gesehen, die Kellerwohnung zeigen, in der sie seit fünf Monaten mit ihren drei Kindern lebt und wo sie dem jüngsten das Leben geschenkt hat. Ihre beiden Brüder sind an der Marne gefallen, ihr Mann kämpft irgendwo in Belgien, Ein altes Mütterchen, das am Stocke hinkt, weist mir die Photographie ihres Enkels, den sie vorige Woche mit militärischen Ehren in Béthune begraben haben. «Dazu habe ich diesen Jungen grossgezogen, dass ihn mir die Boches mit zwanzig Jahren totschiessen», bricht es zwischen ihren hasserfüllten Lippen wie ein Fluch hervor. Auf den Gesichtern all dieser Leute hat der Krieg seine Spuren gelassen; wenn man mit ihnen spricht, kommen ihnen gleich die Tränen. Das Lachen scheint aus dieser unglücklichen Stadt für immer gebannt; als ein paar Soldaten einem über die Strasse huschenden Mädchen ein Scherzwort nachriefen, hallte es wie Misston von den öden Mauern wider.

Beim Flammenscheine der untergehenden Sonne stehen wir vor den Ruinen des herrlichen gotischen Stadthauses; zu unsern Füßen liegt, zu unförmigen Sandsteinmassen zerschmettert, was einst Rosette, Kreuzblume, Ganzfigur, Kranzgesimse war. Die alten Männer um uns sagen kein Wort, sie sehen uns nur stumm an und warten, was wir sagen werden. Eine tiefe Traurigkeit legt sich auf unser Gemüt, wie sie nur der Verlust von etwas Unersetzlichem erzeugt. Denn da steht ja noch eine Wand gleich einer Potemkinschen Kulisse, die uns so recht zum Bewusstsein bringt, was Schönes da zugrunde ging. Instinktiv greifen wir nach einem Stück Stein, um ihn wie etwas Kostbares an uns zu nehmen, denn noch scheint in ihm

der edle Hauch des schöpferischen Genies fortzuleben, den das fremde kalte Eisen nicht auszulöschen vermochte. Während wir so Ruhm und Wahrzeichen einer stolzen Stadt mit den letzten Strahlen der Sonne untergehen lassen, zieht vor unserm geistigen Auge ein trauriger Zug vorüber: Vineta, Karthago, Pompeji, Messina, Arras....

Sechstes Kapitel

VOM KÜNSTLERISCHEN LEBEN

Das Theater im ersten Kriegswinter

Erst seit Dezember, nach der Rückkehr der Regierung aus Bordeaux, fand man in Paris das Lächeln wieder und erteilte den Bühnen die Ermächtigung zu abendlichen Vorstellungen. Niemand hatte merkwürdigerweise weniger Eile, von der obrigkeitlichen Erlaubnis Gebrauch zu machen, als die Theaterunternehmer selbst. Die frühzeitige Einstellung des Metrobetriebes, das Fehlen der Autobusse, der Mangel an Taxis, sowie der 9 Uhr-Schluss der Restaurants liessen einen regelmässigen Theaterbesuch zunächst fraglich erscheinen. Von den zahlreichen Musentempeln, die die Grands Boulevards von der Place de la République bis zur Madeleine rechts und links flankieren, hatte Ende Januar nicht ein einziger seine Pforten geöffnet. Auf den Stufen der Variétés, «le plus boulevardier des théâtres parisiens» verkauften garstige Höckerweiber Ansichtskarten und Lebkuchen. Das patriotische Repertoire hatte man bereits vor dem Kriege gepflegt, so dass in dieser Beziehung wenig zu tun übrigblieb. Für den geistreichen oder gepfefferten Schwank fehlte die Neigung. Was das Pariser Publikum verlangte nach sechs Monaten beispielloser Spannung, war Musik, die die Traurigkeit des Augenblicks in würdiger Weise vergessen liess. So erfreute sich die *Opéra Comique*, deren Spielplan sich am besten den Zeitläuften anpasst, bald fleissigen Besuches, während die *Grosse Oper* erst im zweiten Kriegswinter mit einem reduzierten Programm (in dem natürlich Wagner fehlte) und nur bei festlichen Anlässen ihr Pforten öffnete. Die *Gaîté-Lyrique* fand mit den «Dragons de Villars», «La fille du Régiment» etc. ihr dankbares Operettenpublikum, während die Wiener Schlager, wie «Lustige Witwe» und Gefolge, die den Spielplan der kleineren Musikbühnen vor dem Kriege beinahe ausschliesslich beherrscht hatten, sich nur mehr in der Form der Parodie hervorwagen durften.

Die *Comédie Française* führte der Tradition getreu ihr klassisches Repertoire weiter, zunächst in Matinées, später in zweimaligen Abendvor-

stellungen, während das *Odéon* den Winterschlaf des Quartier Latin teilte. Die geistreiche Laune Molières und die vornehme Pathetik Corneilles übten ihre alte Zaubermacht auf die Menge aus, die sich gleichsam berufen fühlte, ein Kulturerbe zu verteidigen und in dieser Stunde französischer als je zu empfinden. «Français, nous périssons, si vous n'aimez la France!» rief Georges Grand einer begeisterten Zuhörerschaft zu. Madame Bartet sprach *Déroulèdes* «En avant», – *Déroulède*, der verlachte Sänger der *Revanche*, heute von der innerlichsten und frauenhaftesten Künstlerin mit Leidenschaft interpretiert – Lambert verherrlichte die Bauern der Argonnen, die als *Franktireurs* den Feind überfallen (der Heldendarsteller des «*Cid*» schleudert angesichts der Greuel neuzeitlicher Kriegführung die Ritterlichkeit wie ein verbrauchtes Requisit in den Winkel). Madame Segonde-Wéber trägt, mit der phrygischen Mütze umgetan und die Trikolore an sich pressend, die Strophen der «*Marseillaise*» vor. In ihrem zornigen Schlachtruf gleicht sie der Statue *Rudes* am «*Arc de Triomphe*», mit höhnischem Lachen spricht sie die Stelle, wo von neuen Sklavenbanden die Rede ist, wie ein Gebet verklingt die letzte Strophe, wo die Freiheitsgöttin angefleht wird, den französischen Fahnen den Sieg zu verleihen. Das ganze Haus vibrierte mit und brach zum Schlusse in jubelnden Beifall aus, von den Logen wo sich ordengeschmückte, verwundete Offiziere über schöne Frauen beugten, bis hinauf zu den überfüllten Galerien. Spätere Generationen werden von diesen patriotischen Festen der *Comédie Française* während des Kriegsjahres 1915 zu erzählen wissen, wie man sich bisher der *Année terrible* erinnerte, wo die Schauspieler-Bürgergardisten ihre Gewehre in die Kulissen stellten, um zwischen zwei Gefechten «*Horace*» zu spielen und wo die «*Marseillaise*» umredigiert werden musste: le jour «de vaincre» est arrivé statt le jour «de gloire». Heute gilt die Fassung von 1792!

Nur kleine Theater dritten Ranges, unverwüstliche Music-halls und Café-Concerts wagten sich in jener Periode mit einer beständigen *Affiche* hervor, denen Titel wie «*L'Aube de la revanche*» und «*Paris quand-même*» Zugkraft verleihen sollten.

Die eigentlichen Veranstaltungen dieser ersten Kriegssaison waren ausser den Konzerten *Colonne-Lamoureux* die sogenannten künstlerisch-nationalen *Matinees* in der *Sorbonne*, im *Trocadéro*, an der *Université des Annales* – Vorträge musikalischer und literarischer Art, die einem wohlthätigen Zwecke dienten und gleichzeitig der ideellen Bedeutung der Stunde



Madeleine Roch, die «Marseillaise» vorragend.

gerecht zu werden suchten. Hier traf man die Koryphäen der Bühne und der Literatur, während zu ihren Füßen als festlich gestimmtes Auditorium sass, was Paris an schöngestiger und eleganter Welt aufweist, soweit diese nicht durch den Krieg direkt in Anspruch genommen war. Ohne die «Marseillaise», den «Chant du départ» oder ein lebendes Bild (Rouget de l'Isle beim Bürgermeister Dietrich in Strassburg die «Marseillaise» singend) ging es dabei selten ab, die russische, belgische, englische, japanische Nationalhymne wurden von eigens berufenen Künstlern vorgetragen.

Wir wohnten gleich nach unserer Rückkehr nach Paris einer Matinee im grossen Amphitheater der Sorbonne bei, die durch ihren hohen künstlerischen Gehalt und den patriotischen Schwung begeisterte. Marguerite Carré und Francell von der Komischen Oper sangen Bruchstücke aus «Mannon» und «Joseph»; Leitner Hess den Witz des alten Lafontaine auilieben, während Madame Piérat Stenzen aus Rostands «Aiglon» vortrug. Der Pianist Diémer entlehnte sein exquisites Programm den französischen Komponisten des 18. Jahrhunderts, und die Chanteuse Jane Pierly schleuderte mit Verve und Sarkasmus zeitgemässe Schöpfungen des Brettldichters Lucien Boyer, «Les corbeaux sont dans les vignes de France» und «Guillaume s'en va-t'-en guerre», in eine elektrisierte Zuhörerschaft. Den interessanten Schluss bildete «WaHensteins Lager», Orchestergemälde von Vincent d'Indy, das mit seiner eindrucksvollen Tonmalerei erst die ausgelassene Wildheit der kaiserlichen Armee, dann die grollende Kapuzinerpredigt und schliesslich die ordnunggebietende Fanfare des Feldherrn schildernd, eine Anspielung auf die Ereignisse dar stellen wollte. Das von Messager dirigierte Orchester zollte unter anderm auch Saint-Saëns und Debussy seinen Tribut; ausländische Namen ausser dem Griegs figurieren nicht auf dem Programm. Als Conférencier würdigte der Schriftsteller Abel Hermant in der eleganten Pose des Parisien den gegenwärtigen Krieg in seiner Wirkung auf die nationale Erneuerung und die Wiedergeburt des echt französischen, vom Skeptizismus nur vorübergehend verdunkelten Idealismus.

Sechs Monate später

Mai/Juni 1915.

Das Theater-Repertoire stellt einen Barometer dar, an dem sich die jeweilige Stimmung in Paris ablesen lässt. Und da ist denn festzustellen, dass im siegesgewissen Sommer 1915, als man der Dardanellen sicher zu sein glaubte, Italien auf die Seite Frankreichs trat, Russland Przemysl besetzt hielt und sich in Deutschland die ersten Wirkungen der Blockade fühlbar machten, nicht mehr das patriotische Stück, sondern die geistreiche Revue obenan in der Gunst des Publikums stand. War die Aufmerksamkeit auf andern Gebieten der Kunst nur eine zerstreute, so vibrierte hier der ganze Gegenwartsmensch mit und er fand im Bonmot, das ihm der Revuendichter kredenzte, die befreiende Überlegenheit der Rasse. Die Kriegss-revue hat allerdings nichts gemein mit jener dreisten Ausgelassenheit, die sonst auf der Bühne der Music-hall vorherrscht; die Anspielungen sind feiner und züchtiger; der Krieg hat auch hier den Geschmack veredelt.

Werfen wir einen Blick auf die zu dieser Zeit durch die Kulissen des Palais-Royal oder der Folies Bergère huschenden Gestalten. Da ist die unterhaltliche Marguerite Deval in der Rolle der nach Bordeaux durchgebrannten Pariserin, die sich der aufregenden Peripetien dieser historischen Reise erinnert. Oder sie erscheint als weiblicher Tramkondukteur in der belgischen Policemütze, der sein Glück erst mit Liebenswürdigkeit, dann mit der traditionellen Grobheit seiner männlichen Vorgänger versucht. Vilbert verkörpert einen unvergleichlichen Poilu, breitspurig, von oben bis unten bepackt und mit einem prächtigen Barbarossabart. Sein Couplet, das im Rhythmus des Marschschrittes abgefasst ist, gehörte zu den zügigsten Produktionen der Saison und schlug den bisher in Frankreich dominierenden Tipperary-Song aus dem Felde. Der Refrain, den man sich mit einem profitlichen Mienenspiel gesungen denken muss, lautet: «On les aura – Quand on voudra – Ah! mon boch' tu sortiras – de tes sacrés trous de rats! Vive le son de nos canons, – Qui vivra, verra: Les boch's, on les aura!»

Compère und Commère dieser Revuen sind gewöhnlich ein schmucker Tommy und eine der Kriegsmode entsprechend gekleidete Pariserin. Englisches Wesen wird verherrlicht, alles was deutsch ist, dem Spott überliefert. Bald ist es die Austreibung der Wiener Operette, die sich in Gesell-

schaft des Absinth, des Kubismus und des Tango befindet, bald erscheinen Parsifal, Lohengrin und die Walküre in mehr oder weniger geistreicher Travestierung auf der Szene. Zur gelungenen Tanzpantomime wird die Umwerbung der schönen Neutralen (mit dem Bersaglieri-Federbusch) durch den befrackten Diplomaten, zu einer Glanznummer der ausgelassenen Spinelli die Einkleidung des Grosstürken mit der russischen Pelzmütze und dem phrygischen Bonnet. Die innere Politik, die sonst einen so breiten Raum in der Jahresrevue einnimmt, ist mit Rücksicht auf die «heilige Einigkeit» völlig beiseitegelassen. Dagegen gibt als Sachverständiger der grosse Napoleon sein Urteil über die Kriegslage ab, und der liebe Gott erklärt, er sei eher «antiboche» gesinnt, gegenteilige Behauptungen gingen auf eine Ente der Agentur Wolff zurück. – Von den durch den Krieg geschaffenen Typen der Pariser Strasse macht jede dieser Revuen, wie sich denken lässt, ausgiebigen Gebrauch, und darin liegt einer ihrer Hauptreize.

Die Schauspiel- und Opernbühnen sind zu ihrem Friedens- Repertoire zurückgekehrt. Die beste Lösung, die Bühne an dem patriotischen Aufschwung der Zeit teilnehmen zu lassen, bleibt die Einschlebung einer vaterländischen Poesie, an der die französische Literatur ja nicht Mangel leidet. Die Intonierung der «Marseillaise» bei Theaterausgang ist ein stimmungsvoller Brauch geworden, der sagen will: Vergesst nicht diejenigen, die draussen im Felde stehen und durch ihre treue Wacht eure bürgerliche Existenz beschützen. Die *Opéra Comique* lässt ihren Matineen eine kriegerische Episode «Sur le front» folgen, die auf den flandrischen Kriegsschauplatz versetzt. Eine Wachtkompagnie zieht auf, während Massenets «Nocturne» über die nächtliche Ebene verklingt. Albers mit seiner schönen Baritonstimme grüsst die Frauen zu Hause, die ihre Tränen trocknen sollen, denn der Tag der Rache ist nah; Kanonendonner, Trompetenstösse, glitzernde Bajonette, das wilde Gewoge des nächtlichen Gefechtes; die «Marseillaise» (Marthe Chenal) in schimmerndem Gewände erscheint unter den Truppen, die im Schützengraben vorwärtsdrängen und in ihrer kleinen, hellblauen Mütze und den bartlosen Gesichtern an die Jugend der Revolutionsarmeen erinnern.

Unter den Versuchen, den Zeitereignissen dramatisch beizukommen, sei die von einer belgischen Truppe im «Gymnase» aufgeführte «Kommandatur» von Fonson erwähnt, die in Paris weniger Interesse erweckte als in London. Das Pariser Theaterpublikum wollte nun einmal keine deut-

schen Uniformen auf der Bühne sehen, und einen Deutschen sympathischer zeichnen zu wollen als es die Boulevardpresse tut, ist ein undankbares Bemühen. Das hat auch Pierre Frondaie erfahren müssen, der den bekannten Lothringer Roman «Colette Baudoche» von Maurice Barrés dramatisierte. Der Bearbeiter hat zwar alles getan, um aus dem vernünftigen und lernbegehrigen Professor Asmus, der sich in eine charmante Französin verhebt und im Verlaufe dieses psychologischen Prozesses eine gründliche Revision seiner alldeutschen Anschauungen vornimmt, einen lächerlichen Pedanten zu machen, der nicht nur keinen Geist, sondern auch keine Manieren hat – dennoch chokierte er das Publikum.

Weit glücklicher war da das Zurückgreifen auf *Erckmann-Ghatrians* «Ami Fritz», mit dem die Comédie Française sich stets ein vollbesetztes Haus sichert. Marie Leconte ist als elsässische Bauerndirn von einer herzquickenden Frische. Der verhebt alte Knabe Fritz, der vom überzeugten Jungesellen zum Freier und Hausvater kuriert wird, verkörpert – vielleicht ohne dass sich die Franzosen Rechenschaft darüber geben – so viel deutsche Gemütsart, Naivität des Herzens und Starrköpfigkeit des Willens, dass ich mich nachträglich frage, ob die Menschen auf der Bühne wirklich französisch und nicht deutsch gesprochen haben. Man glaubt sich wirklich im sonnigen Elsass, und die Volkslieder am Hochzeitsfest der Susel, der Blumenstrauß des alten Mounet-Sully an die glückliche Braut und das Gedicht des Schülers Franz in der Pelzmütze – das gehört zum Hübschesten, was die Comédie Française während der Kriegssaison inszeniert hat.

Am Freifisch der Künstler

MONTPARNASSE, im Februar.

Kriegszeit und Künstlerbohème sind zwei Begriffe, die sich nicht reimen wollen. Ist das Dasein des rapin sans sous schon zu Friedenszeiten ein tägliches Problem, so verliert es in den gegenwärtigen martialischen Zeitläuften seinen romantischen Beigeschmack völlig und reduziert sich auf ein recht trauriges Häufchen Unglück. «Die Bohème ist das Vorspiel zur Académie, zum Hôtel-Dieu oder zur Morgue!» hat schon Murger ausgerufen, der das sorgenlose Leben des Künstlervölkchens im rosigen Lichte zu



Die Comédie Française an der Front.

malen verstand. Augenblicklich liegen die Verhältnisse so, dass die Bohémiens sämtliche fünf Akademien des Instituts für ein ordentliches Kohlenfeuer hingäben, das ach für viele im Winter 1914/15 ein Traum blieb. Wenn der Dichter Rodolphe und der Maler Marcel und der Philosoph Schaunard sich in ihrem Atelier versammelten, das sie «Spitzberg» getauft hatten, so pflegten sie gegen Mitternacht jeweilen zu losen, wer als erster seinen Stuhl ins Feuer zu werfen hatte. Diese Praxis von Anno 1830 mag im Jahre des Heils 1915 ihre Auferstehung mancherorts «au-delà des ponts» gefeiert haben, leider aber sind die Frierenden prosaischer geworden und trösten sich nicht mehr so leicht mit der Lektüre des Horaz über die Launen des Boreas hinweg; das mag damit Zusammenhängen, dass die Grisetten von einst, die Mimis und Musettes anspruchsvoller geworden sind und sich nach den Grands Boulevards verzogen haben und so das helle Lachen spärlicher geworden ist in den kalten Dachstuben von Montparnasse und Montmartre.

Und dennoch ist die Fröhlichkeit, das sorgenlose Kind der Bohème, nicht ganz verschwunden. Unkraut verdirbt nicht, und was vollends ein richtiges Talent ist, ringt sich immer durch. Ist das Publikum auch stumpf und rechnet die Kunstpflege zu Kriegszeiten fast unter die Frivolitäten, so helfen sich die Künstler eben untereinander so gut es geht. Und der Maecenas – die Rasse stirbt in Paris zum Glück nie völlig aus – weiss, was er zu tun hat: geht's mit dem Bilderhandel nicht mehr, flugs bindet er sich die weisse Schürze um und macht den Küchenmeister. Denn man muss leben! Das ist die erste Forderung in diesen harten Wochen, die schon allzu lang gedauert haben. Der «Appui aux artistes» unter dem Protektorat von Rodin, Albert Besnard, Bonnat, Antonin Mercié, Louise Breslau und der tatkräftigen Unterstützung der Amerikaner hat ein Dutzend Kantinen eingerichtet, in der Rue de la Grande Chaumière, der Rue Vaugirard, der Place Pigalle usw., die unbemittelte Maler, Bildhauer, Architekten, Graveure sowie Modelle unentgeltlich oder beinahe unentgeltlich speisen. Daneben gibt es ein «Atelier-Refuge», wo Arbeitslustige Kohlen sparen können, und ein Ouvroir für die Künstlerfrauen. Wir haben die eine und andere dieser Kantinen besucht, die von bekannten Persönlichkeiten wie Cabanès, Zo, Abel Truchet, Avy, Adler, Dubois, Maurice Neumont persönlich geleitet werden, und uns von der guten Küche und dem mit ihr zusammenhängenden guten Humor überzeugen können.

Es war uns eine besondere Genugtuung, den Direktor der Académie Colarossi, einen Schweizer, einen Künstlerfreitisch präsidieren zu sehen. Gemeinsam mit einem Amerikaner-Malerpaar hatte er in den ersten Kriegswochen, als die Not am grössten war und die unterstützungskräftigen Elemente der Pariser Künstleraristokratie in Trouville ihre Ferien machten, die Initiative ergriffen und das brotlose Künstlertum in seine Räume aufgenommen. Die Erfahrung lehrte, wie man durch kluge Einkäufe ein nahrhaftes Mittagessen zu 35 Cts. pro Person ermöglicht; die Preise sind heute auf 25 und 50 Cts. festgesetzt, so dass die Reicheren die Ärmern über Wasser halten helfen. Spenden von Privaten und öffentliche Subventionen gestatteten die Einrichtung eines Gratisdiners, das in erster Linie von den Modellen in Anspruch genommen wird, die mit ihren «Certificats de chômage» bei den städtischen Armenbehörden nicht immer Glück haben.

Wir betreten ein geräumiges Bildhaueratelier, in dessen Mitte ein Esstisch aufgeschlagen ist, Künstler und Künstlerinnen haben in bunter Reihe Platz genommen und blicken mit Wohlbehagen nach der dampfenden Suppenschüssel. Eine reizende Blondine, die Gattin eines im Felde stehenden Malers, misst jedem Gaste seine Portion zu, während eine schelmische kleine Südfranzösin hinter dem Vorhang, der die Küche maskiert, hervorlugt und auf das Zeichen allgemeiner Befriedigung über ihre Kochkunst wartet. In der Tat, die Kohlsuppe schmeckt vorzüglich, wie sie der Chef im «Bœuf à la mode» nicht trefflicher zu bereiten versteht. Und die gute Laune bricht sich alsbald Bahn. Da ist ein bärtiger Maler aus Belgien von breitem flämischem Typus, der sich mit Rubensscher Üppigkeit bedient. Neben ihm ein schwächlicher, verträumter Schüler der Beaux-Arts, der sich auf seinem Teller ein Stilleben aufbaut; dann folgt ein schweigsames Künstlerehepaar, getraut im XXI. Arrondissement, das nur mit sich selbst beschäftigt ist. Ein alter Graveur, der wohl das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, aber keinen Sous in der Tasche führt, schäkert mit einem frischen Ding, das mager wie eine Ziege ist, aber ein Paar faszinierende Augen hat, aus denen das ganze Evangelium der Kunst aufleuchtet. Die Gesellschaft wird in Atem gehalten durch das unversieglige Redetalent eines Toulousaners, dessen erste universelle Tat die Ausmalung des Schokoladepavillons an der Schweizerischen Landesausstellung in Bern gewe-

sen ist und dessen zweite der «Prix de Rome» sein wird. Im unverfälschten Künstlerargot spricht man von Kunst und Atelier, vom Nichtskönnertum der Gros-Bonnets, von den eigenen Triumphen und der Verständnislosigkeit des guten Publikums, und – selbstverständlich – der Herren Kunstkritiker. Auch unterhält man sich mit Vorliebe von den Tausenden, die – andere verdienen. Paradoxe werden geschmiedet, wozu besonders die Arbeit des Linsenlesens, der sich jeder Gast als Fronleistung zum Dessert unterziehen muss, Gelegenheit gibt. Für die Rapins ist diese sehr prosaische Aschenbrödelarbeit, die mit der Regelmässigkeit einer Uhr jeden Freitag abend wiederkehrt, eine Art Pointillismus, in dem sie sich üben. Auch vom Kriege wird beiläufig gesprochen, von der Kathedrale von Reims, und ob das Leben eines Kunstgenies nicht zu gut zum Kanonenfutter sei. Aber das Thema ist den meisten unsympathisch, «es ist der Krieg ein roh, gewaltsam Handwerk». Zu unsern Häuptern hängen im bleichen Lampenlicht antike Masken und Büsten, ein Apollo, ein Sokrates ..., am Deckbalken baumelt ein vergessener Mistelzweig. Durch die vorhanglosen Fenster bückt man hinüber in die Zeichnungsschule, wo fleissige Hände im Abendkurse über das Papier gleiten. Auf dem Podium posiert unbeweglich in Fechterstellung ein robuster Jüngling, ein Flüchtling aus Belgien, der seinen schönen nackten Körper der Kunst darbringen will, bevor er vielleicht auf einem Schlachtfeld in Flandern für das Vaterland vermodern wird.

Solcher Kantinen existieren mehrere Dutzend, die des «Appui aux artistes» allein haben seit September über 600 Personen täglich gespeist und mit dem Nötigsten versorgt. Kein grösseres Atelier, das sich dieser sozialen Pflicht nicht freudig unterzöge. Im Süden von Paris hinter dem Institut Pasteur hat die «Amicale Pu vis de Chavannes» ihr Zelt aufgeschlagen, im Norden hinter dem Montmartrehügel ist es der «Lapin agile», die berühmte Künstlerkneipe, wo so manche fuederduftende Maiennacht bei Gesang und Wein gefeiert wurde, der jetzt die armen Atelierratten versorgt. Im Atelier der Rue du Maine, das bisher bekannt war durch die schönheitsdurstigen Orgien der Kubisten und Futuristen, findet die verwandte Klasse der Jüngerinnen des Tutu und der Chanson ihren winterlichen Schlupfwinkel gegen die Kälte und den Hunger. Wie sagt doch Murger: «Ce n'est point gai, tous les jours, la bohème!»

Kunstaussstellungen während des Krieges

Frühjahr 1915.

Bei dem tiefgreifenden Einflusse, den der Existenzkampf Frankreichs auf sein gesamtes soziales, wirtschaftliches und geistiges Leben ausübte, ist es nicht zu verwundern, dass Paris auf seine offiziellen Salons verzichtete und sich mit einigen kleinern Ausstellungen begnügte, die vom Schaffen der Künstler hinter der Front und – an der Front Zeugnis ablegen sollten. Im Saale des *Jeu de Paume* waren im Sommer 1915 und 1916 unter der Ägide der Société Nationale des Beaux Arts und der Artistes français eine Anzahl Werke von gefallenem und noch im Felde stehenden Künstlern vereinigt (die Räume des Grand Palais dienen bekanntlich militärischen Zwecken), in der Rue de la Boétie stand der Salon des Humoristes völlig im Zeichen des Krieges, bei Georges Petit und in den übrigen Privatgalerien wurden periodische «Kriegsausstellungen» veranstaltet, wenn auch nicht ausschliesslich der Bellona geweiht. Der Gesamteindruck, den der Beschauer erhielt, war eher niederdrückend als erhebend: was der Krieg den Künstlern an Stoff und Ideen vermittelte, machte bei Weitem nicht den Ausfall wett, den die Kunst an Talenten und ruhiger Konzentration einbüsst. Es kommt einem zum Bewusstsein, dass das Gewaltige und Befreiende, das der Krieg neben unsäglichem Jammer mit sich bringt, überwiegend in die Ordnung der ethischen Werte gehört, die der Literatur zugänglicher sind als der Malerei; seine Unfruchtbarkeit auf ästhetischem Gebiete gibt sich besonders deutlich in der Skulptur kund.

Fragt man nach dem Verhältnis, das die einzelnen Künstler zu dem weltumstürzenden Geschehnis gewonnen haben, so kann man je nach dem Temperament verschiedene Arten des Reagierens feststellen. Es gibt feurige Patrioten neben resignierten Pflichtmenschen, blinde Hasser neben überlegenen Menschheitspsychologen, tatenfrohe Realisten neben weltfremden Träumern, die nichts Besseres zu tun wissen, als sich in ihre Ideallandschaften zu flüchten. Unter den Kriegsmalern im engen Sinne unterscheidet man auf den ersten Blick diejenigen, die an der Front geweiht haben und den rauhen Atem des wirklichen Krieges über Auge und Seele sich streichen liessen, und solche, die ihn vom Atelier aus verfolgt haben, sich an überhitzter Zeitungsektüre nährten und in den Chauvinismus der



Der Flieger Guynemer, einer alten Seefahrer-Familie
der Bretagne entstammend.

Nach einer Pastellzeichnung von Louise-Cath. Breslau

Strasse verfielen oder dem Krieg mit Symbolen beizukommen glaubten.

Feder und Zeichenstift dienten den Künstlern besser als die Palette. Die an der Front entstandenen Skizzen sind in der Regel voller gefühlt und kräftiger hingeworfen als die sorgfältig drapierten Schlachtengemälde. Die Anekdote lebt auf, als das einzige Überbleibsel der hergebrachten Kriegsmalerei, das mit dem Schützengrabendasein nicht im Widerspruch steht. Die glänzende Reiterattacke ist völlig von der Bildfläche verschwunden. Die Landschaftsschilderungen nehmen einen breiten Raum ein; die Ruinen haben ihre malerischen Aspekte; der Auszug der Flüchtlinge vermag Herz und Auge eines Künstlers zu fesseln. Der Rest ist Charakterstudie. Seltsam abgeblasst muten die Allegorien an, was mit dem starken Fühlen der Zeit Zusammenhängen mag. Die Völker kämpfen für Ideale, aber diese sind durch das Handeln und den Opferwillen genügend konkret, um nicht noch der bildlichen Umschreibung zu bedürfen.

Am meisten sind die «Humoristes» in ihrem Element, bilden doch auch Karikatur und Satire eine Waffe, mit der ein Volk gegen seine Gegner kämpft und die in solch leidenschaftlicher Zeit einen vermehrten Zusatz von Bosheit und Gift verträgt. Die geistreichen Zeichnungen eines *Forain*, *Abel Faivre*, die über die Zivilisten spotten, weil sie bei Austern und Sekt die Langsamkeit der kriegerischen Operationen bekritteln, die ergreifenden Flüchtlingsgruppen *Steinlens*, wo das ziellose Vorwärtsdrängen der von Haus und Hof Vertriebenen den ganzen Jammer des Wortes Krieg enthüllt, die erquickenden Kinderszenen *Poulbots* und die leidenschaftlichen Schilderungen *Willetes*, der über der Tragödie der Menschheit die heitere Maske Pierrots beiseite gelegt hat, werden als adäquate Ausdrucksformen des französischen Volksempfindens fortleben. Einige von Schweizer Künstlern stammende Beiträge zu diesem Kapitel, vor allem die Werke *Steinlens* und die feinen Pastellstudien *Louise Breslaus*, vermitteln einen Begriff von der Pariser «Kriegskunst».

Das Schrifttum

Der Krieg bedeutete nicht allein für die Künstler ein Unglück, sondern auch für die Grosszahl der Literaten. Viele tauschten die Feder mit

dem Schwerte – darunter auch der unvergessliche Charles Péguy – und die Zurückbleibenden beneideten sie als die Privilegierten. Denn wenn jene um die Ideale der Nation kämpfen durften, so stand diesen ein bitterer Kampf ums Dasein bevor. Niemand wollte mehr Bücher lesen, die Theater schlossen ihre Pforten, die Revuen gingen ein, die Tagesblätter verkleinerten ihr Format oder doch ihren Umfang. Und selbst wenn die Verleger die Manuskripte mit Gold aufgewogen hätten, welcher Schriftsteller, der die Not seines Volkes mitfühlte, hätte in jenen Augenblicken mit der Form ringen mögen?

Die Monate schlichen dahin, kein Ende des Krieges war abzusehen, unter den Proletariern der Feder herrschte Misere. Einmal ging eine Zeichnung Willettes durch die Zeitungen, die den Literaten zeigte, wie er auf den Stuhl vor seinem Dachfenster zu klettern im Begriffe ist ... Die *Société des Gens de Lettres* tat viel zur Linderung der Not und richtete Kantinen ein, wo ihre Schützlinge um billiges Geld speisen konnten. *Georges Lecomte* wollte uns in einer freundlich gewährten Unterredung erzählen, in wie diskreter Weise die Unterstützungen an die Bedürftigen erteilt werden. Niemand besser als dieser an der Spitze der grossen Schriftstellerorganisation stehende Mann weiss, was der Krieg für die Leute der Feder bedeutet. Er ist der Vertraute und väterliche Berater aller jener, die durch den plötzlichen Stillstand des literarischen Lebens an den Rand des Elends geraten sind und ihre Not vor der Welt nicht eingestehen wollen. Genug, dass man darbt, wozu auch noch den Stolz, das einzige Gut, das man besitzt, preisgeben! Die Literaten sind ein Völklein, das in den Tag hineinlebt, wie die Maler; Ersparnisse sucht man bei ihnen vergebens. So hat denn die *Société des Gens de Lettres*, der alle grossen Schriftsteller Frankreichs der letzten fünfzig Jahre angehören, ihre reichen Fonds aufgetan. «Wir gingen von dem Gedanken aus», erklärt Lecomte, «dass die Generation einen Krieg durchzumachen hat, einen Teil des Gesellschaftsvermögens (es beträgt gegen fünf Millionen) für ihre Lasten mobilisieren darf. So wie wir in Friedenszeiten Vorschüsse auf das Erscheinen eines Romans, eines Zeitungsfeuilletons geben, so erteilen wir jetzt sogenannte 'avances de guerre'. Der Unterschied ist der, dass wir im ersteren Falle durch das der Gesellschaft zufallende Reproduktionsrecht gedeckt sind, während bei den Kriegsvorschüssen die Rückzahlung fakultativ bleibt. Es kam uns vor allem darauf

an, den Anschein eines Almosens zu vermeiden, und so sprechen wir, in den meisten Fällen wohl euphemistisch, von der Erteilung eines ‚Kriegsvorschusses‘ an die Literaten und ihre Familien.» Eine Kommission wacht darüber, dass die Wohltaten nur ernstesten und talentvollen Schriftstellern zugute kommen und diesen im Verhältnis zu ihrer Bedürftigkeit, der offenkundigen oder versteckten. Gross war die Not vor allem während der Wintermonate, heute hat ein Teil der Literaten Nebenämter in der Provinz gefunden, als Lehrer, Zeitungsredakteure, freilich oft mit lächerlichen Besoldungen. Zahlreiche unterstützungsbedürftige Leute der Feder befanden sich auch unter den Flüchtlingen aus Belgien und Nordfrankreich. *Maeterlink, Verhaeren, Dumont-Wilden* sind selbst Verbannte und mit ihnen die grosse Masse der Unbekannten, die im Ausland für die Freiheit Belgiens weiterstreiten wollten und in ihrem Idealismus nicht daran gedacht hatten, dass der Staat wohl seine Soldaten, aber nicht seine Sänger und Freiheitsbarden nährt. Zu ihren Gunsten wurde eine Ausstellung flandrischer Kunstschatze im *Petit Palais* veranstaltet.

* *

Die französische Literatur, die während der ersten Kriegsmonate ihre Stimme verloren hatte, lebte 1915 geläutert und empfindungstiefer wieder auf; einige Schriftsteller, die vor dem Kriege als Dichter sich ausgewiesen hatten, fanden den Stil der grossen Zeit; die Mehrzahl der Tagesberühmtheiten bekundete den guten Geschmack, zu schweigen und diejenigen reden zu lassen, die nicht bloss Zuschauer, sondern Mitkämpfer des gewaltigsten Menschheitsdramas waren, aus dem eine neue geistige und moralische Welt hervorgehen wird. Schon heute bietet eine sorgfältige Auslese des Ergreifenden und Echtempfundenen genug, um die literarische Erneuerung Frankreichs ahnen zu lassen; wir möchten vor allem *Henry Batailles* Gedichtzyklus «*La divine tragédie*», *Paul Bourgets* «*Le sens de la mort*», *Paul Forts* «*Poèmes de France*», *Robert de Montesquiou* «*Les Offrandes blessées*» als Beispiele lyrischer Erhebung nennen. Von eigentlicher Kriegsliteratur, d.h. im Felde erlebter und aufgezeichneter Eindrücke scheinen uns Marcel Duponts «*En campagne 1914*», Charles le Goffics «*Fusiliers marins*», Théodore Botreis «*Chansons du bivouac*» und «*Chansons de route*», René Benjamins «*Gaspard*», Maurice Genevoix' «*Sous*

Verdun», die von Lemerre gesammelten «Contes véridiques des Tranchées»¹ charakteristisch zu sein. Was an Literatur hinter der Front produziert wurde, trägt im Gegensatz zur vorigen Kategorie stark nationalistisches Gepräge und ist für ausländische Leser weniger wertvoll. Abel Hermants «Heures de guerre de la famille Valadier», Marcel Prévosts «L'Adjudant Benoit», Paul d'Ivois «Femmes et Gosses héroïques», die Essaisammlungen von Charles Chenu, Joseph Reinach, Albert de Mun, Maurice Barrés, die von ungenanntem Autor verfassten Tagebücher «L'âme de Paris», «Le cœur de Paris», die meist als Zeitungsfeuilletons erschienen, werden für die Nachwelt vor allem dokumentarisches Interesse behalten.

AUX MÈRES DOULOUREUSES.

(Aus «La Divine tragédie», Edition E. Fasquelle.)

Rien n'est plus merveilleux que la beauté des morts.
Si l'on vous dit jamais que la balle, en frappant,
Que l'obus, en fauchant, avaient meurtri leurs corps
Assez qu'on n'y vît que la terreur du sang,

N'en croyez rien! Ce n'est pas vrai. Graves, superbes,
Sculptés par le génie insensé de la mort,
Tous ces soldats raidis se sont couchés dans l'herbe,
Comme des rois, vêtus de fer, de pourpre et d'or.

On vous dira: «Hachés, mutilés, c'est à peine
«Si l'on voyait de la couverture de laine
«Emerger le point noir de leurs souliers à clous.»
Ou bien: «Ils étaient droits, au contraire, debout.

«Mais démantibulés! Plus des hommes. Des choses!
«On aurait voulu les secouer pour qu'ils bougent,
«Et que rectifiant la tenue, ils imposent
«La beauté du linceul à leur pantalon rouge.

«Car la mort est grotesque, abjecte. Elle profane;
«Et du plus noble fait une caricature! . . . »
Ce n'est pas vrai! C'est un blasphème, je le jure.
Fronts d'ivoire, profils sereins, chairs diaphanes

Ils semblent façonnés par quelque Praxitèle
Avec des majestés augustes, sans souillure,
Ayant bien su tomber pour la pose éternelle . . .
J'en suis certain. J'ai soulevé la couverture.

Mères! Mères en deuil! Mères de mon pays!
Que l'indicible horreur de votre cœur s'arrache!
Ils étaient là, très doux, très sages, très petits,
Avec leur joue en fleur, tous ces enfants sans tache.

Ce n'est pas vrai qu'on ait abîmé leurs figures!
Mères, rassurez-vous, écartez vos deux mains
Du visage qui fuit la vision ... Je jure
Qu'ils avaient, tous, la face empreinte du divin.

Pas un, entendez-vous, pas un qui ne fût tel! ...
Il faut le croire. Il faut. J'en atteste le ciel.
Mères, levez le front. J'en reviens! Je les ai vus!
Tous vos enfants étaient aussi beaux que Jésus.

Henry Bataille.

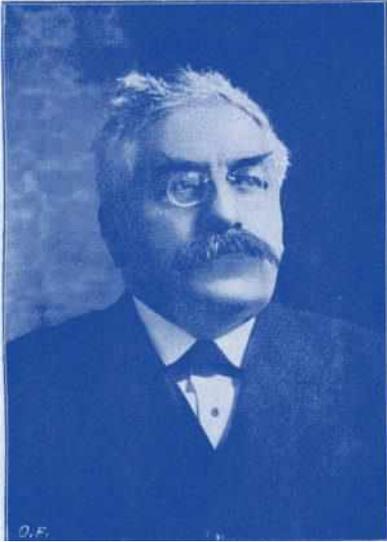
Siebentes Kapitel

DAS POLITISCHE LEBEN

Der Parlamentarismus während des Krieges

Die stille Periode. – Loi Dalbiez und Munitionskrise. – Kritik der Heeresverwaltung. – Parlamentarische Kontrolle.

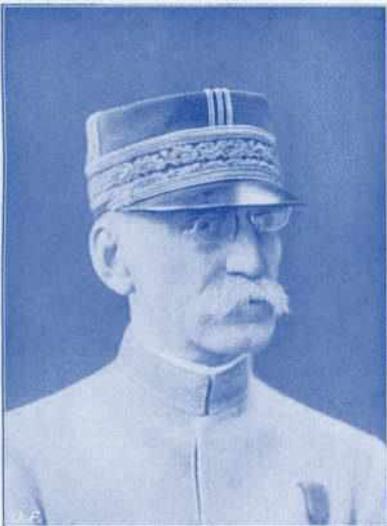
Die Kammern hatten nach der historischen Sitzung vom 4. August, wo die Volksvertreter der nationalen Einigkeit feierlichen Ausdruck gegeben und mit dem Rufe «Vive la France» auseinandergegangen waren, bis zum Jahresende 1914 nicht mehr getagt. Die allgemeine Anschauung, dass der Krieg von kurzer Dauer sein werde, die Verlegung des Regierungssitzes nach Bordeaux und die vom Präsidenten der Republik proklamierte «Union sacrée» der Parteien (die ihren Ausdruck in der Bildung eines nationalen Koalitionsministeriums gefunden hatte, in dem einzig die katholische Rechte ohne Vertreter blieb) schienen diesen verfassungswidrigen Zustand zu rechtfertigen. Im Januar 1915 schrieb Capus im «Figaro», dass die Republik mit der Wiederaufnahme ihrer parlamentarischen Tätigkeit ihre Existenzberechtigung nunmehr beweisen müsse. Die Deputierten, von denen ein kleiner Teil mobilisiert war, ein anderer für das gesetzgeberische Mandat optiert hatte, legten in den folgenden Monaten Probe eines erfreulichen Anpassungsvermögens und weiser Rücksichtnahme auf die Volkstimmung ab, die ihnen in Erinnerung an die Vorgänge der letzten Legislaturperiode anfänglich wenig günstig gesinnt war. Durch nützliche Arbeit im Schosse der Kommissionen und durch eine ungewohnte Diskretion in der öffentlichen Debatte gewannen die Kammern allmählich das Vertrauen der Nation wieder und befestigten ihre Stellung derart, dass sie gegen Juni-Juli hin erneut das Übergewicht über die Regierung besaßen. Ein kurzer, Schlag auf Schlag geführter Krieg würde dem Parlamentarismus in Frankreich ohne Zweifel Abbruch getan haben, während umgekehrt die lange Dauer mit ihren mannigfachen Ansprüchen an die Organisation, die Verbesserung der militärischen Rüstung, die Initiative auf wirtschaftlichem Gebiete auch einem so schwerfälligen Apparate, wie ihn eine zweikamme-



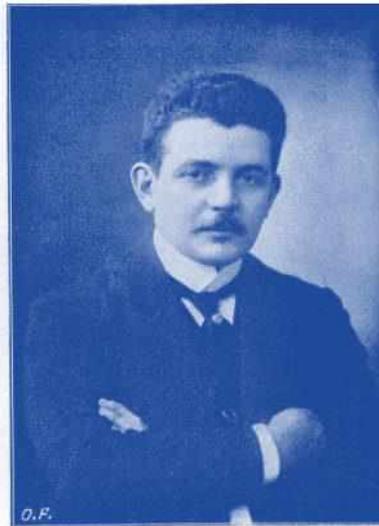
Kriegsminister Millerand.



General de Castelnau,
Chef des Generalstabes.



General Galliéni,
Gouverneur von Paris.



Edouard Herriot,
Maire von Lyon.

rige Volksvertretung darstellt, seine volle Wirkung zu entfalten erlaubte. Das Parlament, das in Frankreich für die Vorbereitung des Krieges ein Hemmschuh gewesen war, wurde der treibende Faktor in der Organisation und Fortführung des Verteidigungskampfes.

In den Donnerstagsitzungen, den einzigen Plenarsitzungen jener Periode, regierte eine ungewohnte Nüchternheit und Sachlichkeit; anstelle politischer Intrigen und fruchtloser Rededuelle wurde nützliche Gesetzgebungsarbeit geleistet, wir erinnern an das Absinthverbot, die Regelung der Schadensvergütung in der Kriegszone, die Austeilung von Unterstützungsgeldern an die Familien der Mobilisierten, Witwenpensionen, die Regelung der familienrechtlichen Verhältnisse der «Kriegskinder», die Verbesserung der Truppenbekleidung, die Erhöhung des Soldes, die Lösung des Problems der Mietschulden usw.

Die erste grössere politische Kundgebung der Kammern fand beim Eintritt Italiens in den Krieg statt, wo Deschanel und Viviani in hinreissendem Pathos die «lateinische Schwester» an der Seite der Verbündeten willkommen hiessen und die Deputierten sich von ihren Bänken erhoben und nach der Diplomatenloge grüssten, wo Tittoni im Namen seines Landes die Huldigung entgegennahm. Die Bedeutung des Ereignisses lag in erster Linie auf moralischem Gebiete: Frankreich hatte einen Bundesgenossen gefunden, der an seinen Sieg glaubte. Seine politische und gesellschaftliche Physiognomie änderte sich mit diesem Zeitpunkte und nahm Ausdrucksformen an, die an normale Zustände erinnerten. Statt wie bisher den Blick gespannt nach der Front gerichtet zu haben, begann man den Verhältnissen im Innern wieder mehr seine Aufmerksamkeit zu schenken und wurde freier in der Kritik. Der Gouverneur von Paris erteilte die Erlaubnis, die Restaurants und Cafés bis halb elf Uhr offen zu halten, der Métropolitain zirkulierte wieder bis Mitternacht, was dem Theaterbesuch neuen Aufschwung gab. Die Fremden, besonders Südamerikaner, begannen wie in andern Jahren einzuströmen und belebten das nächtliche Paris. Dazu kam eine geänderte Perspektive der Kriegsdauer.

Die breiten Massen in Frankreich hatten umlernen müssen. Weder waren die Russen in die ungarische Tiefebene hinabgestiegen, noch erfolgte auf der Westfront die allgemeine Offensive, die die Deutschen bis zum Rhein zurückwerfen sollte. Stattdessen offenbarte sich die militärische und wirtschaftliche Kraft der Zentralmächte dank des deutschen Organisationstalentes imposanter denn je. Angesichts dieser Enttäuschungen begann man sich zu fragen, ob auf der Seite der Verbündeten wirklich alles in Ordnung sei, wie die Tagespresse glauben gemacht. Die erste Mahnung kam von England, wo eine Ministerkrise die Mängel der Munitionsversorgung ins Licht rückte. In Frankreich waren es die parlamentarischen Kommissionen, besonders die von Clemenceau präsidierte Armeekommission des Senates, die den Ruf nach intensiver «Industrialisierung» des Krieges erhoben. Wohl hatte die Regierung die Krise der schweren Artillerie, der Granat- und Explosivstofffabrikation, die sich nach der Schlacht an der Marne geltend gemacht, bereits durch Appell an die Privatindustrie beseitigt und den Sozialisten *Albert Thomas* als Unterstaatssekretär des Krieges mit der administrativen Leitung des Artilleriewesens betraut, aber *Charles Humbert* im «Journal und *Henry Bérenger* in «Paris-Midi», beide Angehörige der senatorialen Armeekommission, wollten der Bewegung eine breitere Basis geben und riefen die öffentliche Meinung zu Hilfe, damit die Heeresleitung gezwungen werde, der Metallindustrie ihr qualifiziertes Personal zurückzuerstatten. «Dieser Krieg ist nichts anderes als eine Phase im Kampfe zweier rivalisierender Industrien – die Fahne, die auf dem Fabrikgebäude weht, führt nicht weniger zum Siege als diejenige, die im Felde voranflattert!»

Gleichzeitig machte sich die Kammer eine in den breiten Volkskreisen gebieterisch verlangte Reformforderung zu eigen: den *Embusqués* (zu deutsch Drückebergern) beizukommen, die sich in der Verwaltung und andern Hilfszweigen hinter der Front dem aktiven Waffendienste entzogen. Die nach ihrem Urheber benannte *Loi Dalbiez* vom 26. Juni statuierte, dass alle mobilisierbaren Männer und in den öffentlichen Verwaltungen tätigen Beamten den Truppenformationen zugeteilt werden sollen, falls ihre Ersetzung keine Nachteile für die betreffenden Zivildienste im Gefolge hat. In den Fabriken bestimmt eine aus Arbeitgebern und Arbeitern zusammengesetzte Kommission, welche qualifizierten Elemente für die Aufrechterhaltung des Betriebes unentbehrlich sind. Die praktische Bedeutung des Ge-

setzes lag in den strengen Strafmassnahmen gegenüber denjenigen, die die militärischen Behörden über ihre Fähigkeiten zu täuschen suchten. Die französische Armee war um jene Zeit auf einen Effektivbestand von zirka 4 Millionen gebracht, davon befanden sich 2½ Millionen an der Front und 1½ Millionen in den Depots. Dank der Loi Dalbiez konnte diese Ziffer auch nach der «Mobilisierung der Industrie» aufrechterhalten werden.

* *
*

Die öffentliche Kritik der Heeresverwaltung, die nach dem Artilleriewesen die Organisation des Sanitätsdienstes und der Intendantur während der ersten Kriegsmonate rügte, konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Verhältnis zwischen Regierung und Parlament bleiben. Die Redner warfen dem Kabinett Viviani mangelnde Energie und Voraussicht vor, es wurde die Forderung nach einer intensivem parlamentarischen Kontrolle laut. Lärmszenen spielten sich ab, denen der Tribünenbesucher seit Jahresfrist entwöhnt war. Immer häufiger musste der Ministerpräsident an den Patriotismus der Volksvertreter appellieren, die zunehmende Animosität gegen Millerand, der seine Untergebenen nach advokatischer Art in Schutz nahm, statt einer widerstrebenden Bureaukratie den Meister zu zeigen, war nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Da eine Ministerkrise während des fatalen Rückzuges des russischen Verbündeten aus Polen dem Prestige der Entente geschadet hätte, suchte sie die Regierung durch Berufung zweier weiterer Unterstaatssekretäre, Justin Godard für das Sanitätswesen, Joseph Thiery für die Intendantur, denen sich einige Wochen später René Besnard für die Luftschiffahrt (vorübergehend) zugesellte, zu vertagen.

* * *

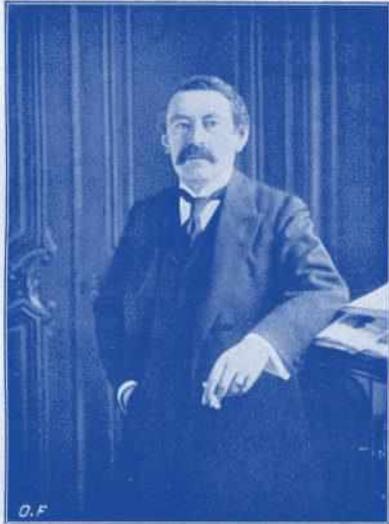
Am 4. August konnten die Kammern den Jahrestag der ersten Kriegssitzung begehen, und die Proklamation des Präsidenten der Republik, die das französische Friedensprogramm umschrieb – Sicherheit Frankreichs gegen zukünftige deutsche Eroberungspläne und seine Wiederherstellung in den früheren Grenzen – fand allseitigen Widerhall. Die Opposition gegen die Anwesenheit Millerands im Kabinett wuchs sich, da letzteres mit

dem Kriegsminister solidarisch blieb, immer mehr zu einem Kampfe zwischen Parlamentssoveränität und Regierungsautorität aus. Am 20. August hörte die Kammer bei überfüllten Tribünen die Verteidigung Millerands an, der erklärte, dass er weder der Gefangene seiner Bureaus noch der obersten Heeresleitung sei. Viviani war bereit, den oppositionellen Gruppen Konzessionen zu machen, die bis an den Rand dessen gingen, was eine Regierung an parlamentarischer Kontrolle dulden kann, will sie nicht zum blossen Instrument der gesetzgebenden Körperschaft herabsinken. Er erklärte, sich der von der Linken verlangten Konstituierung der Kammer zum *Comité secret* nicht zu widersetzen. Da sich jedoch in Presse und Parlament warnende Stimmen erhoben, die von einer Geheimsitzung eine Beruhigung der öffentlichen Meinung befürchteten, sah die Mehrheit der Kammer für diesmal von der ungewöhnlichen Prozedur ab. Die Sozialisten, denen die Rolle vor sich webte, die der Konvent während den Revolutionskriegen gespielt, hofften ihre Forderung bei späterer Gelegenheit durchzusetzen. In einer jener glänzenden Interventionen, in denen Viviani Meister ist, verstand es der Ministerpräsident, in der entscheidenden Sitzung die widersprechenden Richtungen zu versöhnen und das Parlament noch einmal um sich zu scharen. Die Anerkennung des von den Kommissionen Geleisteten, die Zusicherung eines unbeschränkten Kontrollrechts der Deputierten im Innern und einer beschränkteren Machtbefugnis in der Zone der Armeen entwaffneten die Opposition. Als der Redner auf das an der Front kämpfende Frankreich zu sprechen kam, das Kriegsziel umschrieb, die Union sacrée als die sicherste Siegesbürgschaft feierte, da war niemand mehr in dem festlich gestimmten Hause, der dem hinreissenden Schwung seiner Worte hätte widerstehen können.

Die auswärtige Politik und das Kabinett Briand

Das Saloniki-Unternehmen. – Die Demission Delcassés. – Eine Rede Briands. – Das neue Ministerium bei der Arbeit.

Was trotz monatelanger parlamentarischer Kämpfe der Opposition nicht gelungen war, einen Wechsel im Kabinett herbeizuführen, das bewirkten die Misserfolge der auswärtigen Politik auf dem Balkan. Die Di-



Aristide Briand.



René Viviani.

plomatie der Entente, die auf Seite Frankreichs von Delcassé geleitet wurde, sekundierte wenig glücklich die militärischen Anstrengungen im Orient. Als die Russen in den Karpathen standen, hätte Rumänien gewonnen werden sollen; als die französischenglische Flotte die Forcierung der Dardanellen versuchte, rechnete die öffentliche Meinung mit einem Eingreifen Griechenlands. Seit Monaten sprach man von der bevorstehenden Intervention Bulgariens an der Seite der Westmächte und versäumte darüber eine energische Aktion gegen Konstantinopel. Was der Entente fehlte, war der enge Kontakt, das rasche Zusammenarbeiten, die einheitliche Führung, wie sie auf der Seite der Zentralmächte nach den Niederlagen Österreichs verwirklicht worden war. Auch militärisch hatte der Sommer 1915 nicht gehalten, was das Frühjahr versprochen; das Prestige der Entente erlitt durch den verlustreichen Rückzug der Russen aus Polen eine sichtbare Einbusse. Nun trat ein neues, die Situation schwer gefährdendes Moment ein: die Mobilisierung Bulgariens, über deren Tragweite die öffentliche Meinung in Frankreich sofort im Klaren war. Serbien durfte nicht einem gleichzeitigen Angriff von Österreich-Ungarn und Bulgarien ausgesetzt werden, ebenso würde ein siegreicher Durchmarsch der deutschen Truppen nach Konstantinopel das Ende der Dardanellenexpedition bedeuten. In Übereinstimmung mit Venizelos begann die französische Regierung die Organisation einer Hilfsaktion, die gemeinsam mit dem Serbien verbündeten Griechenland von Saloniki aus Bulgarien angreifen sollte. Gleichzeitig gab General Joffre auf dem westlichen Kriegsschauplatz das Signal zu der seit Monaten vorbereiteten Offensive, die an zwei Stellen, im Artois und in der Champagne, einen Durchbruch der deutschen Front versuchte. Der grosse materielle Erfolg, den die Franzosen am 25. September errangen, war von ausserordentlicher Wirkung auf das Selbstgefühl von Armee und Volk, hatte aber keinen bestimmenden Einfluss mehr auf die Ereignisse im Orient. Die Politik Venizelos', auf deren Vertrauen die französische Regierung ihren Interventionsplan aufgebaut hatte, scheiterte an dem Willen König Konstantins, der die Armee zur Aufrechterhaltung der Neutralität und nicht zur Unterstützung Serbiens mobilisiert hatte. Dadurch, dass Griechenland und Rumänien versprachen, neutral zu bleiben, bekam Bulgarien seine Hände zur Niederwerfung Serbiens frei.

Durch diese unerwartete Wendung wurde der Erfolg, ja die völkerrechtliche Basis des Salonikiunternehmens in Frage gestellt.

Der Minister des Auswärtigen, Delcassé, der die geringe Neigung der verbündeten Regierungen für ein Abenteuer auf dem Balkan voraussah, wollte zuwarten, während Viviani mit aller Energie auf die von der öffentlichen Meinung im ersten Aufwallen des Pflichtgefühls geforderte Rettung Serbiens hinstrebte. Das wurde der unmittelbare Grund des Rücktrittes Delcassés, der nach der aufreibenden Tätigkeit eines Jahres und unter dem Eindruck der jüngsten Misserfolge mehrmals schon um die Entlassung nachgesucht hatte. In der historischen Kammersitzung vom 13. Oktober, wo die von Painlevé geführte Linke Aufklärung über die diplomatische Lage verlangte, wusste der Ministerpräsident nach einer packenden Rede und durch die Erklärung, dass England und Russland sich ebenfalls beteiligen würden (am 14. Oktober gab er vor dem Senat eine weniger bestimmt gehaltene Zusicherung auch für Italien ab), das Salonikiunternehmen zu retten. Die Opposition hatte sich weder für noch gegen dasselbe aussprechen wollen; die von ihr angestrebte Ministerkrise, die durch die Demission Delcassés eröffnet war, konnte ihrer Entwicklung überlassen werden, ohne dass auf dem Parlament der Vorwurf sitzen blieb, es habe in einem kritischen Augenblick zur Schwächung der Regierung beigetragen.

In der Presse begann man über den Wert des Salonikiunternehmens und den ihm zu gebenden Umfang zu streiten. Eine positive und eine negative These standen einander schroff gegenüber, die in den Leitartikeln Clemenceaus und Gustav Hervés leidenschaftlichen Ausdruck fanden. Eine mittlere Auffassung, die schliesslich recht behielt und im Kriegsrate der Verbündeten durchdrang, war für einen angemessenen Widerstand auf dem Balkan, der den Gegner zur Konstituierung einer neuen Front zu seinen bisherigen zwingen und später eine kombinierte Offensive der Verbündeten ermöglichen würde. Saloniki wurde unbekümmert um die Proteste König Konstantins zum befestigten Lager ausgebaut, die serbische Armee nach Korfu gerettet.

Die Versuche Vivianis, sein Kabinett zu rekonstruieren, scheiterten an dem passiven Widerstande der parlamentarischen Gruppen, erst als *Briand*, die Persönlichkeit, die schon während der latenten Krise im Juli als eventueller Nachfolger genannt worden war, die Führung der Verhandlungen

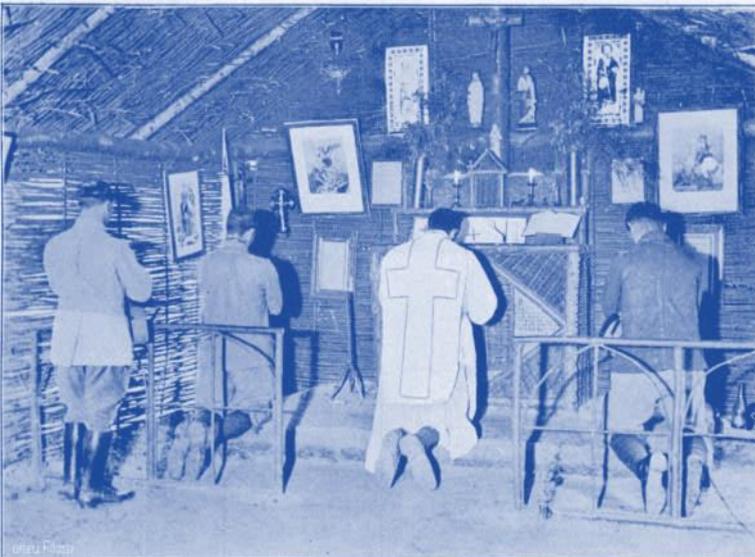
übernahm, kam das neue Ministerium zustande. In wenig Tagen und ohne, dass eine Regierungsvakanz nötig gewesen wäre, sicherte sich der gewandte Parlamentarier die Mitarbeit hervorragender Persönlichkeiten wie *de Freycinet*, *Léon Bourgeois*, *Meline*, *Denys Cochin*. Die Ersetzung Millerands und Augagneurs durch Leute vom Fach: *General Galliéni* für den Krieg, *Admiral Lacaze* für die Marine, die Beiziehung eines Diplomaten wie *Jules Gambon* als Sekretär des Auswärtigen wurden von der öffentlichen Meinung sehr günstig aufgenommen. Innerpolitisch war von dem neuen Grand-Ministère, in dem sich die verschiedensten Richtungen trafen, eine Stärkung der Regierungsautorität gegenüber den Ansprüchen der parlamentarischen Gruppen zu erwarten; hatte sich Viviani allmählich in Gegensatz zu den Parteien gestellt, denen er seine Erhebung verdankte, so genoss Briand ein ungeschwächtes Ansehen bei der Linken wie bei der Rechten. Am 3. November präsentierte sich das dritte Kabinett Briand vor den Kammern und sein Titular trug einen grossen persönlichen Erfolg davon. Von der Wirkung von Briands Rede macht sich nur der eine Vorstellung, der den grossen Volkstribunen gesehen hat, wie er mit flammendem Auge und edler Leidenschaft zu den Parteien sprach und dabei in hinreissenden Bildern nur das Volksganze zu kennen schien. Sein männlich sonores Organ, die eindringliche Geste seiner schmalen durchgeistigten Hand, die die Worte und Perioden plastisch formen half, die hohe Gestalt, die die Leidenschaft des Fanatiklers barg, sie erinnerten an einen auf der Bühne agierenden Tragöden, der die ganze schicksalsgewaltige Schwere des Augenblicks kennt und sich doch die Kraft zutraut, selbst mit Dämonen zu fechten. Die Nationalisten vergassen den Revolutionär, die Katholiken verziehen dem Tempelstürzer, die Sozialisten glaubten in dem verfeimten Überläufer die Stimme ihres Jaurès von jenseits des Grabes zu hören. Das war, als er vom Willen Frankreichs sprach, vom Willen zum Siegen, vom künftigen Frieden, der mehr noch als die glänzenden Taten der Waffen ein Ruhmestitel französischen Idealismus' werden soll. «Es wird der Tag kommen – noch liegt er in weiter Ferne, ach, und wir müssen den Mut haben, dies dem Lande zu sagen – wo wir Frieden schliessen werden. Wenn unsere Soldaten siegreich gewesen sind, wenn unser Boden befreit sein wird, wenn die Frankreich so schmerzvoll entrissenen Provinzen zu uns zurückgekehrt sein werden, wenn die Bewohner des heldenmütigen Belgien, das für uns das Martyrium erduldet, ihre Rechte und Frei-

heiten wieder erlangt haben, wenn Serbien gerettet ist. Wenn dies alles erfüllt sein wird, dann reden wir vom Frieden ... Und welches wird dieser Friede sein? Ein egoistischer Friede? Nein. Ich kann nicht glauben, dass mein Land, das sich im Kampfe so herrlich gezeigt hat, sich erniedrigen wird zu eigennützigem Eroberungen – Frankreich, das ist seine Ehre und sein Ruhm, wird der Anwalt des Rechts bleiben! Erhobenen Hauptes, das Schwert in der Hand, streitet es für die Zivilisation und die Freiheit der Völker. Und senken wird es die Waffe erst, wenn ein dauerhafter und starker Friede der Welt wieder gegeben ist, wo die Herrschgelüste Einzelner dem gemeinsamen Kulturfortschritt Platz gemacht haben und die Nationen sich gemäss ihrer Eigenart in Selbständigkeit entwickeln können. Es wird der französische Friede sein, der Friede des Rechtes!» ...

Das Ministerium Briand, das sich zur Aufgabe gesetzt hatte, «alle lebendigen Kräfte der Nation zur siegreichen Durchführung des aufgezwungenen Krieges anzuspannen» und seine Existenzberechtigung durch Taten zu beweisen, entfaltete auf verschiedenen Gebieten eine energischere Aktion als das vorhergehende, auch brachte es durch eine grössere Zensurfreiheit die Opposition vorübergehend zum Schweigen. Auf diplomatischem Gebiete verwirklichte Briand ein engeres Zusammenarbeiten der verbündeten Regierungen und wurde recht eigentlich die Seele der Entente. Die Orientpolitik fand in ihm einen entschlossenen und zielbewussten Führer. Auch General Galliéni als Kriegsminister enttäuschte die in ihn gesetzten Erwartungen nicht und ging mit grosser Strenge gegen die Missbräuche in der Armeeverwaltung vor. Ein Schönredner ist der ehemalige Gouverneur von Madagaskar nicht, seine Worte, die er ohne Geste begleitet, sind knapp und präzise; wie ein Schwerthieb klang es, als er die Inkorporierung der Rekrutenklasse 1917 vor dem Senate motivierte: «La France, il y a dixhuit mois, voulait la paix, elle voulait la paix pour elle et les autres. *Aujourd'hui elle veut la guerre!*»



Der Hof der Invaliden nach der Offensive in der Champagne.



Eine Kapelle an der Front.

Geistige Strömungen

Die Erneuerung der Republik. – Die religiöse Frage. – Der Sozialismus.

Aus den beiden vorhergehenden Schilderungen ist zu entnehmen, dass sich die politische Struktur der Republik dem Kriege besser angepasst hat als jene Kreise geglaubt, die Sembats «Faites un Roi, sinon faites la paix» auf ihr Konto genommen hatten. Dank einer klaren Erkenntnis der Gefahr, in der Frankreich schwebte, schlossen sich die Parteien, die sich im Caillaux-Prozess mit aller Erbitterung bekämpft hatten, zu einem vaterländischen Block zusammen, der allen Stürmen trotzte und die Erwartungen der Gegner, die eine Wiederholung des Schauspiels von 1870 voraussahen, gründlich enttäuschte. Erfuhr auch die *Union sacrée* im Laufe des zweiten Kriegsjahres manche vorübergehende, mehr scheinbare als wirkliche Trübung, so bestand bei den Parteien nach wie vor völlige Einigkeit über das Kriegsziel. Diese Geistesverfassung, die eine gegenseitige Wertschätzung und Toleranz mit sich brachte, lässt auch für die Zeit nach dem Kriege eine Läuterung der politischen Sitten erhoffen. Die Armee ist in ihrer überwiegenden Mehrzahl der Republik ergebener denn je, und weder Royalismus noch Syndikalismus fanden das erhoffte Terrain; durch ihren unmittelbaren Kontakt mit einem monarchisch organisierten Gegner hat sie erkannt, dass dessen Überlegenheit nicht auf der geistig-individuellen, sondern der kollektivorganisatorischen Seite liegt und sie wird dementsprechend die Republik neu einrichten. Erst wenn ihr Einfluss auf das politische Leben wieder aktiv geworden ist, lässt sich ein abschliessendes Urteil über die staatsrechtliche Weiterentwicklung Frankreichs abgeben; was an Reformideen augenblicklich von den Daheimgebliebenen ausgearbeitet wird, bleibt nebensächlich, denn das neue Frankreich wird von neuen Männern gemacht werden.

* *

Unter den geistigen Strömungen, die das zukünftige politische Leben bedingen, nimmt das religiöse Problem eine wichtige Stellung ein. Ins Ausland drangen vor allem katholisierende Tendenzen, wie sie vor dem Kriege durch Francis Jammes und Charles Péguy auf literarischem Gebiete

gepflegt wurden und denen Paul Bourget durch seinen epochemachenden «Kriegs»-Roman einen rationalistischen Sukkurs leistet. Wir wollen nicht bestreiten, dass diese Schriften auf religiös veranlagte Naturen, die der Krieg zu ihrem verloren gegangenen Selbst zurückrief, einen tiefen Einfluss ausüben, aber der Le Gallic-Typus scheint uns gerade die am wenigsten überzeugende und dem französischen Volksempfinden entsprechende Schöpfung in «Le sens de la mort». Gewiss bergen Worte, wie sie Marsal (der erzählende Dichter) zu Catherine spricht: «Cet immense effort héroïque, nous le détruisons, chacun pour notre part, si nous ne valons pas mieux à cause de lui» den ganzen Sinn, den die Völker aus dem Kriege ziehen sollen. Aber wir möchten ihn auf dem Gebiete einer weltlichen Moral, von Mensch zu Mensch, von Gesellschaft zu Gesellschaft, von einer sozialen Klasse zur andern, und vor allem von einer Nation zur andern verstanden wissen. Doch da eilen wir dem Dichter noch voraus.

Dass der Krieg als ein welterschütterndes Ereignis einen Einfluss auf die moralische Verfassung der Einzelnen wie der Massen ausübt, ist unleugbar. Die Zurückbleibenden suchen im Gebet Hilfe und Schutz für ihre ins Feld ziehenden Angehörigen; letztere versäumen nicht, durch eine fromme Handlung oder innerlich mit ihrem Gewissen sich ins Reine zu bringen, der Glaube an geweihte Medaillen und wundertätige Amulette blüht auf. Die Leitung des Familienlebens durch die Frau öffnet dem priesterlichen Einfluss die Türe. Zu dieser bei Kriegsausbruch allgemein beobachteten Erscheinung einer gesteigerten Kirchenfrömmigkeit gesellten sich indes allmählich Gegenströmungen: Enttäuschung über die ausgebliebene Wirkung von Messen und andern Zweckhandlungen, Zweifel an der Existenz eines gerechten Gottes, der die Feinde bestraft und die Vaterlandsverteidiger beschützt. Die deutschfreundliche Haltung der Katholiken in neutralen Ländern, die Kundgebungen des Papstes, die Redensarten kirchlicher Heisssporne, die den Krieg als eine Züchtigung des antiklerikalen Frankreich erklären, tun dem Ansehen der Kirche Eintrag. In der Bretagne musste von der Kanzel herab die Legende dementiert werden, der heilige Vater habe Deutschland ein mit Gold beladenes Schiff geschickt. «Wenn es so ist», meinten die Bauern betroffen, «dann geben wir kein Geld mehr nach Rom!»

Etwas anders Hegen die Verhältnisse an der Front, und von hier haben die Gerüchte von einer zunehmenden Klerikalisierung Frankreichs ihren Ausgang genommen. Die Furcht ist die Urmutter der Religion und so wie

die Menschen im Angesicht einer plötzlich hereinbrechenden Katastrophe zu beten beginnen, so fühlt sich auch der Soldat, dem stündlich der Tod vor Augen steht, zum Glauben seiner Kindheit hingezogen. Die Umwertung aller Werte, das Herausgerissenwerden aus dem alltäglichen Dasein, das Bewusstsein, sich persönlich aufzuopfern für ein höheres Gut als das Leben, erzeugt eine Weihestimmung, für die die christliche Formel ein adäquater Ausdruck ist. Auch die Schweiz hat diese Gemütsverfassung bei ihren Truppenvereidigungen im letzten August gekannt.

Nicht weniger lässt das Leben im Schützengraben mit seinen einsamen Stunden und den seelischen und körperlichen Entbehrungen den einfachen Menschen nach der Religion wie einer Tröstung und Erbauung greifen; sie ist mit ihrer sinnfälligen Aufmachung, wie sie dem katholischen Kultus eignet, gewissermassen das «einzig übriggebliebene Element der Zivilisation inmitten des brutalen Kriegshandwerks» schreibt ein Franzose von der Front. Man begreift auch, dass die Offiziere ihre Untergebenen auf diesem Wege ermutigen, erhöht doch der Glaube die Selbstsicherheit und den persönlichen Mut des Soldaten und hilft ihm über die qualvollen Augenblicke des Leidens und Sterbens hinweg. Der herkömmliche Kontakt zwischen Kirche und Militär hat hier eine seiner psychologischen Ursachen.

Es ist aber in erster Linie die grosse Gruppe der Indifferenten und Lauen, die der Religion, oder besser gesagt dem Kirchenglauben neue Jünger stellt, wirkliche Bekehrungen kommen selten vor. Der Freidenker bleibt Freidenker auch im Kugelregen; er findet im Gang des Krieges die Bestätigung seiner Weltanschauung, genau wie der Katholik diejenige der seinigen. Was sich bei ihm geändert hat, das ist nicht der Glaube, wohl aber das Verhältnis zum praktizierenden Kameraden. Alle haben sie die männliche Haltung der vor dem Kriege so arg verlästerten Curés kennen und schätzen gelernt. Die Natürlichkeit und Bescheidenheit, mit der zahlreiche Geistliche in den Armeen der Republik ihre vaterländische und berufliche Pflicht zu verbinden verstanden, hat ihnen persönlich Freunde und ihrer Sache Respekt erworben. Der Méridionale, der am Stammtisch zu Hause über die Calotins nicht genug spotten konnte, ist von einem Aumônier auf dem Schlachtfeld aufgelesen und von frommen Schwestern gepflegt worden, da, wo die staatlichen Sanitätsformationen in der Deckung blieben. Der «curé sac-au-dos», der eine Ruhepause dazu benützt,

auf einem improvisierten Altartisch eine Messe zu veranstalten und die Kameraden durch einen Choralgesang zu erheben, sichert sich den Dank auch der Ungläubigen. Ein Gefühl der Kameradschaftlichkeit lässt sie mit dem Priester-Soldaten am Sonntag in die zerschossene Dorfkirche treten und seiner Predigt wohlwollend zuhören. Zahlreiche höhere Offiziere, die aus adeligen Familien stammen, halten darauf, ihren Untergebenen ein Beispiel zu sein und keine Messe zu versäumen. Der im antiklerikalen Milieu aufgewachsene Soldat, der ihre Intelligenz und ihre Autorität auf dem Schlachtfelde schätzen gelernt hat, fragt sich, ob Strenggläubigkeit wirklich identisch mit Borniertheit sei, wie er bisher geglaubt.

Aus dem Umstande, dass es mehr der katholische Kultus als der innere Glaube ist, der im Felde Fortschritte gemacht hat, lässt sich auf eine wenig nachhaltige Wirkung nach dem Kriege schliessen. Der Durchschnittsmensch pflegt nach überstandener Gefahr in seine alte Haut zu schlüpfen; das französische Volk ist nun einmal in seiner grossen Mehrzahl dem Gängelband der Kirche entwachsen. In spezifisch katholischen Gegenden wie der Bretagne, wo schon vor dem Kriege die Geistlichkeit die menschlichen Zwangslagen ihren Zwecken dienstbar machte und wo die staatlichen Schulen sich leerten, wird der *Esprit laïque* seine kombattive Kraft auch weiterhin beibehalten. Im übrigen Frankreich dagegen werden die Ereignisse die Politik im Sinne einer grösseren Toleranz, aber kaum im Sinne kirchlich-klerikaler Ansprüche beeinflussen.

Die sozialistische Idee hat sich in Frankreich voll und ganz in den Dienst des Verteidigungskrieges gestellt und das Dogma des Klassenkampfes suspendiert. Die organisierte Arbeiterschaft ist es gewesen, die alles getan hatte, um den Ausbruch des Krieges noch in zwölfter Stunde zu verhüten. Auf das Drängen Jaurès' erklärte sich die französische Regierung bereit, alle Mittel, die eine friedliche Beilegung des europäischen Konfliktes ermöglicht hätten, zum vornherein zu akzeptieren; ja, die französischen Sozialisten erlangten die formelle Zusicherung, dass die Mobilisation der Streitkräfte sich hinter einem Grenzstreifen von 8-10 Kilometer vollziehen und Frankreich an Deutschland den Krieg nicht erklären werde. Keine andere Sektion der Internationale kann sich rühmen, eine ähnlich weitgehen-

de Konzession von ihrer Regierung erreicht zu haben. Die deutsche und österreichische Sozialdemokratie hatten wohl Einspruch erhoben gegen die provozierende Schroffheit des Ultimatums an Serbien, aber dann war es still geworden, und keine Stimme protestierte gegen die Neutralitätsverletzung Belgiens und Luxemburgs.

In Frankreich fand man hiefür nur die eine Erklärung (die durch das Auftreten der Liebknechtgruppe Bestätigung zu erhalten schien), dass die massgebenden Führer der deutschen Sozialdemokratie für den Imperialismus gewonnen worden seien und das deutsche Volk sich von der Militärpartei habe blenden lassen. Das Verhältnis der französischen Arbeiterklasse zum Kriege war damit ein für allemal definiert: Niederwerfung des preussischen Militarismus, der mehr als Geistesverfassung denn als charakteristische Form der Kriegstechnik gemeint ist; Verunmöglichung der von Deutschland angestrebten Vorherrschaft über physisch schwächere, aber kulturell gleichwertige Nationen; Demokratisierung der europäischen Politik und Einsetzung des Rechts- an Stelle des Machtprinzips. In der sozialistischen Tagespresse aller Schattierungen, in einer Reihe von Parteikongressen und offiziellen Kundgebungen kommt dieser Standpunkt seit anderthalb Jahren mit Konsequenz zum Ausdruck, er ist nicht wesentlich verschieden von demjenigen des französischen Bürgertums und deckt sich mit dem von England proklamierten Kriegsziel.

Die «Herstellung des Rechtes für Elsass-Lothringen» wurde zwar ausdrücklich in das sozialistische Friedensprogramm aufgenommen, doch sucht eine Minderheit in der Partei die vor dem Krieg übliche Formel der bedingungsweisen Rückkehr der entrissenen Provinzen beizubehalten. Das elsass-lothringische Volk soll durch eine souveräne Willenskundgebung seinen Wiederanschluss an Frankreich sanktionieren. Das Bürgertum, in dem die Revanche-Idee durch Familientradition lebendiger geblieben ist als in der Arbeiterklasse, lehnt jede Diskussion über die ethnische Zugehörigkeit der beiden Provinzen kategorisch ab und betrachtet den oberrheinischen Stamm als ein notwendiges und geschichtlich verwurzeltes Element der französischen Rasse, das zum Übergewicht des Nordens über den Midi unentbehrlich ist.

In den intellektuellen Kreisen des französischen Sozialismus (dessen Grenzlinie mit der Bourgeoisie in politischer Hinsicht sehr schwer zu zie-

hen ist) wird der Kampf zwischen zwei Weltanschauungen in den Vordergrund gestellt. «Wir müssen das deutsche Volk von der Vorherrschaft einer Kaste befreien helfen, der süddeutschen Demokratie den Weg bahnen, die politische Entwicklung des Reiches wenn nicht in republikanische, so doch in parlamentarische Formen zu lenken suchen». Wendet man als Neutraler ein, dass dies eine innere Angelegenheit des deutschen Volkes sei, dass sich dieses schon seine politischen Organe bilden werde, wenn es einmal eine demokratische öffentliche Meinung besitze, so erhält man zur Antwort: «Der gegenwärtige Krieg ist eine Auseinandersetzung zwischen zwei Weltanschauungen, die im Verkehr der Völker nicht nebeneinander fortbestehen können. Haben die Nationen ein Recht, sich nach ihrer Individualität frei zu entwickeln, oder müssen sie sich die Gewalt des Stärkern gefallen lassen? Die Vorbedingung alles sozialen Fortschritts ist Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes des Einzelnen wie eines Volkes. Was Frankreich heute vollbringt, ist gewissermassen die letzte Phase der Revolution/'

Von solch geschichtlichen Vergleichen zur Utopie eines ewigen Völkerfriedens ist nur ein Schritt und mehr als ein Sozialist in Frankreich tut ihn heute. Die kühlen Geister, wie beispielsweise Marcel Sembat, mit dem wir die Ehre einer Unterredung hatten, hoffen wenigstens nach diesem Kriege auf eine zunehmende Einschränkung der Rüstungen und die Weiterentwicklung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit.

Bei der geschilderten Geistesverfassung ist es nur logisch, dass alle von gegnerischer oder neutraler Seite auftauchenden Friedensvorschläge vor der vollständigen Austragung des ideellen Konfliktes energisch zurückgewiesen werden. Deutschland hat an die Waffen appelliert, so mögen auch die Waffen entscheiden! Oder wie sich der sozialistische Parteivorstand als Antwort auf die Konferenz von Zimmerwald, an der ein «Frieden ohne Annexionen» propagiert worden war, ausdrückte: «Ein dauerhafter Friede ist nur durch den Sieg der Verbündeten und den Zusammenbruch der preussischen Militärmacht möglich. Jeder vorzeitige Friede käme einem Waffenstillstand und letzten Endes einer Kapitulation gleich.» Auch der am Ende des Jahres 1915 einberufene Kongress, der die Frage der Wiederaufnahme der Beziehungen mit der deutschen sozialdemokratischen Minderheit diskutierte, führte zu keinem andern Schlusse: «Frankreich ist

von Deutschland angegriffen worden, Frankreich hat vor der Welt die moralische Pflicht, zu kämpfen *jusqu'au bout*, sonst fällt mit ihm die Demokratie, fallen mit ihm die Freiheiten der Völker!»

* *

Die Zensur als Unterdrückerin geistiger Strömungen kann uns hier nicht interessieren, da sie als solche bis zur Stunde in Frankreich nicht auftrat. Wohl griff sie periodenweise von dem ihr zugewiesenen militärischen und diplomatischen Wirkungsfeld auf das politische Gebiet über und hemmte die polemisierenden Journalisten an der Kritik von Persönlichkeiten und Einrichtungen. Da sie jedoch alle Parteirichtungen gleichmässig bedachte und nur die Auswüchse beschneiden wollte, kann ihrer Tätigkeit das Zeugnis ausgestellt werden, dass sie manchmal überflüssig und ungeschickt, aber niemals wirklich böseartig und ideenfeindlich war.

Achtes Kapitel

DURCH DIE PROVINZ

Ein Gang durch die Waffen- und Munitionsfabriken

Im Herbst 1915.

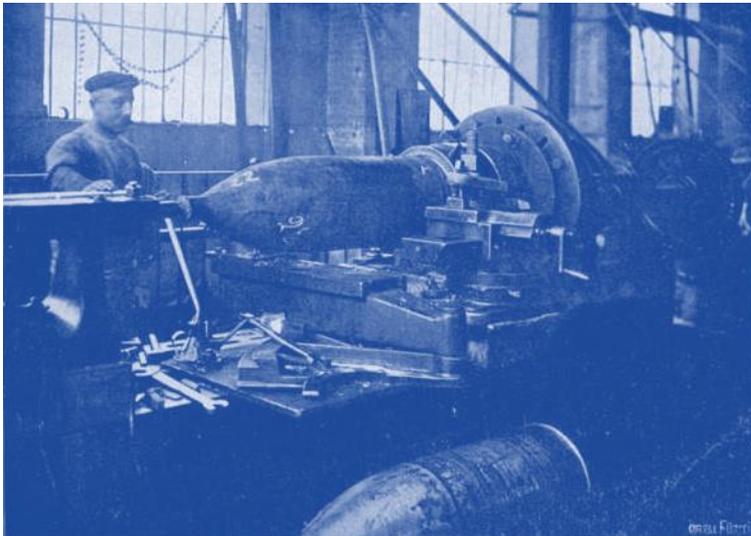
Man muss ein Stahlwerk mit seinen brausenden Hochöfen, donnern- den Eisenhämmern, zyklischen Pressen gesehen haben, um zu verstehen, welche Gigantenschlacht hinter den Schlachten sich die modernen Industrie Völker zur Stunde liefern. Wer kannte nicht die Bilder von Luce, die in kühnen Linien und lärmenden Farben das Walzwerk, die Eisenkonstruktion geschildert – das war Friedensarbeit, nicht vergleichbar mit der fieberhaften Atmosphäre, mit der Wut der Eisenbeziehung, wie sie im mobilisierten Stahlwerk herrschen. Von den russigen Gesichtern ist der stumpfe Ausdruck des Industriesklaven gewichen, ein persönliches Wollen, ein stolzes Selbstbewusstsein blitzt darin auf; es ist, als ob eine gemeinsame Leidenschaft diese hässlichen, vom Feuer geröteten Menschen verschöne, ihre Muskelkraft vervielfältige.

An diesen Stätten, wo der Elan des Franzosen in zähe Ausdauer, seine Kampfbegier in weitausholende Organisationsarbeit sich verwandelt hat, herrscht ein Rhythmus, ein Schlachtendonner nicht weniger eindrucksvoll als an der Front. Was hier aus Schweißstropfen geschmiedet wird, zerschmettert dort im Blute den Feind, die Muskelkraft, die hier den Stahl meisterte, verleiht dort dem Geschoss seine Wucht; das Genie des Feldherrn bringt zur Wirkung, was die Intelligenz des Ingenieurs erfand. Hier wie dort geht der Einzelne auf in seiner Pflicht, ohne darnach zu fragen, was seine Teilhandlung für das Ganze bedeutet; er findet darin seine Berufung, gibt Körper und Seele daran. «Ihr müsst bereit sein!» hat Albert Thomas als Sozialist und Minister zu den Arbeitern des Creusot gesagt, «am Hochofen, am Walzwerk, am Eisenhammer euch aufzuopfern, alle eure Kräfte für das Vaterland hinzugeben, bis zur Krankheit, bis zum Tod! Nur dann seid ihr ganze Soldaten, würdig eurer Kameraden an der Front!»

Wer diese fieberhafte Tätigkeit von Tausenden und Tausenden begeisterter Arbeiter gesehen hat, versteht, warum der Generalissimus mit



Französische Feldartillerie.



Drehen einer grosskalibrigen Granate.

der Offensive zuwartet, bis die industrielle Mobilisation ihre volle Wirkung zeitigte. Täglich kehren die Leute an ihre Maschinen zurück, vertauschen die Uniform mit der blauen Armbinde, die sie als Soldaten der Landesverteidigung kennzeichnet; wo immer ein Quadratmeter Raum verfügbar ist, werden Geschosse gedreht; neue, grossangelegte Konstruktionshallen für den Kanonenbau steigen aus der Erde; das Denken vom Ingenieur bis zum Puddelj ungen ist nur auf das eine Ziel gerichtet: das unscheinbare rundliche Ding herzustellen, aus dem die Granate wird, immer ausgiebiger, immer verschwenderischer. Wo früher Dampfmaschinen und Lokomotiven, Stahlgeräte und kunstvolle Maschinen entstanden, rollen jetzt die Geschosse über den Boden, häufen sich zu gewaltigen Bergen an und verschwinden über Nacht. Diese zielbewusste Tätigkeit aller staatlichen und privaten Fabriken, die keine Nachtruhe und keinen Sonntag mehr kennt, sie musste erst geweckt werden und kostbare Monate gingen verloren, bis Frankreich ganz begriffen hatte, was moderner Munitionskrieg heisst. «Ich bin wie alle andern in den Krieg gezogen, und glaubte in sechs Wochen würde alles vorbei sein – die Zeit, um eine Kanone zu montieren! –» meinte zu mir der Geniehauptmann einer staatlichen Waffenfabrik.

Das Verdienst des Parlamentes und früher schon des Kriegsministers ist es gewesen, dass die Privatindustrie sich in so hervorragender Weise den neuen Verhältnissen anpasste. Ein Gang durch die privaten und staatlichen Waffenfabriken lehrt, dass die ehrwürdigen Gründungen des Kaiserreichs nicht über das modernste Material verfügen und bei aller Betriebbarkeit den Vorsprung nicht wettzu machen vermögen, den private Industrie vor einer bürokratisch verwalteten Manufaktur voraus hat. Grosse Schwierigkeiten technischer Art mussten überwunden werden, wie Beschaffung von Werkzeugmaschinen, Umbau bestehender Maschinen für militärische Zwecke, Demobilisierung des qualifizierten Personals, das in den Spezialdiensten an der Front Verwendung gefunden hatte, und nicht zuletzt der Kohlenmangel. War die französische Industrie so wenig wie die Republik selbst für den Krieg eingerichtet, so hat sie – wo es um Sein oder Nichtsein Frankreichs ging – dank dem der Rasse inwohnenden Improvisationstalent Wunder von Energie und Leistungsfähigkeit vollbracht.

Châtellerault ist ein altertümliches Städtchen von 20,000 Einwohnern, einst berühmt durch seine Messerfabrikation. Die Meister und Gesellen waren in Zünften organisiert und noch heute kann man im Museum die kunstvollen Spezimen ihres Handwerks sehen. Nun tönt am Ufer der Vienne Tag und Nacht der Klang der Eisenhämmer, untermischt vom heiseren Schrei der Dampfsirenen. Dem Wanderer wird bewusst, wie zeitgenössisch, wie furchtbar-aktuell Châtellerault geworden ist, stammt doch von hier das französische Bajonett, das russische Infanteriegewehr, die Mitrailleuse. Die staatliche Manufaktur ist die Erbin der vor dem Siebzigerkrieg in Mutzig betriebenen französischen Waffenfabrik, ihr Personal zählt noch heute zahlreiche Elsässer. Gegenwärtig wird unter Volldampf gearbeitet, besonders in der Gewehrfabrikation; als Anhaltspunkt für die Leistungsfähigkeit diene die Tatsache, dass zur Zeit der Neubewaffnung der russischen Armee täglich 1,200 Gewehre abgeliefert werden konnten. Auch die Gleitschiene für das Feldgeschütz, die Protze, und der Mitrailleurstypus von Saint-Etienne kommen neben dem Bajonett und dem Kavalleriesäbel aus Châtellerault, das gegen 6,000 Arbeiter beschäftigt und sein Areal fortwährend vergrößert.

Aus den staatlichen Werkstätten von Bourges ist der grösste Teil des französischen Artilleriematerials hervorgegangen. Das berühmte Feldgeschütz *Soixante-quinze* wurde hier studiert und erbaut. Es stammt aus dem Jahre 1898 und ist aus der engen Zusammenarbeit bekannter Techniker wie Oberst Deport, Sainte Claire-Deville, Rimailho, entstanden. Im Gegensatz zum deutschen 77 mm-Feldgeschütz trägt es keine Mannschaftssitze, sein Rohr ist lang und spitz und am Ende mit der charakteristischen Laufrolle (*galet de bouche*) versehen. Eine pneumatische Bremse, die unterhalb der Gleitschiene entlangläuft und mit dieser ein Stück bildet, führt das Rohr nach dem Abfeuern sanft in die ursprüngliche Lage zurück. Ferner ist es seitlich auf der Achse beweglich, was ein Streufeuer ohne Deplacierung des Geschützes ermöglicht. Das Lob dieser Waffe, die die Präzision selber ist, in der Minute bis zu dreissig Schüsse abfeuert, und – wie es dieser Krieg täglich beweist – nach der 30,000 sten Granate noch ebenso lustig spielt wie am Anfang, stammt nicht von heute. Seit den Balkankriegen war «*Soixante-quinze*» der Stolz der Franzosen und verkörperte gleichsam die antizipierte Antwort auf «*Soixante-dix*».

Die Kehrseite der hohen Präzision, die bis zur Auswechselbarkeit der Teile geht, ist die relativ lange Herstellungsdauer. Vier Monate sind not-

wendig, um aus dem rohen Barren eine fertige Kanone zu schmieden. Seit dem Kriege lässt sich die Fabrik von Bourges die einzelnen Bestandteile, wie Geschützrohr, Mantel, Ringe von der privaten Stahlindustrie liefern; der Gleitschiene begegneten wir in Chatellerault, die Lafette kommt aus Tulle, der pneumatische Frein wird in Puteaux hergestellt. Die in Bourges geleistete Arbeit nimmt 40 bis 45 Tage in Anspruch; es ist Präzisionsarbeit im vollendetsten Sinne, müssen doch die einzelnen Teile den geeichten Modellen auf den Hundertstels-Millimeter nachgeschaffen werden; auch besorgen nach jeder Operation komplizierte Kontrollapparate die Verifikation.

Neben den «*Chantiers de construction*» besichtigen wir die pyrotechnische Schule, wo die Granaten allen Kalibers gefüllt und mit dem Zünder versehen werden. In diesem Rayon der Waffenfabrikation herrscht die Frauenarbeit vor und nur das Einstampfen der Sprengmasse mittels Holzklöppels wird von Männern besorgt. Der Bück in ein Atelier, wo hunderte von jungen Mädchen damit beschäftigt sind, die Mischung des Shrapnells zu bereiten und durch ihre zarten Finger die tödlichen Bleikugeln gleiten lassen, so wie sie zu Hause die Rosinen in einen Geburtstagskuchen einsetzen, gehört zu den grauenhaftesten Eindrücken des Krieges hinter der Front....

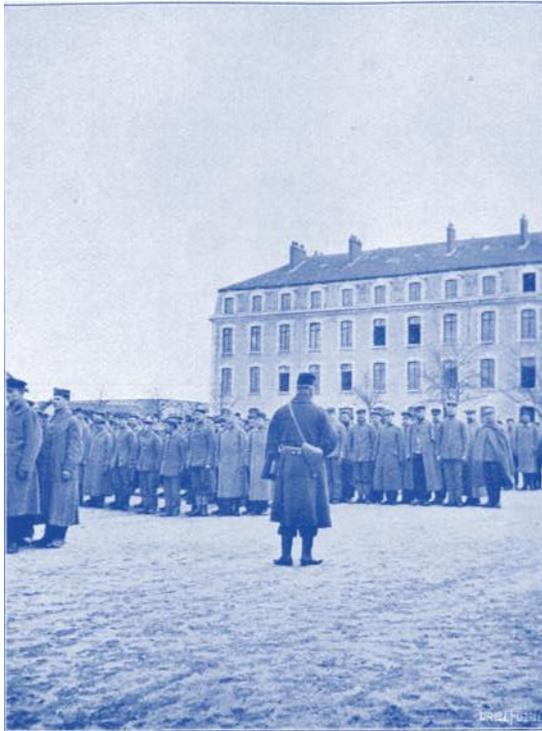
Die eigentliche Munitionsfabrik haben wir in Montluçon vor uns, wo die aus der Geschichte der Metallurgie bekannten Giessereien Commentry-Fourchambault und Chatillon-Commentry ihren Betrieb völlig in den Dienst der Geschosfabrikation gestellt haben. Während der Laie bei dem Worte « Geschossherstellung» in erster Linie an den Prozess des Drehens einer Granate denkt und glaubt, damit sei die Hauptarbeit getan, enthüllt ihm der Besuch des Stahlwerks eine Reihe interessanter Vorgänge und Verwandlungen, an deren Ende erst die Rohgranate zum Vorschein kommt. Die Herstellung des Geschossmantels ist die wichtigste Phase der ganzen Munitionsfabrikation, hängt doch von dessen Beschaffenheit nicht nur die Präzision, die Brisanz und damit die Wirkung der Granate ab, sondern vor allem die Sicherheit für Geschütz und Bedienungsmannschaft. Es ist ein Hohn für unser zwanzigstes Jahrhundert, dass die Stahlwerke, die ein Symbol der Solidarität unter den Völkern Europas darstellen sollten, heute in der Massenproduktion der furchtbarsten Mordwerkzeuge, die die Menschheitsgeschichte kennt, ihre Bestimmung erblicken müssen. Was wäre unsere moderne Technik ohne Englands Kohle, Englands Beispiel; die Metal-

lurgie ohne die Zusammenarbeit des Franzosen Martin und des Deutschen Siemens?

Das mobilisierte Stahlwerk nimmt ebenfalls am Kanonenbau teil, soweit es seine Einrichtungen und Werkzeugmaschinen erlauben; in Montluçon, wo die maschinellen Hilfsmittel einen bewunderungswürdigen Grad der Vollkommenheit erreicht haben und an amerikanische Betriebe erinnern, werden Marinekanonen, Panzerplatten, Minenwerfer, Lafetten für das Rimailhogeschütz hergestellt. Die Produktion an Martinstahl hat denn auch nie dagewesene Dimensionen angenommen. Hier sehen wir, wie der glühende Stahlblock zum Kanonenlauf, bzw. zum Mantel geschmiedet wird. Wie Butter schrumpft der Koloss unter einer Presse von 1'000 Tonnen zusammen, um zum vierkantigen Balken zu werden. Ein anderes Schauspiel: die «Tremperung» einer Marinekanone von 17 Meter Länge. Mittels einer rollenden Brücke wird das zur Rotglut erhitzte Geschützrohr durch eine Riesenhalle geschleift und in einen dreissig Meter tiefen Teich eingetaucht. Zischend vermählt sich das nasse Element mit der glühenden Metallmasse, die, einem Delphin gleich, einen mächtigen Sprudel zum Himmel sendet.

Doch solche Einzelbilder gehen unter, wenn man nach dem Creusot kommt und zu seinen Füßen die «Stadt der Kanonen» ausgebreitet sieht. Ein Meer von rauchenden Kaminen und russgeschwärtzten Fabrikanlagen, von fahrenden Eisenbahnzügen und kettenrasselnden Kranen, die ihre Arme in die Luft recken; auf allen Seiten tönen die Hämmer, stampfen die Maschinen, kreischen die Dampfsirenen, und hallen im Echo des engen Tales wider; die Bataillone der Arbeiter drängen sich durch die breiten Einfahrtstore, die von französischem Militär bewacht sind, die Stadt wimmelt von Artillerieoffizieren, und auf dem Polygon schießen Mannschaften in der Creusot-Uniform die neuen Geschütze ein. Das Ganze ist in eine graue, rauchdurchzogene Atmosphäre eingehüllt und erweckt den Eindruck einer ungeheuren Fabrikhalle, wo das Himmelsgewölbe selbst die Decke bildete.

350 Hektar Überspannen die Etablissements Schneider und beschäftigen im Creusot allein 12,000 Arbeiter. Mit ihren ausgedehnten Zweighäusern in Havre, Harfleur und Hoc, in Chalon-sur-Saône, in Paris, in Bordeaux usw. sind sie neben Krupp die ersten Kanonenbauer der Welt: Frankreich, Russland, Italien, Spanien, sämtliche Balkanstaaten, die Türkei, die südamerikanischen Republiken haben einen bedeutenden Prozentsatz, wenn nicht ihr gesamtes Artilleriematerial von hier bezogen. Der alte Chef



In der Kaserne von Issoudun.



Ein 240 mm Geschütz.

des forges erzählte mir, wie noch während des italienisch-türkischen Krieges die Repräsentanten der feindlichen Heeresverwaltungen sich je weilen auf der Treppe zum Direktorialzimmer begegneten. Auch Ferdinand von Bulgarien, der in diesen Tagen seine Truppen gegen Serben und Franzosen führt, war ein häufiger Gast des Creusot und wusste das Schneidersche Material wohl zu schätzen. In solchen Reminiszenzen Hegt der bittere Nachgeschmack des Weltruhmes. . . .

Die gegenwärtige Tätigkeit des Creusot auf dem Gebiete der schweren Artillerie besteht weniger in der Neuschöpfung von Typen als in der Umwandlung und Modernisierung bisheriger Marinegeschütze und Strandbatterien für die Zwecke des Stellungskrieges. Wir sahen die Montierung der von Bourges ausgearbeiteten 240 Millimeter- Kanone auf sogenannte Affut-truc (WagengesteH), diejenige eines Belagerungsgeschützes auf einen Panzerzug A.L.V.F. (artillerie lourde sur voie ferrée). Was das mittlere KaHber anbetrifft, so liefert Creusot gegenwärtig der Heeresverwaltung die 105 MiHimeter-Kanone, eine zwischen Feldgeschütz und Rimailho (155) stehende Neuschöpfung, die die letzten Verbesserungen in sich vereinigt. Die Schneider- Werke im Creusot, die in normalen Zeiten so wenig wie Krupp reine Kanonenfabrik sind, sondern in grossem Massstabe für die Industrie arbeiten, mussten unter den gegenwärtigen Umständen, wo sie ausschliesslich für die Armee tätig sind, ihr Areal vergrössern. . . .

*

Wer wie unsere Karawane während fünf Tagen die französischen Waffen- und Munitionsfabriken von der Vienne bis zur Saône durchwandert hat, gibt sich Rechenschaft von der gewaltigen Organisationsarbeit, die die Republik im ersten Kriegsjahre hinter der Front vollbracht hat. So wie die Tüchtigkeit seiner Soldaten an der Front Frankreich die morahsche Einheit und sein Ansehen in der Welt wieder gegeben hat, so bereitet die in den Fabriken geleistete Arbeit die neuen Methoden und damit den industriellen Aufschwung der Zukunft vor. Nicht an Kraft, nicht an Können fehlte es dem modernen Frankreich, wohl aber an der rauhen Schule der Notwendigkeit – des Kampfes um die Existenz.

Bei den deutschen Kriegsgefangenen

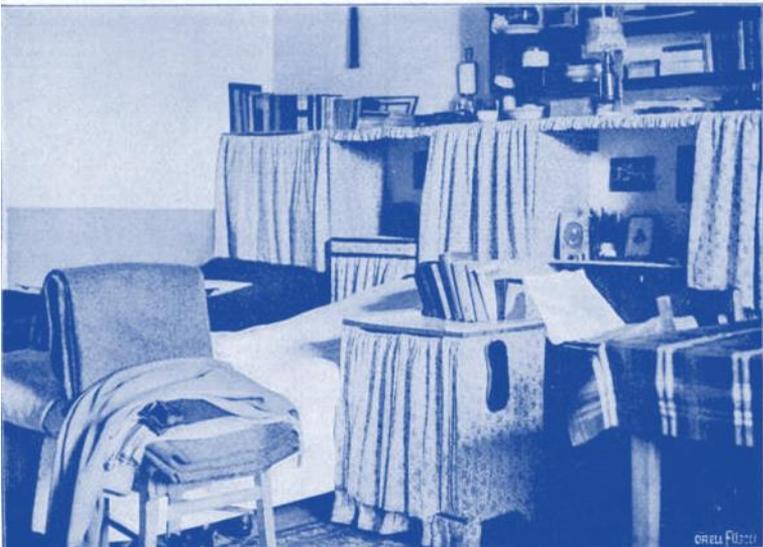
TOURS, Ende März 1915.

Das Schicksal meinte es mit diesen deutschen Kriegsgefangenen nicht schlimm, als es sie in die rebenbekränzten Gefilde der Touraine verschlug. Wer kennt in Deutschland nicht die prächtigen Schlösser an den Ufern der Loire, wo einst der Minnesang blühte und wo die französischen Könige residierten? Ich will nun nicht behaupten, dass die deutschen Soldaten, die ich hier antraf, für diese romantischen Reize besonders gestimmt gewesen wären; ihre ganze Aufmerksamkeit schien auf Genug-Essen und Warm-Wohnen gerichtet, und wenn eine literarische Reminiszenz über sie Macht hatte, so war es allenfalls die Begierde des Abbé Birotteau nach dem behaglichen Interieur seines Kapitelbruders Chapeloud in der bekannten Erzählung Balzacs.

Als wir aus der Bahnhofhalle heraustraten, marschierte eben eine Kompanie Gefangener im Taktschritt vorbei. Die schweren Stiefel dröhnten über das Pflaster der altertümlichen Stadt, und die geschwenkten Arme markierten die Straffheit der Marschdisziplin. Nur das Bajonett fehlte und die Kommismütze sass etwas sorgloser auf dem Ohre, als man es vom deutschen Kasernenhofe her gewohnt ist. Rechts und links vom Zuge gingen im gleichen Schritt ihre Wächter mit aufgepflanztem Bajonett. Die Bevölkerung blieb am Wege stehen, musterte die Gesichter aufmerksam und tauschte mit halblauter Stimme einige Bemerkungen, die indes keinen feindlichen Charakter trugen. Man führte uns ausserhalb der weit ausgedehnten Fabrikstadt nach den Werkstätten der Orleans-Bahngesellschaft, wo einige Hundert Deutscher beschäftigt werden. Ein französischer Landwehrmann schreitet vor dem Depot auf und ab, der uns begleitende Generalstabsoffizier weist die Autorisation zum Besuche des Gefangenenlagers vor, und wir befinden uns alsbald inmitten eines Gewimmels von feldgrauen Uniformen. Leute aus Hamburg, aus Hannover, aus Breslau, aus dem Königreich Sachsen, vom Rheine, aus Bayern, aus Elsass-Lothringen, aus Baden. Der ist bei Ypern gefangen genommen, jener bei Arras verwundet worden, ein dritter hat bei Reims gestanden, die meisten sind beim Rückzuge von der Marne in die Hände des Feindes geraten. Freundlich geben sie uns Auskunft auf alle unsere Fragen, nennen die Regimenter, das Datum ihrer Gefangenschaft, das Alter, kurz alles, was protokollarischen Charakter hat, ohne Besinnen, werden dagegen zögernd und überlegend,



Das mobilisierte Stahlwerk.



Ofizierstube im Gefangenendepot.

wenn wir sie nach ihren Aussetzungen an der Behandlung, nach ihren Ansichten über den Krieg befragen. Das Beisein eines französischen Offiziers, den sie nicht kennen, legt ihnen offensichtlich Reserve auf; umso freier reden sie von der Leber weg, wenn sie sich unbeachtet fühlen. Da steht ein prächtiger brandenburgischer Kürassier, der seit zehn Jahren dient und vom Scheitel bis zur Sohle Soldat geblieben ist. Man fühlt es ihm an, dass er hundertmal lieber draussen im Kugelregen stünde und einen tapferen Reitertod erleiden wollte, statt hier untätig seine gefangenen Kameraden bewachen. Andere wieder erklären, ohne dass man sie fragt, dass sie genug vom Kriege gesehen haben und nichts sehnlicher wünschen als den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich. «Man hat seine Pflicht getan, man ist Gefangener, je nun, so muss man sich eben darein schicken!» meint der nächste, während ein Berliner, dem die Phrase leicht von der Zunge geht, mit Fontane ausruft: «Lever dot as Sklav!» Jedoch die vollen, frischen Gesichter, die das Lachen keineswegs verlernt haben, überzeugen uns bald, dass wir keine Märtyrer vor uns haben. Wir werfen einen Blick auf die Schlafstätte, wo etwa dreissig Lager säuberlich in einer Reihe liegen; sie ruhen auf einem Unterbau aus Ziegelsteinen, sind mit Wolldecken versehen, und vor jedem «Bett» steht ausgerichtet ein Paar Holzpantoffeln. Die Soldaten erklären auf unser Befragen, dass sie nicht frieren und gegen die Witterung geschützt sind. In den grossen Lagerhäusern sehen wir sie an der Arbeit: sie entladen Eisenbahnwagen, tragen Säcke und Strohbündel, leisten den französischen Aufsehern Handreichungen aller Art, für die ihnen täglich 20 Cts. Löhnung gutgeschrieben wird. Französische Unteroffiziere überwachen sie und mahnen Säumige zur Arbeit; bei dem guten Willen, der auf beiden Seiten herrscht, vollzieht sich der Verkehr in urbanen Formen.

Wie lange es noch dauern wird, wann der Friede geschlossen wird – das ist die fortwährende Frage, die uns die Kriegsgefangenen stellen. «Wir rechnen bis im Mai,» meint die eine Gruppe, «na, bis zum Juli kann es schon gehen,» urteilt pessimistisch eine andere. Wir flössen ihnen Mut und Vertrauen ein, wie man einem Kranken tut, über dessen Schicksal man nichts Gewisses weiss. Die reichhaltigen Pakete von zu Hause sind ihnen noch immer der beste Beweis, dass in Deutschland nichts mangelt und das Volk wie zu Friedenszeiten seinen Geschäften nachgeht. Sie ersetzen ihnen die Zeitungen, die sie in der Regel nicht zu Gesicht bekommen. Im Bureau des Postmeisters türmen sich die Briefe aus Deutschland und die Antwortschreiben der Gefangenen, die einer genauen Zensur unterworfen

werden. Es handelt sich weniger darum, den Empfängern etwas zu verheimlichen, als vielmehr Ausdrücke wie «Gott strafe England» usw. auszumerzen. Aus der Lektüre der Gefangenenkorrespondenz gewinnen die französischen Behörden ein getreues Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Stimmungen in den verschiedenen Volksschichten Deutschlands. So wurde ein merkliches Nachlassen der bisher überreichen Lebensmittelsendungen festgestellt, auch ist in den letzten Zeiten von Frieden weit mehr die Rede als vom siegreichen Kriege. Ich lasse ein paar Karten durch meine Finger gleiten; da berichtet eine ungelenke Hand, dass es dem Jüngsten, dem «Kriegskinde», gut geht, und dass es die blauen Augen des Vaters besitzt; dort klagt bitter eine Verlassene: «Warum schreibst Du mir nicht mehr, Hermann? Hast Du Dein Weib vergessen, das sich um Dich härt?» Oder eine Arbeiterfrau schildert, wie schwer es ihr fällt, sich und die Kinder durchzubringen. Doch will sie die Entbehrungen gerne ertragen, wenn nur ihr Mann gesund wiederkehrt. Der freundliche Sergeant, Schulmeister seines Berufes, nimmt Anteil am Wohlbefinden seiner Schutzbefohlenen; er erzählt uns, dass er ihnen anlässlich des Osterfestes ausnahmsweise die Erlaubnis erteilt habe, an Freunde und Bekannte Grüße zu schicken, während sonst der Briefverkehr auf die nächsten Angehörigen beschränkt bleibt.

In einem benachbarten Zeltlager, das sich bei dem herrschenden Regenwetter etwas luftig ausnimmt, hausen einige hundert Gefangene. Die Leute rauchen ihre Pfeifen, was sie für die Unbill der Witterung entschädigen soll. Alles stämmige Burschen, die zum Arbeiten ausgewählt wurden; immerhin beklagen sich zwei oder drei über Rheumatismus, den sie in der Gefangenschaft erworben haben. Die Nahrung will ihnen nicht immer der geleisteten Arbeit entsprechend vorkommen, auch sind sie den schwarzen Kaffee morgens gewöhnt und würden ihn der Zwiebelsuppe vorziehen, die man ihnen nach französischem Brauche vorsetzt.

Im Allgemeinen wird auf nationale Eigenheiten Rücksicht genommen. In der Bäckerei gibt man uns ein trefflich mündendes Roggenbrot zu kosten, das sich die Gefangenen statt des Weissbrotes selbst zubereiten. Vor drei mächtigen Kesseln schwingen deutsche Militärköche die Kelle; der eine war vor dem Kriege Chef in einem französischen Hotel, der andere ist Weinreisender aus der Rheingegend. Daneben befindet sich die Werkstätte der Schneider und Schuster, wo uns ein Dutzend runder bärti-

ger Gesichter entgegenlacht. Nur draussen am Türpfosten lehnt versonnen ein Gefreiter, dem die Regenstimmung aufs Gemüt geschlagen hat. Er wurde bei Bapaume gefangen genommen, wo er sich in der Garde hervorgetan hatte – das Eiserne Kreuz, das er trägt, zeugt davon. Sein Blick träumt in die Ferne, wo endlose Pappelalleen nach Osten verlaufen; denkt er an sein Vaterland als ein Richard Löwenherz, der den heimatlichen Sang an seine Gefängnismauer branden hört?

In Issoudun, wo ein Rekonvaleszentenlager eingerichtet ist, war das Kriegsgefangenenendasein vollends erträglich. Man konnte sich nach Strassburg oder Metz versetzt glauben, wo die Kasernen teilweise die alte französische Bauart bewahrt haben. Deutsche Kommandorufe erschallten über den Hof, in stramm ausgerichteten Kompagnie- Kolonnen marschierten die Leute vorbei, an der Spitze der Feldwebel, eine Hünenfigur im fliegenden Mantel. Obwohl sie Gefangene waren, sass ihnen der Drill noch so sicher in den Gliedern, als befänden sie sich auf einen! deutschen Kasernenhofe; das Kommando elektrisierte sie und über die verdrossenen Gesichter flog der Stolz, jener Armee anzugehören, die sich heute gegen Europa schlägt.

Beim Mittagssmahl hatten wir das Vergnügen, uns mit dem Platzkommandanten von Issoudun zu unterhalten, der uns vom Leben und Treiben der Gefangenen erzählte. Der ergraute Offizier war 1870 mit der Armee Bazaines selbst in Kriegsgefangenschaft geraten, die aufregenden Peripe-tien seiner Flucht aus dem Lager Wanne bei Köln sind ihm im Gedächtnis haften geblieben, und heute, wo er die Genugtuung hat, seine Feinde von damals als Kriegsgefangene in seiner Gewalt zu wissen, erfüllt er seine Mission mit Milde und Strenge zugleich, man möchte sagen, mit einer Art väterlichen Wohlwollens. Er rühmt mir ihre gute Disziplin, ihre Dienstbereitschaft, ihren Ordnungssinn. Der Oberst ist jedem moralischen Zwange abhold, er lässt die Gefangenen bei ihren Ansichten und nimmt sich nicht einmal die Mühe, die offiziellen Communiqués deutsch anzuschlagen. Ich frage ihn, wie die Deutschen Weihnachten verbracht haben. «Sie wollten ein Fest grossen Stils mit einem Lichterbaum veranstalten. Dazu waren sie freilich nicht Kriegsgefangene, und sie mussten sich begnügen, das Fest auf bescheidenere Weise unter sich zu feiern»

In den Mannschaftsräumen, wo sie zum Zimmerdienst konsigniert waren, sahen wir die Gefangenen an langen Holztischen sitzen, mit Karten- oder Schachspiel sich die Zeit vertreibend. Klagen wurden hier sozusagen nicht laut. Einmal frage ich eine Gruppe: «Gefällt Ihnen bei den

Franzosen nicht das kameradschaftliche Verhältnis, das zwischen Offizier, Unteroffizier und Soldat besteht, und wo es keine Standesunterschiede und keinen Kastengeist gibt?» «Ja, schon,» antwortet man zögernd, «sie haben eben nicht die Disziplin wie wir Deutschen.» «Hätten Sie nicht Lust, einen ähnlichen demokratischen Geist in Deutschland einzuführen, der die beiden Nationen einander nähern würde?» Da lachen sie, zucken die Achseln und antworten mir nichts. Das Thema scheint noch nicht diskussionsreif zu sein.

Einen hochgewachsenen blonden Rheinländer mit offenherzigen Zügen stellt mir der französische Sergeant mit den Worten vor: «Voilà un ennemi presque sympathique». Der lacht verbindlich über das Kompliment und quittiert es mit einer Artigkeit an die Adresse seines Protektors.

. . . Lag in diesem Wort nicht eine Verheissung für die Zukunft? Ist es nicht die Rolle der Völker am Rhein mit dem hellen, sonnigen Wesen, die Brücke zu schlagen?

Bei den Zivilinternierten

CHATEAUROUX, im März 1915.

Bei dem Worte «Zivilinternierter» denkt man an einen Gefangenen zweiter Klasse, an waffenlose Bürger, die von der Strasse weg in ein Konzentrationslager verschleppt wurden und dort in schlimmster Promiskuität ein Dasein führen, mit dem verglichen dasjenige regulärer Kriegsgefangener beneidenswert erscheint. Nichts ist irriger als solche Vorstellung, zumal, wenn man die konkreten Verhältnisse im Auge hat, wie sie sich einem in Frankreich dar bieten. Die französische Regierung hat im Gegenteil darauf gehalten, die beiden Kategorien scharf zu trennen und das mildere Regime derjenigen zugute kommen zu lassen, die einen grösseren Prozentsatz von Schwachen und an ihrem Schicksal Unschuldigen aufweist. Das Los eines Kriegsgefangenen, auch wenn er nicht auf Rosen gebettet ist, enthebt diesen der materiellen Entbehrungen, die er im Felde zu ertragen hätte; der Zivilinternierte, der in der Mehrzahl der Fälle nur dem Namen nach ein Feind ist, leidet härter unter der Verschlechterung seiner Lebensbedingungen und der Freiheitsberaubung. Er verdient daher alle Rücksich-

ten und Erleichterungen, während dem ersteren gegenüber genug getan ist, wenn er gewissenhaft nach völkerrechtlichen Grundsätzen behandelt wird.

In Châteauroux, der freundlichen Hauptstadt des Departement de l'Indre, befindet sich ein solches Interniertenlager, wo gegen 900 Männer, Frauen und Kinder deutscher und österreichischer Abstammung beisammen wohnen. Der weitausgedehnte Gebäudekomplex der künftigen Irrenanstalt des Departements, wo man die nötige Dezentralisation der Räumlichkeiten, die Wasser- und elektrischen Anlagen vorfand, war wie geschaffen für die Einrichtung eines «Phalanstère» im Fourierschen Sinne. Denn an ein solches denkt der Besucher unwillkürlich, tut er einen Bück in die Organisation eines modernen Interniertenlagers, wo Angehörige der verschiedensten Gesellschaftsschichten und Berufsklassen auf engem Raume und bei möglichster Reduktion der Unterhaltskosten zusammenleben müssen.

Durch das noch nicht völlig vollendete Eingangstor treten wir in den Hof, der mit einem Loggiengang umsäumt ist. In den Arkaden stehen einzeln oder in Gruppen die Internierten. Männer der verschiedensten Lebensalter, Arm und Reich durcheinander, der Langeweile hingegeben, jenem ziellosen Warten, das die Kriegsgefangenschaft charakterisiert. Erst wenn man die Wohnungen betritt, heitert sich das Bild auf; das Bedürfnis, sein Heim zu schmücken, einen Foyer zu besitzen, macht sich geltend, und siehe da, die kalten Gefängnismauern versinken und vor unserm Blick spielt sich ein Stück jener Comédie humaine ab, die ein buntes Gemisch ist von Freuden und Leiden, Tugenden und Intrigen, Nichtigkeiten und Charaktergrösse.

In einer blankgefeigten Küche (denn beim Besuche eines Interniertenlagers fängt man am besten mit dem Wichtigsten an) machen uns zwei Köchinnen in sauberer weisser Schürze die Honneurs. Wir erlauben uns gleich, das Menu der Woche zu notieren: Sonntag Mittag Braten und Gemüse, montags Pot-au-feu mit gesottenem Rindfleisch, Dienstag Makkaroni und Käse, Mittwoch Voressen mit Kartoffeln, – wie man sieht, eine ordentliche Pensionskost. Die Kinder haben Anrecht auf ein Quantum Milch. In einem Refektorium finden sich die Leute an langen Holztischen zur Mahlzeit ein.

In geräumigen lichten Sälen zeigt man uns die Schlafstätten der Männer, Strohmattatze mit Wolldecken. Die Deutschen und Deutschösterreicher wohnen von den Elsässern, Polen, Tschechen, Trentinern getrennt, und bilden die Kategorie der sogenannten eingeschlossenen Internierten. Sie dürfen den Hof des Gebäudes nicht verlassen, und nur ganz ausnahms-

weise in kleiner Zahl und unter Begleitung die Stadt besuchen. Die Elsässer dagegen sind im Besitze einer «Carte tricolore», die nichtdeutschen Österreicher eines «Permis de séjour», die sie zu freiem Ausgang, selbst zum Wohnen in Châteauroux ermächtigen. Auf diese Weise gelingt es ihnen leichter, Beschäftigung zu finden, als Coiffeurhilfe, als Handwerker, als Fabrikarbeiter. Zwei elsässische Reichstagsabgeordnete haben die Identität ihrer Landsleute den französischen Behörden gegenüber festgestellt; denn es lässt sich denken, dass mit dem elsässischen Bürgerrecht und der elsässischen Gesinnung gegenwärtig viel Unfug getrieben wird. Die Deutschen und Österreicher, die zwanzig und dreissig Jahre in Paris lebten, beklagen sich, dass man ihnen weniger traue als einem Landesfremden, der zufällig elsässische Papiere auf sich trage. «Es gibt Leute unter uns» – hielt man mir in bewegten Worten vor – «die ihren Mobilisationsbefehl zerrissen haben, weil sie es nicht über sich brachten, das Land, wo sie ihre Freunde und ihr Glück gefunden haben, mit den Waffen zu bekämpfen.» Es geht ihnen wie Max Nordau, der in einem offenen Briefe an seine Pariser Freunde schrieb: «Eine gesetzliche Fiktion, die keine Ausnahme für individuelle Fälle zulässt, macht aus mir theoretisch einen Feind Frankreichs, während meine Gefühle dieselben geblieben sind, und dieses Land die legale Heimat meiner Kinder ist.»

Grösserer Bewegungsfreiheit erfreuen sich die Frauen, in deren freundliche Behausung wir eintreten. Zufriedene alte Jungfern, die sich über den Besuch nicht wenig zu freuen scheinen, bilden rechts und links Spalier; sie rühmen mit Redseligkeit die gastfreundliche Aufnahme, die man ihnen hier berei et hat, und weisen uns die Strickstrümpfe vor, die sie den Soldaten an der Front bestimmt haben. Ein paar hübsche junge Mädchen, die gleich die Aufmerksamkeit unserer temperamentvollen südländischen Kollegen auf sich lenken, sind errötend über eine Näharbeit gebeugt, und lassen uns nur die kokette Ausstattung ihres Kämmerleins sehen. «Voilà Gretchen», meint unser französischer Begleiter. Eine junge Mutter wacht über ihrem neugeborenen Kindlein in der Wiege; sie ist die glücklichste von allen, und die Nachbarinnen haben sie mit Blumen gefeiert.

Am traulichsten aber mutet das Familienheim an, wo jeweilen Vater, Mutter und Kinder zusammenwohnen in einem Geviert, das nicht grösser ist als die gute Stube zu Hause. In Mannshöhe wurden Schnüre über den Saal gespannt, die einzelnen Abteilungen mit bunten Tüchern verhängt, so

dass in der Mitte der Verbindungsgang frei blieb. Hinter diesen Vorhängen, die ein wenig an ein Negerdorf erinnern, wird das Dasein fortgesponnen, das diese Leutchen in einem Winkel der Millionenstadt Paris oder in einem französischen Provinzort, wo heute die deutschen Kanonen donnern, zu führen gewohnt waren, bis sie der Krieg jäh aufschreckte und von Haus und Hof vertrieb. Sie hatten es nicht von Anfang an so gut wie hier, vielfach mussten sie mit Stroh als Nachtlager vorliebnehmen und die eigenen Landsleute machten ihnen das Leben schwer. Nun leben sie wie zu Hause, ein wenig eingeschränkt, ein bisschen eintönig zwar, aber doch weit besser als Hunderte von Flüchtlingen, die belgische oder französische Bürger sind und völlig unverschuldet in den Krieg hineingezogen wurden. Worüber sie sich beklagen, das ist der Mangel an Arbeit; keinen Rappen Geld in der Tasche zu haben, ist für einen Familienvater ein peinliches Gefühl, zumal da die Kleidungsstücke und die Wäsche im Laufe acht langer Monate schadhafte geworden sind. Immerhin scheint uns ihre Stimmung gehobener als diejenige der übrigen Gefangenenkategorien; wie manchem mag während der langsam dahinschleichenden Tage und Wochen erst zum Bewusstsein gekommen sein, welches Glück die Ehe in sich birgt. Ein ergrauter Österreicher, der während zwanzig Jahren in Paris Orchesterdirigent war, stellt uns seine Tochter vor, ein fesches Wienerkind, mit blondem Kraushaar und schwellenden Lippen – die zu unserm Erstaunen kein Wort Deutsch sprechen! Ein Mitarbeiter des Münchner «Simplizissimus», der Landschaftsmaler *Woelfle*, der als eine «gloire» des Interniertenlagers von Châteauroux gilt und dementsprechend verhätschelt wird, führt uns in sein Atelier. Leiblich geht es ihm sehr gut; was die künstlerische Inspiration betrifft, so gibt er uns mit trostloser Handbewegung zu verstehen, dass die steinerne Arena und der zertretene Lehm Boden der Neubaute für einen idyllischen Landschaftsmaler nicht gerade ein geeigneter Vorwurf ist. Immerhin begegnen wir im Zimmer des Direktors einigen hübschen Ölskizzen, u.a. der Brücke über die Indre, von ihm und seinem Kollegen Wilkens. Die Künstlerkolonie von Châteauroux ist damit noch nicht erschöpft, ein ungarischer Bildhauer Jeffër enthüllt uns seine schwungvollen Maquettes, während uns ein Xylograph seinen neuesten Holzschnitt und ein junger ungarischer Geigenvirtuose seine Visitenkarte verehrt.

Ein reizendes Bild bietet die Schulklasse, wo zwei Dutzend Kinder je von einer Lehrerin in Geschichte und Französisch unterrichtet werden.

«Wie hiess die Gemahlin Ludwigs XV.?» «Maria Leczinska» antwortet mit strahlenden Augen eine kleine Polin. Wir schreiten weiter und kommen nach der Krankenstube, wo ein paar bleiche Gesichter aus den Kissen blicken. Auf 900 Personen acht Leicht- und drei Schwerkranke ist ein recht erfreulicher Zustand und macht dem Eifer des Doktor *Jusseume* alle Ehre. Streng wie die Gesundheits- und Reinlichkeitsvorschriften, werden auch Zucht und Sitte gehandhabt. Am Anfang schienen einige romantische Köpfe die mondäne Stimmung aufbringen zu wollen, wie sie in den Gefängnissen der Revolutionszeit herrschte. Man zählte jeden Tag auf die Befreiung durch die siegreichen deutschen Heere und schwelgte in Champagner. Der Polizeikommissär von Chateauroux zog in der Folge etwas ernstere Saiten auf und heute ist ein Ausschuss der Internierten selbst für die Ordnung verantwortlich. Ein Berliner Kaufmann residiert mit den Delegierten der einzelnen Gefangenenkategorien im Verwaltungszimmer und besorgt mit Eifer die administrative Arbeit. – So sehen wir alles zum Besten bestellt, und die deutschen Internierten könnten in Ruhe dem Ausgange des Krieges entgegensehen, schreckte sie nicht die bange Frage, was nachher aus ihnen werden soll! Opfer der sorglosen Devise «Ubi bene, ibi patria», wissen sie nicht mehr, in welches Land sie gehören, wo sich ihnen für die Zukunft Existenzbedingungen bieten. Man möchte sie alle, die hier so einträchtig neben einander zu wohnen gelernt haben, auf einem Pilgerschiff wissen das ähnlich der ‚Mayflower‘ zur Zeit der Glaubenskämpfe einer jungfräulichen Heimat entgegensteuerte.

Auf der Brunnenpromenade in Vichy

VICHY, Mitte September.

Von den Platanen des Parkes fielen bereits die gelben Blätter, und noch immer bevölkerte dank dem schönen September wetter ein zahlreiches Sommerpublikum die prächtig gehaltene Promenade zwischen Kasino und Quellenpavillons. Es war freilich nicht das übliche Bild der internationalen Badegesellschaft, die nach Vichy kam, um sich zu amüsieren und zwischen Trinkstunde und Abendkonzert eines jener eleganten Abenteuer anzuspinnen, die den Winter über den Gesprächsstoff in den Pariser Salons bestreiten. Der Krieg hat auch hier die Menschen verwandelt und



Das Hausorchester in Châteauroux.



Die Frauenabteilung in Châteauroux.

über der sonst so frivolen Brunnenpromenade liegt es wie Trauerflor. Schwarz-weiss dominiert in den Toiletten der Damen und die Männer tragen statt der weissen Strandhose und des Strohhutes die schlichte Felduniform aus dem Schützengraben.

Und doch liegt in der Atmosphäre etwas wie Friedensstimmung, wie ein Lockruf der Vergangenheit, wie eine Sehnsucht nach Vergessen. Ich weiss nicht, ob es die Erinnerung an all die Menschen und Völker ist, die hier sonst zusammenkamen, um von gemeinsamen Leiden und Gebrechen am selben Quell Heilung zu schlürfen, oder ob es die Macht der hier nie verstummenden Musik ist, die die Menschen aufs Neue zusammenführt und die seelisch Verwundeten genesen lässt. Man hat mir gesagt, dass die Gäste nie so zahlreich und so dankbar um das Parkorchester versammelt waren wie dieses Jahr an Saisonende. Still versunken sitzen die schlanken Frauen mit den fein geschnittenen Gesichtern, die der frühe Witwenschleier überschattet, und ihre Gedanken scheinen weitab in die Vergangenheit zu schweifen. Aber siehe da, in dem Masse, als sich die schmeichelnden Stimmen der Geigen eindringlich machen, entsinkt die Näharbeit, das Buch den Händen; die Blicke kehren in die Gegenwart zurück und, erst widerstrebend, dann hingebend, lauscht das tränenmüde Herz der alten Zaubersprache, der Musik.

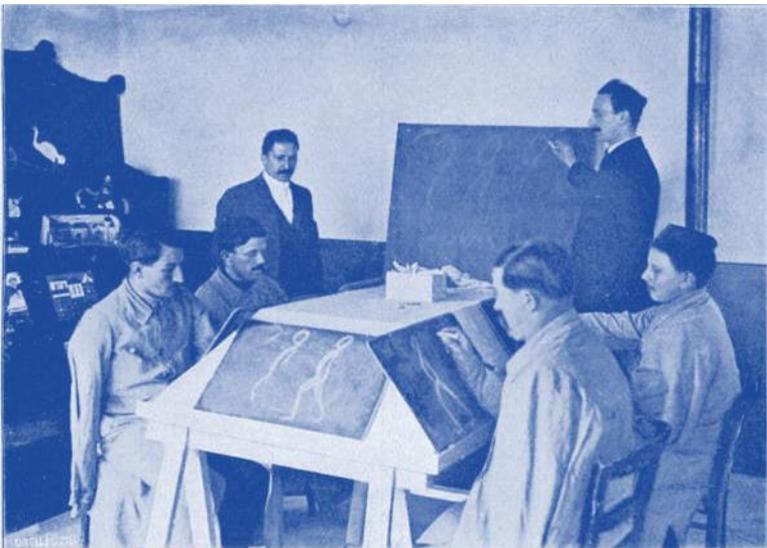
Die Stimmung bleibt auch in den Viertelstunden gedämpft, wo die Menge der Wassertrinker nach den Quellen strömt, um sich von der «Donneuse», wie die dienstbare Rebekka hier genannt wird, das heisse Glas reichen zu lassen. Die Begrüssungen vollziehen sich diskret und unter Vermeidung jeder unvorsichtigen Frage, die ein schlummerndes Weh auf rühren könnte. Der Reiche ist nicht mehr chokiert, mit dem Armen in einer Reihe zu warten; am Abend, wenn die schönen Frauen bei dem Schein der Bogenlampen auf der Veranda sitzen, ist es, als ob die Zaungäste draussen um sie den Ehrenkordon bildeten und sie beschützten. Neben der Aristokratie ist das mittlere Bürgertum über Erwarten zahlreich vertreten, die Leuten sind ihrer Gesundheit die jährliche Trinkkur an der Grande Grille oder der Source de l'Hôpital schuldig und wollten sie auch im Kriegsjahr nicht versäumen, denn «wer weiss wie lange es noch dauern wird!». Bleichsüchtige junge Mädchen, mit dem Trinkglas im Réticule, promenieren an der Seite ihrer Eltern, wie denn überhaupt die Familien nur noch Töchter zu haben scheinen. Auf der Treppe vor dem Thermalbad

sieht man Soldaten am Stocke humpeln, die Heilung von den im Felde geholten Rheumatismen suchen.

So hatte Vichy trotz den ungünstigen Zeitläufen und der allgemeinen Geldknappheit seine «Saison», und kamen auch die Inhaber der teureren Kaufläden nicht auf ihre Rechnung, so zog anderseits die Anwesenheit mehrerer Tausend militärischer Rekonvaleszenten die Übersiedelung zahlreicher Familien aus allen Teilen Frankreichs nach sich, die Verdienst unter die einheimische Bevölkerung brachten. Diese Rekonvaleszenten, von denen nur ein Teil die Sprudel benützt, und die in erster Linie der ausgezeichneten Verpflegung wegen nach Vichy evakuiert wurden, leben meist getrennt von den Badegästen; man sieht sie tagsüber am Ufer des Allier mit Leidenschaft dem Angelsport huldigen oder auf den schattigen Parkwegen am Arm eines Kameraden Gehversuche machen, während sie abends in den Korbstühlen der Luxushotels selbstzufrieden eine Zigarette rauchen und gegenseitig ihre Kriegserlebnisse austauschen. An den militärischen Festen dagegen, an den Ordensverleihungen oder der Siegesfeier der Marne, sind sie die Hauptpersonen von Vichy, und Einheimische und Fremde wetteifern in Aufmerksamkeiten an ihre Adresse und machen sie zum Gegenstand ihrer patriotischen Kundgebungen. Dann sind jeweilen die Kastanien um den Musikkiosk mit bunten Fahnen geschmückt, die Boy-Scouts als die Vaterlandsverteidiger von morgen, die Veteranen aus dem Siebziger Kriege, als das Frankreich von gestern, marschieren auf; in zwölf und mehr Reihen sitzen die glorreichen Verwundeten, denen der Kommandant unter Namensaufruf die Verdienstmedaille oder die Croix de Guerre anheftet. Ringsum bildet das Volk den Rahmen, im Hintergründe halten sich die Krankenschwestern, ein Zug Infanterie präsentiert das Gewehr. «Im Namen des Präsidenten der Republik und der mir übertragenen Vollmacht schlage ich zum Ritter der Ehrenlegion. . tönt die energische Soldatenstimme durch die morgendliche Stille. Durch das Laub der Bäume fällt die Sonne und lässt den Degen glitzern, den der Offizier über die Schultern des Dekorierten schwingt, das Orchester setzt mit der Marseillaise ein, während die Zuschauermenge in spontanen Beifall ausbricht. Der Akt ist in seiner fast ländlichen Einfachheit ergreifender noch als die pompöse Zeremonie in den Pariser Invaliden. Dort der grosse historische Rahmen mit dem Standbild Napoleons, hier eine Stätte des Friedens, der Lustbarkeit, der bürgerlichen Weiterexistenz. Muss da der Krüppel, wenn er sich erhebt, um für den verlorenen Arm, den gelähmten Fuss, das zer-



Die Ankunft der Kriegsinvaliden aus Deutschland.



Die Erziehung der Einarmigen.

schmetterte Auge ein buntes Bändchen entgegenzunehmen und einen Augenblick lang als ein Held gefeiert zu werden, nicht doppelt die Leere fühlen, die dann um ihn sein wird, wenn der Krieg wieder dem Alltag Platz gemacht hat? Und doch – keiner unter diesen Braven, der in diesem Augenblick nicht höchstes Glück empfände und den Sinn seines Lebens gerade in jener Verstümmelung erblickte, die uns Zuschauern – weil wir es nicht besser verstehen – nur Mitleid einflösst!

An der Table d'hôte des Astoria Palace Hôtel, das neben dem Majestic allein für den Fremdenverkehr offen blieb, während die übrigen Hotelpaläste sämtlich die Aufschrift «Hôpital auxiliaire militaire» tragen, fanden wir die Reste jener internationalen Gesellschaft, die bei Kriegsausbruch in allen Windrichtungen auseinandergestoben ist. Das luxuriöse, geniesserische Ambiente ist dasselbe geblieben: da sind die reichen alten Herren mit den schönen jungen Frauen, wo man nie klug wird, ob es ihre Gattinnen oder ihre Töchter sind; da ist die unabhängige Künstlerin, die inkognito und allein zu reisen beehrt; da ist der Globetrotter, der heute in Vichy und morgen in Moskau oder San Franzisko auftaucht; da ist der reiche Russe, der den Krieg im Ausland überdauert und Hervés «Guerre Sociale» Rest. Von Fürstlichkeiten weilt Kronprinz Danilo von Montenegro, der unter dem Titel eines *Duc de Bar* reist, in Vichy, um sich von den Strapazen des Feldzuges zu erholen. Das Kellnerpersonal ist improvisiert, nur der Portier aus Luzern hat ausgehalten mit einer Standhaftigkeit, die seiner Vorfahren, die die Tuilerien verteidigten, würdig ist.

Die Schule der Kriegsinvaliden

LYON, Herbst 1915.

Die Stadt Lyon hat als erste in Frankreich das Problem der Kriegsinvalidenerziehung praktisch zu lösen gesucht. Seit Dezember 1914 öffnete sie den verstümmelt aus dem Kriege heimkehrenden Soldaten eine Schule, wo diese unentgeltlich einen Beruf erlernen können, der ihnen nicht nur ein Auskommen ermöglicht, sondern auch ihre Invalidität vergessen lässt. Dass sie gleich Schüler fand, ist keineswegs so selbstverständlich, wie dem Fernstehenden scheinen will – leben doch im französischen Volke tief eingewurzelte Traditionen über die Kriegsinvalidenversorgung. Erhebt sich

nicht in Paris der prächtige Palast der Invaliden, den der Vater am Sonntag seinen Kindern zeigt, die ordenbehangenen Insassen ihrer vaterländischen Verehrung empfehlend. Seit den Zeiten Ludwigs XIV. betrachtet es die Nation als ihre Pflicht, den Braven, die ihr Blut für sie vergossen haben, ein sorgenfreies Dasein zu sichern; von Trophäen umgeben, die Hüter der Asche Napoleons, sind sie gleichsam die Verkörperung des militärischen Ruhmes Frankreichs. Und wer in den weiten Räumen nicht Platz findet, hat er nicht Anspruch auf einen Posten als Denkmalswächter, als Bureau-diener in der staatlichen Verwaltung oder zum mindesten auf eine Pension, die ihm sorgenfrei in seiner Familie zu leben ermöglicht?

Diese gefährlichen Illusionen beizeiten bekämpft und auf das Unsoziale der bisherigen Invalidenversorgung hingewiesen zu haben, ist das Verdienst von Bürgermeister *Herriot*, der den Grundsatz aufstellte: der Krieginvalide von 1915 soll aufhören, ein ruhmreiches Museumstück, ein bequemer Nichtstuer, oder ein verdriessliches Familienanhängsel zu sein, er soll darnach streben, auch mit verminderten körperlichen Fähigkeiten ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Anpassung und Übung bilden das Geheimnis, aus dem Krüppel den ganzen Menschen wieder zu machen, der er vor dem Kriege war und der imstande ist, eine Familie zu gründen.

Heute stehen den an Arm oder Bein amputierten Soldaten, wenn sie aus dem Spital entlassen werden oder aus deutscher Kriegsgefangenschaft kommen, in einer Reihe von Städten wie Bordeaux, Marseille, Paris, Bourges, Nancy, Saint-Etienne, Toulouse, Clermont-Ferrand, Montpellier, Nîmes unentgeltliche Erziehungsanstalten offen, die nach dem Lyoner Vorbild eingerichtet sind. Dutzende von Berufen werden den Einarmigen erschlossen, manueller wie geistiger Art; nützliche Gewerbe den Stelzfüßsen gelehrt, damit sie nicht, wie auf den alten Gravüren, mit der Mütze in der Hand ihr Brot erbetteln müssen. Was seinen besondern Reiz dieser Schulen der Zwanzig- und Dreissigjährigen ausmacht, das ist das Emporsteigen von grober Körperarbeit zum Handwerk, von manueller Betätigung zum geistigen Beruf. Wir wollen nicht behaupten, dass damit immer eine soziale Verbesserung verbunden sei, der Bauernsohn bliebe besser beim Pfluge als zum Flickschneider zu werden; aber wer den Lerneifer der kaufmännischen Klassen sieht, wo ehemalige Ackerbauer, Bergleute, Fabrikarbeiter sich in Buchhaltung und fremde Sprachen einarbeiten, glück-

lich, einen Traum ihrer Jugend nachträglich noch erfüllt zu sehen, lässt den Philosophen recht behalten, dass es kein Unglück ohne Wohltat gibt. Man fühlt, wenn man selbst ein Arbeiter des Geistes ist, etwas wie freudigen Stolz darüber, dass die Welt der Gedanken die Macht hat, den körperlich Elenden zu befreien und über sich emporzuheben. ...

An einem dieser sonnigen Herbsttage, die die Kriegsmüdigkeit der Völker in sich zu tragen scheinen, betreten wir die traulichen Räume der Invalidenschule, die der Maire von Lyon in einem ehe maligen Kloster der Rue Rachais installiert hat. Direktor ist ein vertriebener Belgier, der als Leiter der Invalidenschule von Charleroi bereits die nötige Erfahrung mitbrachte. Eine Hauptbedingung für den Erfolg eines solchen Unternehmens, meint Herr Bazègue, ist Sorgfalt bei der Aufnahme der Zöglinge und bei der Wahl des Berufes. Ohne ernsthaften Arbeitstrieb, ohne Mut und Ausdauer von Seiten des Schülers ist alle Liebesmüh eines Lehrers umsonst. Persönliche Unterhaltungen mit dem Kandidaten, ein kürzerer Aufenthalt bei den Seinen gehen dem Eintritt in die Schule voraus. Die Ausrüstung mit dem orthopädischen Apparat, den der Staat liefert, braucht nicht abgewartet zu werden, im Gegenteil, erst die praktische Ausübung des künftigen Berufes gibt dem Invaliden wie dem Bandagisten die nötigen Fingerzeige für die Konstruktion der Hilfsapparate. Es ist vorauszusehen, dass nach diesem Krieg der menschliche Erfindungsgeist sich mit Eifer dem Gebiet der Orthopädie zuwenden und in der Herstellung künstlicher Gliedmassen Wunder vollbringen wird, von denen wir Zeitgenossen uns nur eine blasse Vorstellung machen können. Die Erlernung eines Berufes hat für den Kriegsinvaliden keineswegs den Verlust der gesetzlichen Pension zur Folge, wohl aber kann er auf eine sichere Placierung im bürgerlichen Leben rechnen, die ihm die Schule vermittelt. Die Zahl der Schüler, die beständig anwächst, beträgt gegenwärtig 180, dazu kommen noch gegen hundert Insassen der Dependance von Tour viele.

Zwei Drittel der Zöglinge der Rue Rachais gehören der kaufmännischen Abteilung an, deren Unterrichtslokal wir betreten. Es sind durchweg junge Leute zwischen 20 und 30 Jahren, die sich als Geschäftsreisende, Buchhalter, Korrespondenten ausbilden; ihr Geschäftshaus, wo sie früher in einem manuellen Beruf tätig waren, hat ihnen in der Regel einen Platz im Bureau versprochen. Mit Eifer sind die Einen über ihr Schreibheft gebeugt und üben sich in linkshändiger Kalligraphie. Die Sache soll einfa-

cher sein, als wir Rechtshänder uns vorstellen; «in drei Monaten – so versichert mir ein kleiner Chasseur – schreiben wir Ihnen den schönsten Kurrentbrief!» Andere tippen mit einem Finger auf der Maschine, die sich ja schon heute speziell für Einhändige konstruieren lässt. Die am Bein Amputierten brauchen sich bei diesen Fingerfertigkeiten nicht lange aufzuhalten, sie üben sich in Stenographie und studieren Engsch oder Russisch. Auf allen Gesichtern leuchtet jugenhafte Freude, so wenigstens kam es uns vor inmitten dieser Schulbänke, Wandkarten und Schreibhefte, die uns in die eigene Schulzeit zurückversetzten.

Die folgende Gruppe, die über einiges ästhetische Talent verfügen muss, ist diejenige der Spielzeugfabrikanten. Ein Sergeant führt uns die einzelnen Kunstwerke vor. In bunten Farben lehnen sie an der Wand, der rote Zuave, der gelbe Tommy, der Kosak auf dem Schaukelpferd, die Elsässerin in der Flügelhaube! Ein Lyoner Bazar hat grosse Bestellungen in Holz- und Kartonfiguren gemacht, mit denen man die Nürnberger Zinnsoldaten aus dem Felde schlagen wird, wie man es mit den wirklichen an der Marne getan hat. Die Idee stammt von Bürgermeister Herriot, der die deutsche Spielzeugindustrie nach Frankreich verpflanzen will. Der folgende Raum, wo man uns mit fröhlichem Gesang empfängt, ist die Werkstätte der Buchbinder, die im Heften, Binden, Falten, Numerieren bereits ihren Mann stellen, wie die mir mit Stolz vorgezeigten Rechenbücher und Tabellen dartun. Ob sich dieser Beruf wirklich für Einarmige bewährt, hängt von den zu erfindenden Hilfsapparaten ab; die Art, wie mehrere beim Schneiden oder Pressen ihren Stummel oder den ganzen Brustkasten zu Hilfe nahmen, machte einen bemühenden Eindruck. Die Kunst der Berufswahl besteht darin, dass dem Lehrling seine körperliche Unvollkommenheit möglichst wenig zum Bewusstsein gelange.

Die Mehrzahl der manuellen Berufe ist in der Rue Tourvielle in Saint-Just, einer Vorstadt im Westen Lyons, untergebracht. Das um das kommunale Ökonomiegebäude liegende Land wird von den Gärtnern für Blumen-, Gemüse- und Baumkultur vorbereitet. Wenn man die sonnenverbrannten Burschen in der blauen Schürze und den breiten Strohhüten bei der Arbeit sieht, schwindet die Vision des Krieges völlig hinter derjenigen friedlichen Landlebens. Nur wenn sie über den Rasen eilen, erschrickt man über das Grotteske ihres Ganges und wird sich des Elends bewusst, das sie hierhergeführt. Die Psychologie des amputierten Kriegers unterscheidet sich von derjenigen des geborenen Krüppels, da ersterer von seinem Mangel als ei-

ner Ehre spricht und durch indiskrete Fragen weniger verletzt wird. So erzählen uns die Invaliden, dass zur Ausübung des Gärtner-, Schuhmacher- und Schneiderhandwerks die Hände unentbehrlich sind und wir hier den Grossteil der Stelzfüsse finden. Die Beliebtheit des Schusterberufes, den die meisten Bauern ergreifen, obwohl ein am Oberschenkel amputiertes Bein ein ernstes Hindernis darstellt, erklärt sich aus der Möglichkeit, denselben zu Hause in der Familie und ohne grosse Installationskosten auszuüben. Da zeigt uns ein Südfranzose seinen ersten Damenschuh, mit dem er sicherlich das Herz eines Aschenbrödels gewinnen wird, wenn es erst soweit ist, dass man ihn als fertigen Schuster in seine Heimat entlässt. Ein starkes Kontingent stellen die Schneider, die das Stadtleben vorziehen. Die Schreiner haben sich ihre Hobelbank selbst hergestellt und möblieren, bis Aufträge von auswärts kommen, Schlafsaal und Refektorium ihrer Kameraden, die – es müsste nicht eine Schöpfung Herriots sein – nach allen Regeln der Hygiene angelegt sind. Auf den Tischen stehen noch die Blumensträusse vom ländlichen Festmahl, zu dem sich Herr und Frau Bürgermeister und der – Kabarett­sänger Fursy aus Paris eingefunden hatten. Jeder Zögling erhielt eine Tabakspfeife zum Geschenk und für einen Abend lang war die Fröhlichkeit, die echte *gaîté française* Königin.

Sie ist in trüben Tagen die wahre Trösterin und Sorgenbrecherin für diese Kriegsinvaliden, die wieder zu volltichtigen Kämpfern im friedlichen Wettkampf werden möchten. In der Einsamkeit und gesundenden Atmosphäre des Landlebens hat mehr als einer seinen neuen Lebensplan schon fertig aufgerichtet. «In die Stadt, wo man mich als fröhlichen Burschen gekannt und wo man nur Mitleid für mich hätte, kehre ich als Man­chot nicht zurück; von vorn will ich mein Leben beginnen, unter fremden Menschen mir aufs Neue Achtung und Liebe erwerben», so hatte zu mir einer gesagt, und ändern hatte ich dasselbe nachgeföhlt. Man könnte es als Bauherrnspruch über die Lyoner Kriegsinvalidenschule setzen, dieses stolze «*Vita nuova!*»

Neuntes Kapitel

FREMDE GÄSTE

Die Engländer in Frankreich

BOULOGNE, im Sommer 1915.

Wer von Amiens nach Boulogne fährt, gewahrt vom Wagenfenster aus eine Reihe von Zeltlagern, die sich den Flussmündungen entlang ziehen oder in die Dünenlandschaft eingebettet sind. Um die Abkochfeuer kauern die elastischen Gestalten der «Tommies», hemdärmelig und die Mütze im Nacken, während an der Peripherie des Lagers eine Schildwache mit geschultertem Gewehr auf- und abgeht. Etwas abseits befindet sich ein freier Platz, wo sich eine Gruppe von Football- oder Cricketspielern im Scheine der untergehenden Sonne tummelt, während die Umstehenden mit der Pfeife zwischen den Zähnen wortlos zusehen. Am Horizont schimmert der Meeresspiegel, die Silhouette eines Leuchtturmes reckt sich empor und das verkrüppelte Nadelholz der Dünen wirft seine grotesken Schatten. Man fühlt sich an eine ferne Küste entrückt, jungfräuliches afrikanisches Land, auf das das Expeditionary-Corps eben seinen Fuss gesetzt hat ...

Die alte französische Hafenstadt Boulogne hat sich völlig den Zeitläuften angepasst, Strassen und Plätzen drückt der britische Bundesgenosse den Stempel auf, zahlreiche Aufschriften lauten englisch, in den Cafés und Restaurants dominiert das Khaki, Gruppen von Tommies stehen vor den Schaufenstern und scherzen mit den hübschen Boulogneserinnen. Es ist englische Fröhlichkeit und englischer Humor, das geschäftig-behagliche Treiben einer Provinzstadt überm Kanal an Weekend. Bis auf das Kupfergeld, das man ausgehändigt bekommt, hat sich die Stadt die Invasion gefallen lassen. Bekanntlich wurde Boulogne zu Beginn des Krieges von den Engländern als Ausschiffhafen für ihre Kontinentalarmee gewählt. Als Ende August die Deutschen gegen Arras vordrangen und sich anschickten, Amiens zu besetzen, musste sämtliches auf der Linie Paris-Boulogne liegende Rollmaterial mit den Vorräten der englischen Armee nach Süden abtransportiert und die Ausschiffstelle nach Saint-Nazaire an der Mündung der Loire verlegt werden. Le Mans bildete während jener Periode die vor-



Das Stadthaus von Arras im Februar 1916.

geschobene Basis für den Nachschub, bis Boulogne seine Rolle wieder übernehmen konnte.

Eine sternhelle Nacht. Draussen auf der Reede liegen im Halbkreis die Wachtschiffe, ausgediente geschwärzte Dampfer, die mit ein paar Kanonen armiert sind. Ein schlankes Torpedoboot geht auf Patrouille aus, die Leuchtfeuer sind gelöscht und der Hafen mit seinem Gewirr von Masten liegt im tiefen Dunkel. Plötzlich flammt ein Licht auf: ein Highland-Regiment ist von Dover angekommen und formiert sich zum Marsche, um in derselben Nacht nach der Front abzugehen. In langen, stramm ausgerichteten Kolonnen stehen die hochgewachsenen Burschen im grellen Licht der Azetylenflammen, die ihr malerisches Kostüm noch phantastischer erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist. Über das farbige Röckchen, den Kilt, tragen sie den braunen Khakischutz, und nur an der koketten Policemütze mit den hängenden Bändern sind schottisch-bunte Farben sichtbar. Die Unteroffiziere mit dem Stock in der Hand und dem Tornister auf dem Rücken schreiten die Front ab, während es schrill durch die Nacht schallt: One, two, three, four, five, six ... Im Umkreis steht das Volk und sieht aufmerksam zu, und die Frauen haben zärtlich-mitleidige Bücke für die hübschen Boys, die aus ihrem fernen Hochland kamen und eine Braut zurückhessen, um auf den Schlachtfeldern Frankreichs zu sterben. «Vive l'Angleterre», «Good Luck», «Vive la France» ruft es durcheinander, die Lichter erlöschen, und über das Pflaster der schlafenden Stadt verklingt der elastische Schritt der ins Feld ziehenden Marschkolonnen.

Je näher wir der Front kamen, desto ausschliesslicher gab sich englisches Wesen auf Strassen und in Städten zu erkennen. In St. Omer, der alten Festung, die Marlborough belagerte, befindet sich das Hauptquartier der Armee General Frenchs. Das saubere Städtchen, das durch seine Kanäle und Schleusen an die Wasserkante versetzt und in dessen Strassen der Londoner Bus zu Hause ist, wimmelt von braunen Uniformen und wiederhallt von den Hupen der Offiziersautos. Als wären sie in ihren Klubs, so verkehren in den Gasthäusern die Offiziere aller Waffengattungen und Grade, deren Unterscheidung für den Fremden ein Ding der Unmöglichkeit ist. Nur zuweilen taucht die elegante Silhouette eines französischen Kollegen in ihrer Mitte auf, gewöhnlich ein Offizier-Interprète oder ein Officier de Liaison, welcher der hier befind Uchen Mission angehört. Sonst sind die Engländer Herren und Meister der Stadt und sie deuten es

an durch Englisch abgefasste «Notices» an den Strassenecken. Wir tun einen Blick in die Schaufenster der Läden und begegnen neben Oxford-Cakes, Marmeladen und Südfrüchten zahlreichen schweizerischen Produkten, so unsern sämtlichen Schokolademarken, die man sonst vergeblich in einer französischen Provinzstadt sucht. Das Verhältnis zur Bevölkerung ist ein freundschaftliches, wenn auch die «Okkupation» mancherlei Unbequemlichkeiten mit sich bringt, vor allem das strenge Polizeiregiment und die hochgeschraubten Wohnansprüche der Engländer.

Auf den Strassen von St. Omer nach Bailleul und Béthune rollt sich das Bild der Armeedienste hinter der Front ab, wie wir es auf den Strassen des Artois für die französische Armee beschrieben haben. Deutlich spricht aus den endlosen Trainkolonnen der Engländer deren stärkeres Bedürfnis nach Emanzipation von den Bedingungen des Landes und eine Betonung des Komforts, der auch im Felde nicht fehlen darf.

Die Boxes der englischen Konserven- und Biskuitfabriken türmen sich auf den Lorries (Lastautos), die in unübersehbarer Länge den Fuss-truppen folgen. Wir kreuzen mehrere Ambulanzen, die aus der Gegend von Ypern kommen und volle Fracht haben; sie gehören der «British Red Cross Society» und «St. John's Ambulance Association» an, den beiden grossen englischen Sanitätsvereinigungen. Dann ein Linienregiment, das die Feu-ertaufe noch nicht empfangen hat und fröhlich vorbeimarschiert, als ginge es auf den Exerzierplatz von Aldershot. Das Lied von «Annie Laurie» oder der Tipperary-Marsch tönt aus den Reihen. Die bartlosen geröteten Ge-sichter unter den flachen Mützen lachen uns an mit blitzenden Zähnen, während die vom Sport gestählten Glieder, die in der kleidsamen und prak-tischen Uniform ihre natürliche Beweglichkeit nicht verloren haben, die Gesundheit von Englands Jugend verkünden. Viele haben es sich bequem gemacht und den Rock aufgeknöpft, so dass die sonnenverbrannte Brust sichtbar wird. Andere tragen das Gewehr mit dem Kolben nach oben, als ginge es auf die Jagd, oder die Mütze sitzt ihnen sorglos im Nacken; nir-gends die Spur von einem Drill.

Und doch stellen die englischen Soldaten ihren Mann, wo es ernst gilt. Keine zwei Stunden von hier entfernt tobt die Schlacht. Wir fahren durch Hazebrouck und Bailleul, wo sich das erste grosse Lazarett hinter der Front befindet. Dieses flandrische Städtchen, das dicht an der belgi-schen Grenze südöstlich der grünen Hänge von Cassel gelegen ist, bietet

Hunderterten von Schwerverwundeten ein Asyl, die hier auf die Möglichkeit zum Weitertransport oder auf die Erlösung von ihren Leiden harren. Geführt von einer Gruppe englischer Ärzte, betreten wir das in einer französischen Privatschule improvisierte Feldspital, wo zu unsern Füßen die Verwundeten auf Tragbahnen liegen, noch mit zerrissenen Kleidern, um den Kopf den blutigen Verband, die zerschmetterten Glieder in hölzerne Schienen gespannt. Viele liegen regungslos da, andere wälzen sich im Fieberdelirium, einzelne stöhnen laut auf. Eine Vision des Schlachtfeldes, wie sie vor unserm Auge nicht realistischer erstehen könnte. Sie kommen von den furchtbaren Kampffeldern Yperns, die Kanadier, die schottischen Hochländer, die Riflemen der Cavans Brigade. Ein bildhübscher blonder Bursche streckt uns die Hand entgegen, ein wimmerndes Fare well! ist alles, was er sagen kann.

Den Wänden entlang hängen Heiligenbilder, eine Karte von Frankreich mit grossgedruckten Lettern lenkt die Blicke der Fiebernden auf sich, die sich in diesem ungewohnten Milieu doppelt fremd fühlen müssen. Ein kleiner Raum neben dem Klassenzimmer, der dem Lehrer gedient haben mochte, ist zum «Operating Theatre» eingerichtet, wo Sir Willmoth Haringham, der bekannte Londoner Chirurg, seine Kunst ausübt. Draussen im Hofe hat man ein halbes Dutzend Schwerverwundeter, die sich nicht mehr rühren, in die Sonne gelegt, damit sie ihnen neue Lebenskraft einflösse, wo ärztliche Kunst nichts mehr vermag ... Noch tagelang verfolgt mich das Bild der von Verwundeten überfüllten Säle, wo sich die einen mit übermenschlicher Anstrengung vom Boden aufrichteten, uns starr anblickend, als wären wir gekommen, von ihnen Abschied zu nehmen, die andern in antiker Grösse sich stumm in ihren Schmerz einhüllten, um als stolze Briten zu sterben. «Suffering humanity» hatte zu mir wehmütig ein ergrauter Offizier gemeint. Wie wahr dünkte mich dieses Wort, und wie brachte es mir all das Unrecht zum Bewusstsein, das die Welt an Englands «Söldnerheer» begangen.

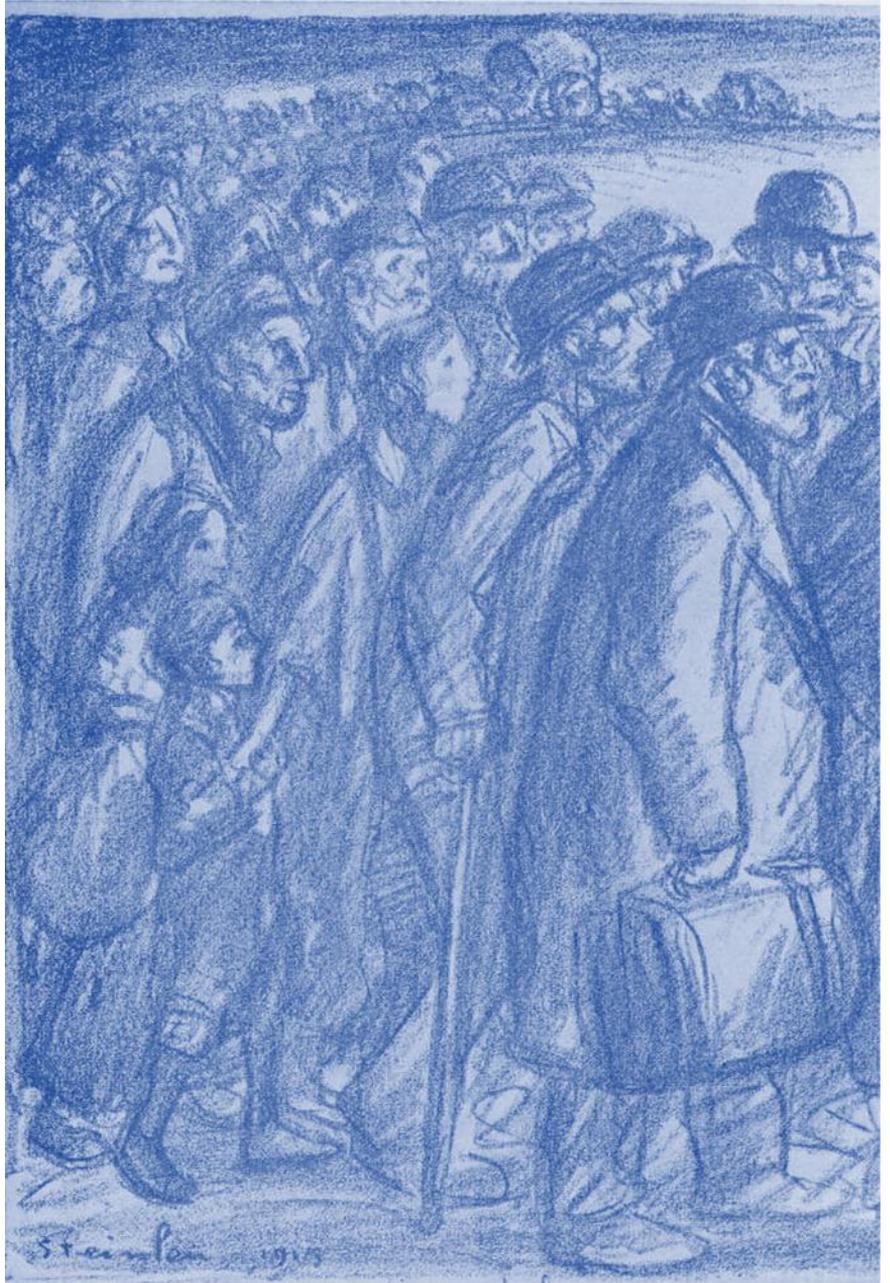
An der flandrischen Küste

DÜNKIRCHEN, im-Sommer 1915.

Die Nacht in Calais war kalt und windig gewesen. Die Bise, die vom Meere her blies, bauschte die schwarzen Vorhänge, mit denen mein Hotel-

zimmer verhängt war, tiefes Dunkel lagerte über der Zitadelle und den Hafenbassins. Drüben wachte England, das fieberhaft geschäftige und willensstarke, mich dünkte, ich sähe seine rauchenden Fabrikschlote und Hochöfen. Nur die Manche hatte etwas Feindseliges, Lauerndes, und lange nach Mitternacht noch stand ich am Fenster gelehnt, wie in der Erwartung eines abenteuerlichen Geschehens.

In der Morgenfrühe holte mich ein Militärauto ab, um mich meinen Reisegefährten, vier amerikanischen Journalisten, zuzuführen. Die Fahrt ging über ein flaches, von Kanälen und Dämmen durchzogenes Land, wo am Weg die Windmühlen ihre Flügel drehten und die Heide vom Ginster leuchtete. Kleine niedere Bauernhäuser lagen über die Ebene zerstreut, sie flogen an uns vorüber, denn durch die schnurgeraden Pappelalleen sausten wir mit 80 Kilometer die Stunde, nur dann und wann angehalten von einem belgischen oder französischen Posten, der mit gefälltem Gewehr oder einem roten Fähnchen auf uns zutrat und das Passwort verlangte. Denn hier befanden wir uns im Operationsgebiet der Belgier; ihre Verpflegungskolonnen, Radfahrertrupps, Ambulanzen gaben der Heerstrasse das Gepräge. Zwischen Nieuport und Dixmuiden halten sie sich an ihren letzten Fetzen Landes angeklammert, nicht willens, ihn jemals preiszugeben. «Wenn Sie wüssten, mit welcher Liebe wir an diesem überschwemmten unglücklichen Stück Erde hängen, wie uns jeder Meter, den wir verlieren, in die Seele schneidet und in uns rasendes Rachegefühl weckt», meinte zu mir ein flämischer Soldat, «Sie würden verstehen, was belgischer Patriotismus heisst!» Überall, wo wir mit Belgiern ins Gespräch kamen, fiel uns die gehobene Stimmung von Mannschaften und Offizieren auf. Alle Unterschiede zwischen Flämen und Wallonen scheinen vor der Not des gemeinsamen Vaterlandes vergessen zu sein; und die jüngste Jahresklasse, die teils aus Belgien, über Holland, teils aus England und Frankreich in Havre zusammengeströmt ist, kämpft heute Schulter an Schulter mit den sechzigjährigen Veteranen, wie sie Lüttich, dieses Zentrum des belgischen Patriotismus, nach dem Falle noch dem König scharenweise sandte. Wenn Michelet einst schreiben konnte: «L'âme de la République était dans les camps», so darf der zukünftige Historiograph Belgiens mit gutem Rechte die Armee König Alberts als das unbesiegt gebliebene Vaterland feiern. Gestern sind uns die letzten Eisenbahnzüge mit Flüchtlingen aus Ypern begegnet, nun gibt es gerade noch einen belgischen Ort, der nicht in der Gewalt des Fein-



Les Réfugiés de la Meuse

D'après la lithographie originale de M. Steinlen, Pi



Flüchtlinge aus der Maas.

Editions «La Guerre», 110 avenue Vidor Hugo, Paris.

des oder seiner Kanonen ist, La Panne, und die belgischen Soldaten an der Front nennen ihn scherzweise: «La Panne, Capitale de la Belgique» ... Sanken auch Belgiens Festungen in Trümmer, an der Iser erstand dem Eroberer ein Bollwerk, das seine Anstürme nicht zu brechen vermochten.

Den letzten Teil meiner Fahrt machte ich in Gesellschaft zweier Freunde, eines flämischen Bauernsohnes, der aus einem Erholungsurlaub nach Steenstraete zurückkehrte, wo er das Opfer einer Gasvergiftung geworden war, und eines wallonischen Ingenieurs, der beim 9. Linienregiment steht. So verschieden ihre Temperamente, ihr Bildungsgang, ihre Weltanschauung waren, der Krieg hat sie zu unzertrennlichen Kameraden gemacht; spricht der letztere das gutturale belgische Französisch, so hört man beim ersteren deutlich den schwerfälligen flämischen Akzent heraus; aber in ihren Augen glüht dieselbe Flamme des Zornes und der Begeisterung. Sie waren mir ein lebendiges Symbol ihres Landes, und ich wünschte mir, dass die verschiedenen Rassen der Schweiz in der Stunde der Gefahr auch so gut sich verstehen und einander Freund sein würden, wie diese beiden Belgier, die beim Scheine der untergehenden Sonne zufrieden ihr Kommissbrot teilten.

Die Bewachung der Nordseeküste und die Verteidigung Nieuports Hegt nicht belgischen Truppen ob, sondern der Aimee des Generals D'Urbal, ebenso wie französische Kontingente südlich Dixmuiden die Liaison zwischen der belgischen und englischen Armee, die bei Ypern steht, bilden. Gravelingen, unter dessen Mauern einst Graf Egmont die Franzosen geschlagen, und dessen sternartig gezackte Wälle noch heute von der Festungskunst Vaubans zeugen, hat bretonische Besatzung, während gegen Nieuport hin afrikanische Tirailleurs liegen. Wir nähern uns Dünkirchen, der Vaterstadt Jean Barts, das am selben Morgen von einer feindlichen Fernbatterie bombardiert worden ist. Auf dem Rathaus weht die weissblaue Fahne, das Zeichen, dass Gefahr besteht und die Bürgerschaft gut tut, sich in den Kellern einzurichten. Es war morgens 8 Uhr, als wir durch das altertümliche Stadttor fuhren; die Frauen besorgten wie zu Friedenszeiten ihre Markteinkäufe und der Briefträger ging von Haus zu Haus. Auf dem grossen Platze, wo das Denkmal des Korsaren steht, streckten die

Gassenjungen ihre Nasen in die Luft, um der Beschiessung einer «Taube» zuzusehen. Die Schrapnells platzten auf allen Seiten und umgaben das feindliche Flugzeug mit einem Kranz weisser Wölkchen. Um den Bahnhof hatten sich die Neugierigen angesammelt, und musterten mit ernsten Blicken die kellertiefen Löcher, die die feindlichen Granaten aufgewühlt. Schümmer als in Dünkirchen sah es in dem benachbarten Städtchen Bergues aus, das als belgisches Verpflegungszentrum eine Reihe eiserner Grüsse von einer schweren Batterie bei Dixmuiden empfangen hatte. Ein halbes Dutzend friedlicher Wohnhäuser lagen zertrümmert, als ob eine wütende Titanenfaust dareingefahren wäre, der prächtige flandrische Beffroi war dabei wie durch Wunder verschont geblieben. Auf einer Marmortafel lesen wir den Namen Lamartines, der Député von Bergues gewesen ist, und diese Reminiszenz bedeutet den denkbar schmerzlichen Kontrast zur rohen, sinnlosen Wirklichkeit, deren Zeuge wir sind. Da standen die Leute stumm und verängstigt vor dem Schutthaufen, der ihre Habe barg, und sie drehten den gezackten Stahl in der Hand, den ihnen deutsche Ingenieurkunst herübergeschleudert. Der Gemeinderat hatte sich in schwarzem Rock und Zylinder auf dem Marktplatz versammelt und bot ein Bild der Ratlosigkeit und Betroffenheit, wie man sie nach einem unerwartet eingetroffenen Todesfall beobachtet, während draussen auf der Landstrasse sich langsam ein Zug von Auswanderern bildete: Mütter mit Kindern auf dem Arm, das älteste eine Schachtel oder ein Wäschebündel hinter sich herschleppend, alte Männer im Sonntagsstaat mit schwarzer Halsbinde umgetan, am Stock wankende Greisinnen, die wortlos, ohne eine Träne im Auge, der Heimat den Rücken kehrten. Heiss brennt die Sonne über das flache Land, verschlafen stehen die Bauernhäuser am Wege, während sich am Horizont die weissen Dünen hinziehen. In das eintönige Lied der Brandung mischt sich der dumpfe Bass der Kanonaden. Nordseestimmung, wie sie im Liederzyklus Heinrich Heines noch fehlte ...

Marseille

Im Frühjahr 1916.

In Marseille empfand ich zum erstenmal das Völkerverbindende, das neben so vielem Trennenden im Worte Weltkrieg liegt; die geographi-

schen Begriffe «Kolonialreich», «Imperium» konkretisieren sich hier zu einem kaleidoskopartigen Schauspiel, das an die biblische Legende erinnert. Hat Michelet Marseille die «Pforte des Orients» genannt, so lässt es sich heute mit einer Kaserne der aussereuropäischen Hilfsheere vergleichen. Die Araber Nordafrikas und die Neger des Senegal, Malgaschen, Anamiten und die Insulaner der Martinique bevölkern heute die Strassen Marseilles neben den Australiern, den Neuseeländern, den Hindus.

Marseille hat alle diese Völker mit der ihm eigenen Gastfreundschaft aufgenommen und was den Besucher am meisten frappiert, das ist die Natürlichkeit, ja Selbstverständlichkeit, mit der sich alles in sein Strassenbild einfügt; der Araber fühlt sich hier nicht weniger zu Hause als in seiner Kasbah; der Australier findet auf der Cannebière das Leben von Melbourne wieder; der Chinese schreitet unbeachtet durch die engen steilen Gassen der Altstadt. Den Indier wie den Senegalneger lässt die Sonne des Midi das Exil vergessen.

Diese Sonne des Midi – wer vermöchte ihren Zauber zu beschreiben! Sie ist es, die alle diese Rassen so friedlich und freundlich beieinander wohnen lässt. Das Meer und die Sonne sind die beiden Wahrzeichen Marseilles und wer sich in ihrem Banne befindet, verzeiht dem Midi so vieles. Nach sechzehnstündiger Eisenbahnfahrt auf der Hafensbrücke zu stehen und statt dem silbergrauen Nebel von Paris das volle Gold der Mittelmeersonne um sich leuchten zu sehen, versetzt ich weiss nicht auf welches ferne Friedenseiland! Das Leben ist so wohlighier und die Menschen haben eine so entgegenkommende, harmlose Art, dass man an all das Elend, das der Krieg über Europa gebracht hat, nicht denkt. Ich weiss heute, wie tief auch Marseille leidet, welche Trauer die letzten zwei Jahre über die Familien gebracht haben, welchen Schaden die Krise dem Wirtschaftsleben zufügte. Ich weiss aber auch, wie fest entschlossen man hier ist, durchzuhalten; wie alle Redensarten über die Gleichgültigkeit und den unpatriotischen Sinn des Midi Verleumdungen sind, wie grossartig diese französische Stadt die nationale Fürsorge organisiert hat.

Diese Kriegsfürsorge ist dem Charakter des Midi entsprechend nicht zentralisiert wie beispielsweise in Lyon, sondern bildet ein mosaikartiges Ensemble. Die Zahl der «Œuvres» und «Œuvrettes» ist Legion; man muss die Begeisterungsfähigkeit des Südfranzosen kennen, seine Freude am Ecclat. Der Hang Tartarins, gross zu sehen und zu übertreiben, kommt mit der

Realität des Geldbeutels zuweilen in Konflikt, und der «Unmässigkeit» im Gründen entspricht nicht immer die Unmässigkeit im Geben (um mit Alphonse Daudet zu reden). Das schliesst nicht aus, dass der Provenzale seine «petite patrie» mit ganzer Seele liebt und für sie zu jedem Opfer bereit ist. Da sind die Fürsorgewerke zugunsten der Mütter, der Kriegswaisen, der Arbeitslosen, die zahlreichen Œuvres für die Bekleidung und Beschenkung des Soldaten im Felde, des Heimatlosen, der seinen Urlaub in Marseille verbringen will, des Gefangenen. Marseille ist vor allem die Pflegemutter des Kolonialsoldaten, ihm gilt neben dem Angehörigen des 15. Armee-korps die eifrigste Sorge; Dutzende von Wohlfahrtsanstalten sind für sein leibliches und geistiges Wohl gegründet worden. Wir nennen das «Œuvre des Plastrons», das von der Gattin des Colonel Simon, des bekannten Marokkokriegers, geleitet wird. Es versorgt Zuaven, Turkos, Chasseurs d'Afrique, Spahis und wie die afrikanischen Elitekorps alle heissen, mit Wäsche und warmen Kleidern. Eine andere Schöpfung nennt sich nach dem Kriegsschauplatz Œuvre der Dardanellenkrieger, Bekleidungsinstitut für den Afrikakrieger in Flandern und passt seine Sendungen den klimatischen Bedingungen an. Hinter der Kathedrale, deren byzantinische Silhouette an den Orient erinnert, befindet sich ein Erholungsheim für Mohammedaner aus Tunis, Algier und Marokko, daneben wurde eine Schule zum «Hôpital noir» eingerichtet, wo man die dunkeln Gesichter der Senegal- und Sudan-neger aus weissen Kissen blicken sieht. Eine andere Schöpfung hat sich die Unterweisung der farbigen Soldaten im Lesen und Schreiben zum Ziel genommen.

Wie uns der Maire erzählt, hielten sich in stillen Zeiten stets 8-10,000 Mann Truppen in Marseille auf; zur Zeit der Salonikiexpedition stieg die Frequenz auf 30,000. Merkwürdigerweise ging die gleichzeitige Anwesenheit der verschiedensten Rassen und Hautfarben ohne Zwischenfälle ab; wo Strassenhändler vorkamen, spielten sie sich unter Angehörigen desselben Truppenteiles ab, etwa unter Negern verschiedener Abstammung oder Tommies, die sich um ein Mädchen stritten.

In den Soldatenheimen (Foyers du soldat), von denen wir mehrere besuchten, konnten wir am selben Tische Schwarze, Gelbe und Weisse nachbarlich verkehren sehen und die servierenden Damen (Mädchen aus der Marseiller Gesellschaft) rühmten uns die Zuvorkommenheit und die Manieren der Anamiten, die Gutmütigkeit und den kindlichen Sinn der Senegalneger.



Sanitätskolonne auf dem Marsche,



Frankreichs farbige Söhne.

Etwas ausserhalb Marseille, an den sonnigen Abhängen der Mittelmeerküste sieht man zwischen Zypressen und Pinienhainen die gelben Zeltstädte der Inder aufblinken. Inmitten einer südländischen Vegetation, die an die Jungle erinnert, unter dem Glanze der provenzalischen Sonne und umgeben vom tiefblauen Meer führen die Regimenter des Pendschab die Gewohnheiten der Heimat weiter, bis sie der Befehl des Kaisers nach dem flandrischen Kriegsschauplatze ruft. Der Inder liebt nicht den Zutritt des Europäers in sein Lager, das ebensosehr Kultus- wie Kriegerstätte ist; der weitgehende Formalismus der brahmanischen Religion muss auch im Felde respektiert werden, so will es die Überlieferung der Kriegerkaste. Ein englischer Offizier führt uns durch den «Lahore Indian General Hospital», ein Rekonvaleszentenlager, wo Angehörige verschiedener Stämme und Religion neben einander hausen. Wir lernen die untersetzten Gestalten der Gurkas von den prächtigen Typen der Sikhs unterscheiden, den Mohammedaner des Nordens vom Radschput. Und verschieden wie ihr Äusseres ist auch ihr Kultus, der Mohammedaner betet zu Allah in einem offenen Zelte, das nach Mekka gerichtet sein muss; der Sikh verehrt Wischnu, auf den diese kriegerische Sekte ihren Ursprung zurückführt, Gurka und Radschput haben einen besondern Gottesdienst, der polytheistischen Charakter trägt. Für ein Heer im Felde hätten diese Unterschiede nicht allzu viel auf sich, wenn sie auf das geistige Gebiet beschränkt blieben; nun aber ist es Regel, dass der Inder mit keinem Andersgläubigen sein Mahl bereitet, geschweige mit ihm zusammen isst. In den Küchen (die man sich als vier kahle Wände mit offenem Dach vorstellen muss) sehen wir in der charakteristischen Pose ein halbes Dutzend Religionsgenossen vor ihrem Herde kauern, während ein siebenter – Andersgläubiger – für sich allein die gesamte Wandbreite in Anspruch nimmt. Mein Begleiter ermahnt mich, nicht zu nahe zu treten, da der Schatten eines Europäers die Speise ungeniessbar macht. Einer der Köche reicht uns in seiner hohlen Hand kleine gelbe Nüsschen zu kosten, während ein anderer den Brotteig, der die Form einer Omlette hat, zwischen den Handflächen knetet. Die englische Heeresleitung respektiert diese Sitten peinlich; auch dort, wo sie einen völlig unmilitärischen Charakter haben und einen umständlichen Apparat erfordern, werden sie in Kauf genommen.

Denn daneben ist der Inder ein geborener Soldat. Kriegsdienst und Landwirtschaft gelten als bevorzugte Berufe und dem hohen Stande allein

würdig. «Diese Leute kämpfen der Ehre halber für England, es sind Freiwillige, die zum grossen Teil unsere Kolonialkriege mitgemacht haben,» stellt mir mein Begleiter seine Kompanie vor. Ein Unteroffizier, der 35 Jahre lang gedient hat und seinen grauen Vollbart würdig wie ein General trägt, verliert den Appell. «Hazir, Sahib!» (Zur Stelle, Herr!) tönt es respektvoll aus den Reihen. Ich bewundere die intelligenten Gesichter, deren Teint bald gold-, bald bronzefarben nuanciert ist, deren prächtige Bärte das Ideal männlicher Schönheit verkörpern, deren tiefschwarze Augen so seelenvoll und ernst dreinblicken. Ich kann es den Frauen nachfühlen, dass sie für solche Soldaten Bewunderung hegen; es ist mehr als Freude am Exotischen, es ist atavistische Hinneigung zur wahren Manneschönheit.

Ein unterscheidendes Merkmal der einzelnen Stämme bildet der Turban, den die indischen Regimenter scheinbar alle von derselben Khakifarbe tragen. In Wirklichkeit behält der Sikh seinen roten, blauen oder gelben Turban, wie er ihm durch rehigiöse Zeremonie verliehen wurde, auf dem Kopfe, auch schneidet er niemals sein Haar; die mehrfach übereinandergetragenen Kopfbedeckungen verleihen seinem Turban die hohe steile Form, die das Volk an «die heihgen drei Könige aus dem Morgenland» zu erinnern pflegt. Der Radschput trägt ein Ohr frei, andere Stämme des Nordens tragen beide Ohren zugedeckt, der Gurka ist am niedern, flachen Turban erkennbar usw. Oft sieht man die Turbanschleife in den Nacken herabhängen; dies ist eine Gewohnheit (und ein Vorrecht) der Reiter, die sich damit gegen Säbelhiebe schützen; die Infanterie darf den Turban nur auf dem Marsche lösen, um das Genick vor Sonnenstrahlen zu beschatten. Das kriegerische Temperament ist nicht bei allen Stämmen dasselbe: hat der Sikh den Elan des Franzosen, so gleicht der Mohammedaner durch seine kühle Gelassenheit dem englischen Soldaten; der Radschput ist ein unvergleichlicher Reiter, er scheint mit seinem Pferde verwachsen, während der Gurka die Geschmeidigkeit des bengahschen Tigers besitzt.

Über unserm Rundgange war es Abend geworden und die Stimme des Gebetrufers schallte durch das Lager. Am Bächlein, das um die Moschee fliesst, kauern die Mohammedaner und vollziehen die im Koran vorgeschriebene Fuss Waschung. Auf einem Felsvorsprunge steht eine Gruppe Hindus, in das Schauspiel der untergehenden Sonne versunken; ihre Andacht wirkt innerlicher, geheimnisvoller als die laute Gebärde ihrer mohammedanischen Brüder. Auch die brahmanische Lehre schreibt zu be-

stimmten Tageszeiten heilige Waschungen vor; der Inder bedient sich dabei der «Lota», einer Art Schöpfkelle, die er über sein Haupt ausgiesst. So durchzieht die Religion das gesamte Dasein des Soldaten und verleiht ihm jenen Fatalismus, auf dem ein gut Teil seiner kriegerischen Tüchtigkeit beruht. Kipling meint, dass der Inder zu stolz sei, das, was für den Europäer taue, doppelt gut für den Asiaten zu halten. In vorbildlicher Weise hat es England verstanden, die Freundschaft dieses Volkes zu gewinnen und sich dieselbe zu erhalten, indem es die Überlieferungen respektierte und kein Glaubensbekenntnis einem andern vorzog. Was wir hier auf engem Raum wahrnehmen können, wiederholt sich im Grossen; das britische Weltreich verwirklicht das Prinzip der Toleranz mit einer Weitherzigkeit, die selbst für schweizerisches Empfinden etwas Ungekanntes hat.

* *

Doch nicht nur die farbigen Söhne der Kolonien begegnen sich auf den Strassen der Metropole des Midi, sondern gleichzeitig sämtliche Heere der Ententemächte: Engländer, Russen, Serben, Montenegriner, Belgier, Italiener, so dass der Buntheit der Hautfarben der malerische Aspekt der Uniformen nicht nachsteht. Die Urlauber, die von den verschiedenen Fronten kommen, der Nachschub nach Saloniki, die Expeditionskorps der afrikanischen Kriegsschauplätze, die Begleitmannschaften der Transportschiffe – alles hält sich einige Tage in Marseille auf und sucht sich noch ein paar heitere Stunden zu verschaffen. Die Cafés der Cannebière, der Rue de Noailles, der prächtige von Platanen beschattete Cours de Belsunce, bieten um die Nachmittagsstunden ein kosmopolitisches Bild, wie es die Grands Boulevards in Paris nicht kennen. Die Garküchen, die Glaciers, die Südfrüchtenhändler, die Austernstände und die Cinémas sind von einer bunten Menge umlagert; in Provenzalisch, Arabisch, Italienisch schreit und gestikuliert es durcheinander; der Franzose, dem man sonst ein lebhaftes Temperament nachsagt, erscheint nüchtern und gemessen in diesem Milieu. Ein Studium für sich bilden die Kopfbedeckungen: da ist der Fes des Arabers, die Chéchia des Zuaven, des algerischen oder marokkanischen Tirailleurs, da ist der Turban, farbig beim Kabylen, weiss beim Marokkaner, kakifarben beim Inder, da ist der Schlapput des Australiers

mit auf gebogenem Rande, wie ihn die Buren trugen, die flache Mütze des Russen neben der steifen Kopfbedeckung des Serben, die mit derselben ovalen Kokarde geziert sind, der rote Pompon des Matrosen hält Nachbarschaft mit dem Federbusch des Bersaglieri, der weisse Tropenhelm einer afrikanischen Schutztruppe mit der Bourguignotte der Poilus.

Nach Notre Dame de la Garde, der stolz thronenden Wallfahrtskirche über dem Hafeneingang, pilgern zahlreicher als in Friedenszeiten die Frauen, um Schutz für ihre Männer zu erleben. Es ist ein herrlicher Fleck Erde, den das Auge von hier umfasst: zu Füßen die zweitausendjährige Stadt, von der tiefblauen Flut des Golfs du Lion bespült, Pinienwälder und Ölgärten das Meer begleitend, in der Ferne die Inselgruppe, die der Bucht vorgelagert ist und sie beschützt. Das Ganze atmet Sicherheit und Geborgenheit, und der Mistral flüstert dem Wanderer ins Ohr, dass es trotz allem Ernst der Zeit nicht ganz verschwunden ist: *le joyeux royaume de Provence*.

Zehntes Kapitel

DAS WIRTSCHAFTLICHE LEBEN

Die französische Finanzpolitik

Moratorium. – Banque de France. – Anleihen. – Kriegsausgaben.
Steuern.

Frankreich war auf finanziellen Gebieten für einen modernen Krieg noch weniger vorbereitet wie auf militärischem. Wenn es dennoch die Krise verhältnismässig leicht überstanden hat und statt des von den Gegnern erhofften Bankerotts sich nach und nach eine finanzielle Rüstung schuf, die eine jahrelange Kriegführung möglich machte, so verdankt es dies neben dem Sparsinn und der Opferwilligkeit seines Volkes der hervorragenden Tüchtigkeit des Finanzministers und der soliden Konstitution der Banque de France. Die budgetäre Lage war bei Ausbruch des Krieges nichts weniger als rosig; man erinnert sich der parlamentarischen Kämpfe, die der Auflage einer 805 Millionen- Anleihe vorausgingen, das vom Kabinett Barthou ausgearbeitete Projekt einer 1'300 Millionen Anleihe war abgelehnt worden, obwohl der Trésor dringender Mittel bedurfte. Die leidenschaftliche Diskussion über die Einkommensteuer hatte das Budget über sechs Monate verzögert; erst im Juli beschäftigten sich die Kammern mit den ausserordentlichen Krediten, die der Kriegsminister für die Verbesserung des Artilleriematerials und eine Reihe durch die Einführung der dreijährigen Dienstzeit bedingten Neuanschaffungen forderte. Es kam zu jener aufsehenerregenden Intervention Charles Humberts im Senat, durch die alle Welt erfuhr, dass Frankreich seine Rüstung auf dem Gebiete der schweren Artillerie vernachlässigt hatte. Ein Vergleich mit den Ausgaben in Deutschland zeigte, dass letzteres für die Verbesserung der Bewaffnung und des Heeresmaterials von 1891-1913 Summen aufgewendet hatte, hinter denen diejenigen Frankreichs weit zurückstanden. Den sich ergebenden Vorsprung zugunsten der deutschen Bewaffnung hat der Berichterstatter Clemens auf nicht weniger als zwei und eine halbe Milliarde beziffert! Der Kriegsminister wälzte die Schuld auf das Parlament und die jeweiligen

Finanzminister ab, und hoffte mit den neuen Krediten das Versäumte nachzuholen. Der Senat bewilligte dieselben in der Höhe von 300 Millionen für bereits gemachte Bestellungen und von 487 Millionen für die Bedürfnisse des Jahres 1914, unter dem Vorbehalt, dass die Armeekommission volle Aufklärung über den Zustand der Kriegsrüstung schaffe – drei Wochen später donnerten die deutschen Kanonen um Maubeuge.

Die erste Massnahme, die die Regierung angesichts des Sturms auf die Sparguthaben und der Liquidationsorders der Kapitalisten ergriff, war die Verschiebung der Liquidation vom 31. Juli auf den 31. August. Die Bankiers verlangten ihrerseits einen Schutz und der Finanzminister musste das Dekret, das für alle kommerziellen Effekten das Moratorium vorsah, auch auf die Depositen ausdehnen, was gegen das Gesetz versties. Erst die Vollmacht, die die Kammern am 4. August der Regierung erteilten, «im Interesse der Allgemeinheit alle notwendigen Massnahmen zur Erleichterung oder zur Aufhebung der Verbindlichkeiten handels- und zivilrechtlicher Natur zu treffen», schuf dem neuen Zustand eine rechtliche Grundlage. Wirtschaftlich bedeutete dies Stillstand allen Handels und Verkehrs, Aufhebung des Kredites. Es hat nicht an Kritiken gefehlt, die der Regierung vorwarfen, sie sei den Grossbanken, die sich sämtlich vom Kriege hatten überraschen lassen, zu weit entgegengekommen; würde sie einfach Börse und Banken geschlossen und eine Beruhigung der ersten Panik abgewartet haben, das Moratorium hätte in dem reduzierten Umfange wie in den andern Ländern gehalten werden können. Allerdings verfügte Frankreich weder über jenen Mechanismus, wie ihn England in der Friedenszeit schon in seinen Joint stock banks besitzt, denen der Staat zur Konsolidierung des Kredits Vorschüsse machte, noch über die speziell für den Krieg vorgesehenen Darlehenskassen und Kriegs-Kreditbanken, die Deutschland von einem Tag auf den andern mobilisieren konnte; das einzige Institut, das imstande gewesen wäre, dem Markte zu Hilfe zu kommen, die Banque de France, musste ihre Reserven für die Bedürfnisse der nationalen Verteidigung zurückbehalten; die privaten Kreditinstitute erklärten ihrerseits, ihre Disponibilitäten für die Rückzahlung der Depositionsgelder aufsparen zu müssen.

Die Bemühungen Ribots, der am 26. August bei der Umbildung des Kabinetts Viviani, an Stelle Noulens, das Finanzministerium übernommen, gingen in der Folge darauf aus, das starre Regime der Moratorien zu



Charles Humbert.



Finanzminister A. Ribot.

mildern. Er setzte einen Zinsfuß von 5% für zurückbehaltene Werte an, erhöhte die obligatorische Auszahlung der Depositen nach und nach auf 1'000 Fr. und 50% des darüber stehenden Guthabens, bis die Mehrzahl der Banken am 1. Januar 1915 von sich aus auf die Vergünstigung des Moratoriums, wenigstens für Guthaben der Privaten, verzichteten. Was die Börse anbetrifft, wo gegen 50 Millionen Kapitalien immobilisiert waren, gelang es seinen Bemühungen, von der Banque de France einen Vorschuss von 40% auf die bei ihr provisorisch deponierten Titel zu erwirken. Vom 7. Dezember 1914 an wurde die Börse für den *Marché au comptant* wieder geöffnet, was freilich nicht genügte, um ihr wirkliches Leben einzuhauchen. Vorwiegend kleinere Leute, Witwen, verarmte Kapitalisten benützen ihn zur Abstossung von Familienpapieren meist unter starken Baisbedingungen. Die Käufer zeigten sich zurückhaltend, einzig metallurgische Werte sind gesucht; auch Staatswerte bringen den Erwerbern bei ihrem gesunkenen Kurse einen guten Zins ein. Amerikanische und japanische Papiere sind infolge der Rückkäufe durch die französische Regierung, die ihre Waffenbestellungen vorteilhafter in Papier als in Gold bezahlt, gestiegen. Im Übrigen beschränkt sich auch heute noch die Börsentätigkeit auf die Liquidation früherer Positionen, die der Finanzminister durch das wichtige Dekret vom 30. September 1915 einleitete. Es verpflichtet die Käufer, mit Ausnahme der Mobilisierten und der Bewohner vom Kriege betroffener Departements, die Verzugszinsen zu bezahlen und durch sukzessive Acomptes die Kursdifferenz zu begleichen. Der Abschluss neuer Termingeschäfte ist während des Krieges untersagt.

Untadelig steht die *Banque de France* da, die allein den Ereignissen sich gewachsen gezeigt hat. Der nationalen wie der wirtschaftlichen Verteidigung erwies sie unschätzbare Dienste: nicht nur kam sie für alle Bedürfnisse der Staatskasse auf, sondern sie half Handel und Industrie über die Krise hinweg und bewahrte der französischen Banknote ein universelles Vertrauen. Seitdem Jahre 1881 befand sich ihr Metallbestand fortwährend im Steigen und hatte 1914 die respektable Höhe von 4 Milliarden, 766 Millionen (davon 625 Millionen Silber) erreicht. Um der Geldkrise vorzubeugen, hielt sie ein und eine halbe Milliarden Banknoten zu 20 und 5 Fr. bereit, die auf telegraphische Ordre über das gesamte Territorium verteilt werden konnten. Der bei Kriegsausbruch eintretenden Kreditkrise wirkte sie nach Kräften entgegen, indem sie den Grossbanken in weites-

tem Umfange Diskont gewährte. Ihr Portefeuille, welches bereits 1 Milliarde 554 Millionen betrug, stieg am 31. Juli auf 2 Milliarden 890 Millionen und am 2. August auf 3 Milliarden 426 Millionen an. Es erreichte das Maximum am 1. Oktober mit 4 Milliarden 476 Millionen, wobei der Diskont trotz Moratorium seinen üblichen Kurs verfolgte.

Was ihr Verhältnis zum Staat anbetrifft, so figurieren als dessen Guthaben eine Entschädigung für das Notenprivileg, sowie die Überschüsse aus der Staatsrechnung, deren Konto die Bank führt. Als im Jahre 1911 das Privileg erneuert wurde, trafen der damalige Finanzminister Klotz und der Gouverneur der Banque de France Pallain ein Geheimabkommen, wonach die Bank im Falle der allgemeinen Mobilisation dem Staate eine Summe von 2 Milliarden 900 Millionen zu entrichten sich verpflichtete; die Konvention vom September 1914 erhöhte die Limite auf 6 Milliarden. Im Januar 1915 hatte der Staat an Vorschüssen bereits 3 Milliarden 900 Millionen bezogen; die Bank ihrerseits liess die Banknotenzirkulation auf 10 Milliarden 473 Millionen steigen, obwohl ihr Goldbestand zurückgegangen war. Wie 1870 musste zum Zwangskurs Zuflucht genommen werden, der jedoch diesmal nicht die mindeste Störung in den Handelsbeziehungen selbst mit dem Auslande zur Folge hatte. Noch ist der Kredit Frankreichs unberührt. Der Appell an das Publikum, durch Ablieferung des thesaurierten Goldes zur nationalen Verteidigung beizutragen, blieb nicht ungehört und führte der Bank vom Juli bis zum September 1915 eine Milliarde zu.

Schon während des ersten Kriegsjahres hatte der Finanzminister zur Entlastung des Notenumlaufs Bons und Obligationen «de la défense nationale» ausgegeben und dank der Mitwirkung der Kreditinstitute beim Publikum einen vollen Erfolg erzielt. Er versprach einen vorauszubehaltenden Zins von 5% (resp. 4%) für den Austausch der Banknoten gegen drei-, sechs- und zwölf monatliche Bons, die später zum Ankauf von Anleihsentiteln Gültigkeit haben sollten. Ihr Nominalwert war auf 100, 500, 1,000 Fr. und Vielfache von solchen festgesetzt, denen für die Bedürfnisse der kleinsten Börsen noch Abschnitte von 5 und 20 Fr. folgten. Auf diese Weise konnte jedermann Kapitalist werden und es ist denn auch zu sagen, dass die Arbeiterklasse davon reichlich Gebrauch machte. Der Betrag der in Zirkulation gesetzten Bons belief sich am 30. Juni 1915 bereits auf 5½ Milliarden, am 31. August auf 7 Milliarden, nicht eingerechnet die in England, Amerika, der Schweiz placierten Stücke, die die Gesamtsumme im



Die französische Armee von 1915.

November auf 14 Milliarden brachten. Die grosse Beliebtheit des Papiers beruhte auf seiner Eignung zu Transaktionszwecken; bei der Kurzfristigkeit konnte es wie ein Diskontopapier gehandhabt werden. Die seit Februar 1915 ausgegebenen 5%igen Obligationen «de la défense nationale» (Emission zu Fr. 96.50, Rückzahlungstermin 1925) wurden ebenfalls gerne gekauft, sie erlaubten die Konvertierung der kurz vor Kriegsausbruch gegebenen 3½%igen Anleihe von 805 Millionen, und brachten es bis zur Ausgabe der 5%igen Rentenleihe, die an ihre Stelle trat, auf 6 Milliarden. Diese letztere bedeutete die erste grosse Kriegsanleihe Frankreichs, zu der Ribot «die Armee der Sparer» mit einer flammenden Rede aufrief. Die öffentliche Meinung taufte sie «l'Emprunt de la victoire» und ihr Ergebnis von 15 Milliarden ist umso höher einzuschätzen, als sie vorwiegend vom Mittelstande und den untern Volkskreisen gedeckt wurde, die eine Reihe von Erleichterungen dazu ermunterten, während die Spekulation vollständig ausgeschlossen blieb. Ausser den Bons und Obligationen der Défense nationale wurden die früheren 3%igen Rententitel und die Sparkassenguthaben bis zu einem gewissen Betrage der Subskription an Zahlungsstatt angenommen. Die Operation war gleich vorteilhaft für Publikum wie für Tresor, für ersteres indem es höheren Zins realisierte, für letzteren, indem es ihn von unbequemen Rückzahlungspflichten entband. Der Finanzminister von 1915 hofft, dass sein Kollege von 1925 die Rente zu einer 4%igen, sein Kollege von 1935 zu einer 3%igen zu konvertieren imstande sein wird! Qui vivra verra.

So grossartig diese Ziffern sind, vor der Riesenhaftigkeit der Ausgaben eines modernen Krieges schrumpfen sie zusammen. Vom 1. August bis zum 31. Dezember 1914 kostete Frankreich die Kriegführung 6% Milliarden, doch blieb es in der Folge nicht bei der monatlichen Milliarde, die Kredite für die Artillerie stiegen im ersten Halbjahr 1915 allein auf anderthalb Milliarden, im zweiten Halbjahr auf das Doppelte. Für die ersten vierzehn Kriegsmonate betragen die Gesamtausgaben des Staatshaushaltes 24 Milliarden, wovon auf Krieg und Marine 16,3 Milliarden, auf die öffentliche Schuld 1,5 Milliarden, auf die Unterstützungsgelder an die Familien der Mobilisierten und die Flüchtlinge 2,4 Milliarden, der Rest auf die sonstige Verwaltung entfielen. Der ministerielle Rapport vom 28. Sep-

tember 1915 sieht für jedes folgende Trimester eine Mehrausgabe von einer halben Milliarde, bedingt durch die wachsende Munitionsfabrikation, vor. Überdies sind Frankreich mit der Unterstützung Serbiens neben derjenigen Belgiens und Russlands neue Lasten erwachsen, die die monatliche Ausgabe Ende 1915 auf zwei Milliarden und im Frühjahr 1916 gar auf 2% Milliarden bringen. Zur Deckung solcher Riesensummen reichen natürlich die ordentlichen Einnahmen je länger je weniger aus, der Krieg lähmt nicht nur Aussenhandel und Steuerkraft, sondern ist dem Experimentieren mit neuen Steuern höchst ungünstig. Die beiden Gesetze, auf die sich das Parlament etwas zu gute tut: Durchführung der Einkommenssteuer und Besteuerung der ausserordentlichen Kriegsgewinne werden kaum 100 Millionen abwerfen – ein Tropfen auf einen heissen Stein; ihre Bedeutung hegt weit mehr auf sozialpolitischem als finanziellem Gebiet. Wichtiger für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts waren die verschiedenen Vereinbarungen mit England, die die Verbesserung des Wechselkurses zum Ziele hatten.

Der Überblick des Finanzwesens führt zu dem Schlusse, dass Frankreich hinter den militärischen Ausgaben seiner Verbündeten und seiner Gegner bisher zurückblieb, und dass seine Leistungsfähigkeit noch nicht ihren Höhepunkt überschritten hat. Erst wenn wirklich Not an Mann kommt, werden alle Klassen der Gesellschaft ihren Opfer willen zeigen; die Mahnung des Finanzministers, bei Zeiten sich einzuschränken und dem Staate den Überfluss zukommen zu lassen, damit er der Preis des Sieges und nicht das Lösegeld einer Niederlage werde, ist von den Reichen noch nicht überall gehört worden.

Die Lage der Volkswirtschaft

Handel und Industrie. – Transportverhältnisse. – Frauenarbeit. – Lage der Landwirtschaft. – Lebenshaltung.

Die Intervention des Staates in das Kreditverhältnis konnte nicht ohne tiefgreifende Wirkung auf das gesamte volkswirtschaftliche Leben bleiben. Liess sich das Moratorium für einen kurzen Krieg, wo alle Kräfte auf die Landesverteidigung im engem Sinn konzentriert sind, rechtfertigen, so bedeutet es bei der über Erwarten langen Kriegsdauer ein ernstes Hinder-

nis für die Fortführung der Wirtschaft' Uchen Tätigkeit und damit die Erhaltung und Ergänzung des nationalen Reichtums. Handel und Industrie, die in Frankreich schon in Friedenszeiten in sehr losem Verhältnis zu den Grossbanken stehen, sahen sich zunächst völlig auf sich selbst angewiesen; einzig die Banque de France stellte ihnen nach Möglichkeit ausländische Wechsel zur Verfügung. Die Franzosen sind wohl die Bankiers der Welt, aber in dem Augenblick, wo ein Teil ihrer Schuldner zahlungsunfähig wurde, ein anderer ins Lager ihrer Gegner abschwenkte, wie Türkei und Bulgarien, war es mit der Blüte ihres Geschäftes vorbei. Die grossen Kreditinstitute Crédit Lyonnais, Société Générale, Comptoir National d'Escompte hatten infolge ihrer wenig nationalen Politik zu bedeutende Ausenstände, als dass sie der einheimischen Industrie wirksam hätten unter die Arme greifen können. Aus einer von Georges Lachapelle zusammengestellten Statistik (Nos Finances, Paris 1915) ist zu entnehmen, dass unter den an der Côte officielle zugelassenen Emissionen von 1905-1914, die französischen Werte die Hälfte der ausländischen Werte ausmachen, 12 Milliarden gegenüber 22 Milliarden, ähnlich ist das Verhältnis bei den öffentlichen Emissionen. Auch hier wird nach dem Krieg eine Reform einsetzen müssen.

Dies vorausgeschickt, darf sich Handel und Gewerbe in Frankreich neben andern Kriegführenden wohl sehen lassen. Wenn man bedenkt, dass gleich in den ersten Wochen die industriereichsten Gegenden vom Feinde okkupiert wurden und Kohlenmangel sich im gesamten Wirtschaftsleben geltend machte, verdient das aus eigener Kraft Geleistete Bewunderung. Die Freiheit des Meeres sicherte den Luxusindustrien auch während des Krieges einen bescheidenen Absatz, der die Beschäftigung des Arbeitspersonals ermöglichte. Für die Fabrikation allgemeiner Bedarfsartikel (Konfektion, Gewebe, Wollzeug, Schuhwerk, Lebensmittelbranchen) stieg die Kurve fortwährend an und führte teilweise zu einer «Hochsaison»;< die Heeresbedürfnisse im engen Sinn, vor allem die Munitionsfabrikation, erhielten das industrielle Leben im Schwung, wenn sie auch keine produktiven Werte schufen. Ein weites Feld öffnete sich der einheimischen Industrie in der Ersetzung der bisher aus Deutschland bezogenen Halb- und Ganzfabrikate, sowie in der Verdrängung der deutschen Konkurrenz vom Weltmarkte. In letzterer Hinsicht erfüllte sie freilich die bei Kriegsausbruch gehegten Erwartungen nicht, es fehlte dem Kreditwesen an Elastizität und den Unternehmern wohl auch an Energie.

Viele liessen sich durch die Gefahren des Unterseekrieges, die Verteuerung der Frachten, die Schwierigkeiten der Rohstoffbeschaffung, den Mangel an Arbeitskräften entmutigen und suchten im innern Markte durch Anpassung an augenblickliche Bedürfnisse Ersatz. Die Initiative der Stadt Lyon, nach dem Vorbild von Leipzig eine jährliche Mustermesse zu veranstalten, stellt einen zeitgemässen Versuch dar, dem Mangel an Organisation abzuhelpfen. Andere Städte, darunter Paris, schicken sich an, dem Beispiel zu folgen. Wie weit die wirtschaftlichen Vereinbarungen unter den Verbündeten der französischen Industrie einen neuen Aufschwung vorbereiten, lässt sich zur Stunde noch nicht beurteilen.

Ein hübsches Beispiel für den erzieherischen Einfluss des Krieges liefert der Ersatz der radiographischen Röhre, die beim Röntgenprozess unentbehrlich ist. Als der Krieg ausbrach, gab es nur zwei französische Firmen, die den meist aus Deutschland bezogenen Artikel herstellen konnten. Ihre Besitzer wurden mobilisiert und erklärten, auch bei bestem Willen die Fabrikation nicht wieder aufnehmen zu können, da zur Herstellung der Röhre das thüringische Glas notwendig sei. Es fehlte in Frankreich zwar nicht an Glasfabriken, aber keine von diesen kannte die Formel für ein an Bleisalzen möglichst armes Glas, wie es die radiographischen Wellen verlangen. Der Sanitätsverwaltung, die die Röntgenröhren dringend brauchte, blieb nichts anderes übrig, als mit requirierten Apparaten und dem noch vorhandenen Stock Thüringer Glas selbst einen Betrieb einzurichten. Zur Leitung desselben gelangte sie an ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften, den bekannten Radiologen Villard, der mit Direktorialgewalt ausgestattet wurde. Aber das Problem war damit erst zur Hälfte gelöst; es galt einen Ersatz für das Thüringer Glas zu finden. Villard lenkte die Aufmerksamkeit auf den Professor Matignon vom Collège de France, der vielleicht imstande sei, eine Formel auszuarbeiten. Wirklich, vom November an verfertigte dieser in seinem Laboratorium, das ihm der Staat ausstattete, ein für die Röntgenröhre brauchbares Glas. Der Professor, einmal im Zuge, machte gleich zwei weitere Erfindungen; er Keferte der Medizin ein unzersetzbares Glas für Serumbehälter und der Optik ein «Zeiss»-Glas wie es für das Periskop der Unterseeboote gebraucht wird, und bisher deutsches Monopol gewesen war. Es dauerte nicht lange, so war ein neuer Industriezweig ins Leben gerufen – die beiden Männer der Wissenschaft haben sich so um das Vaterland mehr verdient gemacht, als viele andere Aka-



Die Hallen.



Die Kohlennot.

demiker und Gelehrte, die mit Manifesten und Pamphleten den Feind bekriegen zu müssen glauben.

Frankreich ist seit dem Verluste seines Nordbassins für die Hälfte des Kohlenbedarfs auf die Zufuhr aus England angewiesen. Was die englische Kohle im Preise auf das Doppelte der einheimischen steigen lässt, sind nicht die Produktionskosten, die das Unterhaus gesetzlich normiert hat, sondern die Frachtsätze. Um die Spekulation zu verunmöglichen und für eine gleichmässige Verteilung der Kohle über die verschiedenen Industriegebiete zu sorgen, hat der Minister der öffentlichen Arbeiten Sembat im Dezember 1915 ein Gesetz eingebracht, das für Industriezwecke einen mittleren Preis zwischen französischer und eingeführter Kohle festsetzt und die Repartierung durch ein Zentralorgan «Office national» vornehmen lässt. Es war vorgekommen, dass Kohlendampfer in Bordeaux drei Wochen lang auf die Löschung warten mussten, bis die französischen Hafenbehörden sich entschlossen, die deutschen Kriegsgefangenen als Dockarbeiter heranzuziehen. Die Stockung der Transporte spielte besonders in der Lebensmitteleuerung eine Rolle und erklärt sich aus der starken Inanspruchnahme der Eisenbahnen durch die Militärverwaltung. Die Art und Weise wie die Compagnien den Ansprüchen der Mobilisation und Truppenkonzentration gerecht wurden, verdient das höchste Lob und hat bestehenden Vorurteilen ein Ende gemacht. Daneben hat freilich auch die Staatsbahn dem Minister eine rasche Intervention in der Materialkrisis ermöglicht. Mit einem auf drei Viertel reduzierten Wagenmaterial und vermindertem Personal hielten die Compagnien seit Dezember 1914 auf den Hauptlinien einen nahezu normalen Verkehr aufrecht, dessen Umfang im Januar 1916, also nach anderthalbjähriger Kriegsdauer, sogar grösser ist als im Januar 1914. Nimmt dabei auch der Verpflegungs- und Nachschubdienst für die Armee einen wichtigen Platz ein, so erlaubt die Ziffer von 15 Millionen monatlicher Bruttoeinnahmen für die Bahnen West-, Mittel- und Südfrankreichs doch einen günstigen Rückschluss auf Handel und Verkehr hinter der Front. Die Nord- und Ostbahn haben durch den Krieg eine wesentliche Einschränkung ihres Netzes erlitten, weisen aber eine ähnliche Verkehrssteigerung im Zeitraum eines Jahres auf; die wirtschaftlichen Transporte stehen zu den militärischen im Verhältnis von 3:2, solange keine ausserordentlichen Ereignisse an der Front sich abspielen. – Die Flussschifffahrt leidet an Arbeitskräften, die sich nicht leicht improvi-

sieren lassen, so dass ein grosser Teil der Lastkähne (péniches) unbenützt vor Anker liegt.

Mehr und mehr hat sich die Frauenarbeit durchgesetzt, ja dem Kriege ist es zu verdanken, wenn die bisher als unweiblich verschrieenen Forderungen des Feminismus von Staat und Gesellschaft nolens volens akzeptiert wurden. Den Vorkämpferinnen, den «Eclaireuses», wie sie Maurice Donnay nannte, folgte ein Heer von arbeitenden Frauen, die in den kaufmännischen und niedern Beamtenberufen eine kleine Revolution bewirkten. Der weibliche Tramkondukteur und «la petite dame du Métro» sind heute die Schützlinge des Publikums; «nehmt eine brave Pariser Hausfrau, steckt sie in eine schwarze Schürze, gebt ihr ein rotes Abzeichen um den Arm und setzt ihr ein belgisches Policemützchen auf und der weibliche Kondukteur ist fertig!» Neu für Paris ist auch die Kellnerin, die vor dem Kriege einzig als Besonderheit der Speisehäuser von Duval und Boulant zugelassen war. Heute kann man in jedem beliebigen Restaurant die freundlichen weissen Hauben antreffen und viele Junggesellen, die die Wirtshauskost sonst verwünscht hatten, finden sie auf einmal erträglich. Aber wehe wer sich erlaubte, es an Respekt fehlen zu lassen – der öffentliche Anstand hält strenge Zensur und schützt diese Frauen und Mädchen, die der Krieg gezwungen hat, die Rolle des Ernährers zu übernehmen und eine Lücke auszufüllen, die die Allgemeinheit bitter empfinden müsste. Ein wenig Grazie, ein wenig Frohsinn mehr ist mit diesen Frauenberufen ins öffentliche Leben der grossen Städte eingezogen.

Was die weibliche Arbeiterin anbetrifft, so glichen die reichlich ausgeteilten Allokationen zusammen mit dem Moratorium der Mietschulden das Fallen der Löhne einigermaßen aus. Schümm waren die ersten Wochen, fiel doch der Kriegsausbruch bereits in die tote Saison, so dass zahlreiche Ateliers einfach schlossen. Wir liessen uns von Maître *Maria Verona*, der Vorsitzenden der «Liga für Frauenrechte» von der segensreichen Initiative der Frauen vereine und des «Secours national» erzählen, die die auf die Strasse gestellten Mädchen und vor dem Feinde geflüchteten Frauen in öffentlichen Ouvroirs beschäftigten. Wenn man durch die Strassen geht, fällt häufig der Blick auf solche Nähstuben, in denen Hunderte von fleissigen Frauenhänden im selben Rhythmus die Nadel führen und für die Armee oder den Export arbeiten.

Die Lage der Landwirtschaft bietet ein für die Verhältnisse nicht allzu ungünstiges Bild, steht doch das Erntejahr 1915 den Vorjahren nur wenig

nach, was den Getreide-, Obst-, Kartoffel- und Wies- bau anbelangt. Dass sich die Weinproduktion um 50 Prozent verminderte, hängt mit den kriegerischen Ereignissen in der Champagne zusammen, sowie mit dem Umstande, dass der Rebbau bisher ausschliesslich Männerarbeit war und von den Frauen erst gelernt werden musste. Stark in Mitleidenschaft gezogen wurde auch die Zuckerrübenkultur, die in den Norddepartementen ihren Standort hatte; ihre Ansiedelung in andern Landesgegenden macht unter dem Drucke der Verhältnisse erfreuliche Fortschritte, so dass für das dritte Kriegsjahr der Ausfall wenig mehr fühlbar sein wird. Eine Forderung der Zeit bildete ferner die Gewinnung neuer Territorien für den Kartoffelbau, dessen Pflege nicht nur für den innern Bedarf, sondern für den sehr lukrativen Export von Saatfrucht notwendig ist. Die Krise der «main d'œuvre» wurde dank dem Entgegenkommen der Militärverwaltung und dem grossen Eifer der Frauen soweit überwunden, dass die Frühjahrsbestellung der Felder in der normalen Zeit vorgenommen werden konnte. Durch zweckmässige Organisation sucht das Ackerbauministerium auch die der Front näher liegenden Grundstücke, die von den Bewohnern im Stich gelassen worden waren, nach Kräften auszunützen. Zugtiere, landwirtschaftliche Maschinen und Sämereien werden Interessenten kostenlos zur Verfügung gestellt resp. als Vorschuss auf die ihnen gesetzlich zukommende Vergütung für Kriegsschäden gewährt.

Der nationale Viehbestand ist infolge der grossen Bedürfnisse der Armee und der zu Beginn des Krieges mangelnden Sorgfalt um 10 Prozent zurückgegangen und kann nur langsam ergänzt werden. Auch die Geflügelzucht und der Gemüsebau, wie sie in der Bannmeile der grossen Städte betrieben wurden, haben unter dem Mangel an Arbeitskräften stark gelitten und sind heute dezentralisiert.

*

All diese die Produktion erschwerenden Faktoren wirkten einschränkend auf den Export. Im November 1914, dem ungünstigsten Monat, wurden 60 Prozent weniger Waren exportiert als im Vorjahre; haben sich auch seither die Verhältnisse fortwährend gebessert, so beeinflusste der rapid ansteigende Import die Zahlungsbilanz dermassen, dass die Wechselkurse im Auslande auf einem nie dagewesenen Tiefstand anlangten. Die Zollein-

nahmen auf Petroleum, Zucker, Kaffee, stiegen in den Monaten März, April, Mai um 13, 23, 40 Prozent gegenüber den entsprechenden Ziffern des Vorjahres, was wohl fiskalisch, aber nicht volkswirtschaftlich erfreulich war. Der Gesamtimport im Januar 1916 betrug 661 Millionen, beinahe 100 Prozent mehr als im Januar 1915 (333,5 Millionen). Darunter nehmen allerdings die Rohstoffe für Industrierzwecke einen ansehnlichen Platz ein, was auf ein Anziehen des Geschäftslebens schliessen lässt. Die Handelsbilanz als solche leidet aber darunter, ihr Überwiegen nach der passiven Seite mit 410 Millionen wird sich in Zukunft noch akzentuieren.

Gehen wir zur Konsumtion über, so stossen wir zunächst auf die Brotfrage, die niemals den akuten Charakter annahm wie in den Zentralmächten, aber dennoch die staatliche Intervention nötig machte. Um den Ausfall von 10 Millionen Zentner Getreide im Kriegsjahre 1914 (ein Zehntel der Gesamtproduktion) wettzumachen, normierte der Gesetzgeber die Extraktion der Brotfrucht und schrieb einen Zusatz von 5-15 Prozent Reis, Roggen- oder Gerstenmehl vor. Die Parlamentarier suchten das nationale Brot dadurch schmackhafter zu machen, dass sie es das gute alte Brot der Väter, das Symbol republikanischer Gleichheit nannten. Fühlbarer für die Pariser als diese Streckung des Mehles war die Untersagung des Phantasiebrottes, der morgendlichen «Croissants» und «Petits pains». Der Fleishteuerung wurde durch Einfuhr von Gefrierfleisch abzuhelpen gesucht; die Regierung liess sich vom Parlament einen Kredit von 1 Milliarde zum Ankauf argentinischen Gefrierfleisches aussetzen, auch wurde die Schaffung einer Transportflotte an die Hand genommen. Das hat nicht gehindert, dass Ende des Jahres 1915 die Fleischpreise nahezu um 100% gestiegen waren; das Geflügel vollends ist für weite Kreise unerschwinglich geworden.

Ein Besuch der Hallen, wo die von der Stadtverwaltung festgesetzten Maximalpreise angeschlagen sind, lässt einen über die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel nicht lange in Zweifel. Die Gemüse kosten das doppelte von früher, die Butter ist um ein Drittel gestiegen, das Schmalz nicht weniger, auch die Eier, die jetzt überwiegend aus Algier und Marokko kommen, werden mit 20-30 Cts. bezahlt. Wenn die Fischpreise ungewöhnlich hoch sind, hängt das mit der Requisition zahlreicher Fischerdampfer und der Mobilisation der Küstenbevölkerung für die Flotte zusammen. Auf die Ursache der Erhöhung des Weines um 100% ist am Eingange des Kapitels hingewiesen worden. Von den Kolonialwaren sind Zu-

cker und Petroleum am meisten berührt, von den Spirituosen ganz zu schweigen; der Kaffee wie übrigens auch die Milch haben sich auf normalem Niveau gehalten, abgesehen von periodischen Schwankungen, die auf Transportstörungen zurückgehen.

Äusserlich hat sich das Treiben der Hallen wenig geändert; dem Nachtwanderer bieten sie dasselbe packende Schauspiel, dessen Lichtglanz durch den Kontrast mit dem dunkeln Paris etwas Festliches bewahrte. Freilich jene herkulischen Gestalten, die man «les forts de la Halle» nannte, mit den weingeröteten Gesichtern und den breiten Schlapphüten, die ihre Polizei selbst besorgten, stehen heute im Schützengraben und halbwüchsige Burschen tragen an ihrer Stelle die Körbe. Aber eines hat den Krieg überdauert: die Sorgfalt und der ästhetische Sinn, mit dem die Marktfrauen ihre Waren assortieren und zum Verkauf ausstellen. Da stehen die Henkelkörbe mit roten, weissen, blauen Tüchern überspannt – in Landesfarbe – sie bergen Äpfel und Brüsseler Kohl, die Spätlinge der Saison; dort sind die Karotten zu Pyramiden aufgetürmt, golden leuchtet ihr Gelb durch die taghelle Nacht. Bis weit in die benachbarten Strassen hinein warten die zweirädrigen Karren mit Kohlköpfen beladen, während die Bauern in den Kneipen ihre Suppe schlürfen. Auf den Stufen von St. Eustache umlagert wie in guten Zeiten das Bettelvolk gierig den «ventre de Paris», den der Krieg mehr und mehr zu schnüren beginnt.

Ein wichtiges Problem der Sozialpolitik bleibt die Regelung der Mietschulden. In den Volkskreisen hatte infolge des Moratoriums die Überzeugung Platz gegriffen, der Kriegszustand entbinde von der Verpflichtung des Zinsens; so wie der Staat für Kriegsschäden aufkommt und Arbeitsunfähigen Pensionen entrichtet, so werde er auch für die kleinen Leute die Wohnungsmiete bezahlen. Dieser Utopie hat die Regierung durch einen Gesetzentwurf ein Ende bereitet, der im Frühjahr 1916 vor das Parlament kam und zu prinzipiellen Auseinandersetzungen zwischen sozialistischen und kapitalistischen Vertretern Anlass gab. Darnach haben alle Mieter ein Recht auf Zahlungsaufschub und gewisse Kategorien ein solches auf Reduktionen oder gänzlicher Erlass. Auflösung des Vertrages kann gefordert werden, wenn der Mieter infolge Verletzungen oder Krankheit in seiner Arbeitsfähigkeit beeinträchtigt ist; Zinsreduktionen werden durch besondere gerichtliche Entscheidung zugunsten Mobilisierter, verwitweter oder verwaister Angehöriger und zugunsten der Mieter billiger Wohnungen gewährt. Patentinhaber und sonstige Industrielle haben den Nachweis

zu leisten, dass ihr Einkommen unter der Hälfte des Ertrages der drei vorhergehenden Friedensjahre zurückgeblieben ist. In welchem Masse der Staat die Hausbesitzer, die sich eine Minderung ihres Kapitaleinkommens und damit einen Eingriff in wohlverworbene Rechte gefallen lassen müssen, entschädigt, bildet zur Stunde noch Gegenstand politischer Kämpfe.

*

Abschliessend lässt sich sagen, dass das französische Wirtschaftsleben sich dem Kriegszustande in nicht weniger bewundernswerter Weise angepasst hat als die übrigen Zweige des nationalen Daseins, dank der der Rasse innewohnenden Arbeitstüchtigkeit und dem natürlichen Reichtum des Landes. Werden auch Generationen schwere Lasten zu tragen haben, die durch die Pensionen für die Kriegsoffer, den Wiederaufbau der zerstörten Landesteile, die Verzinsung einer vielfachen Milhardenschuld heute erdrückend scheinen mögen, so darf nach dem in der Gegenwart unter der Invasion Geleisteten mit vollem Vertrauen in die Zukunft gebückt werden. Frankreich wird sich wiederbevölkern und nach wie vor eine starke Anziehungskraft auf das ausländische Element ausüben.



L'aide aux mutilés. – Die Gefährtin.

D'après la lithographie originale de M. Steinlen, Propriété des Editions «La Guerre», 110 avenue Victor Hugo, Paris.

Elftes Kapitel

DER ZWEITE KRIEGSWINTER

Paris an der Jahreswende

Winterliche Kälte ist den dunstigen Herbstnebeln gefolgt, unter deren Schleier die abendliche Strasse von Paris so gastlich anmutete und wie in Friedenszeit zu tausend Dingen lockte. Jetzt ist es vor den Terrassen der Cafés still geworden, ein Kohlenfeuer wärmt die eingemummten Gäste und an der Strassenecke dampft der Herd der Marronihändler. Zerstoßen ist der Fremdenstrom, der Sommer und Herbst 1915 die Boulevards mit Sorglosigkeit und kosmopolitischen Allüren erfüllt hatte, während keine hundert Kilometer entfernt die Kanonen donnerten und ihren dumpfen Unterton in das langsam erwachende Fest des Lebens mischten. Wir sahen es Vergangenheit werden, jenes ernste stimmungsvolle Paris, das dem erschütternden Ereignis des Weltkrieges so würdig gegenübergestanden war, und alle, die den Sommer und Winter des ersten Kriegsjahres in dem «Camp retranché de Paris» miterlebt hatten, fühlten ein leises Bedauern über den Wandel. Die Feuilletons, die damals geschrieben worden sind, muteten wie liebe alte Legenden an, die ein verträumter Dichter in seinem Dachkämmerlein fernab vom Lärm und Getriebe der Grossstadt gesponnen. Und doch ist es vielleicht nur Augentäuschung: unter dem neuen Gewände lebt der alte Geist fort. Der mutige patriotische Sinn, der die Pariser Bevölkerung in ihrer Schicksalsstunde erhobenen Hauptes zeigte und der nicht versagen würde, wenn der Feind aufs Neue vor den Toren erschiene – er verbirgt sich nur unter dem graziösen Lächeln, das den Fremden wie einst empfängt. Wenn man mit den Frauen spricht, die in den öffentlichen Anlagen still und in sich gekehrt ihre Näharbeit verrichten, fühlt man, dass sich nichts geändert hat und dass sie mit derselben Geduld und demselben Ernst der Zukunft entgegenblicken. Gerade weil sie unter ihrer Einsamkeit leiden und in ihrer Hoffnung auf einen baldigen Frieden so oft enttäuscht wurden, wollen sie, dass der Krieg zu einem guten Ende geführt werde; sie fühlen sich als eine Generation, die sich geopfert hat, möge dieses Opfer

wenigstens ihren Kindern nützen. «Ich stehe manchmal am Fenster und schliesse die Augen, meint zu mir eine junge Offiziersgattin, deren Mann seit Kriegsbeginn in einem Fort von Verdun liegt, «und ich fühle deutlich wie das Leben vorüberauscht, und ich möchte, dass es immer schneller und schneller fliesse, damit ich keine Zeit zum Denken habe und eines Tages als altes Mütterchen erwache/»

Was dem zweiten Kriegswinter das Gepräge gibt, das sind die zahlreichen Urlauber, durch deren bunte Uniformen und martialische Helme das Strassenbild einen mittelalterlichen Zug erhalten hat. Seit Juli erteilt die Heeresleitung den Kombattanten regelmässige Urlaubsbewilligungen, die erst drei, dann sechs Tage (acht Tage für Dekorierte) umfassten. Die Neuerung war von den besten Wirkungen auf die Gemütsverfassung von Kämpfern und Zurückbleibenden begleitet und mit Rücksicht auf die Rekrutenklasse 1935 gleichzeitig ein Akt staatspolitischer Weisheit! Als die ersten Züge der «Permissionäre» am Nord- und Ostbahnhof eintrafen, da ging es wie eine Vorahnung des Friedens durch die am Bahnhof harrende Menge. Frauen umarmten ihre Männer nach einjähriger Abwesenheit, Mütter weinten beim Wiedererkennen ihrer Söhne, deren Rückkehr sie nicht mehr zu erleben geglaubt hatten, Bräute sahen ihren verlorenen Liebesfrühling wieder erblühen. Jeder Einzelne wurde von der spalierbildenden Menge neugierig gemustert; die einen rannten vor Freude stürmisch vorbei, die andern sahen ernst und verwundert um sich, als erwachten sie aus einem langen Traum, wieder andere griffen nach den Händen Unbekannter, schüttelten sie lange, ohne ein Wort hervorzubringen. In Gruppen standen die Familien beisammen, die Kinder hingen sich an den Arm des Vaters, die Schwestern sahen bewundernd zu ihrem grossen Bruder auf, der mit seiner sonnenverbrannten Hautfarbe und den breiten Schultern ein ganzer Mann geworden war. Und sogleich begann auch schon das Fragen und Erzählen, wie man der Kugel des Feindes entronnen, wie man die zwölf Monate zu Hause verbracht. Rührende Szenen gab es da zu beobachten und unwillkürlich stieg die Erinnerung auf an jene Nacht vom Samstag auf den Sonntag, vor einem Jahre, wo sich dieselben Paare am selben Bahnhofgitter Lebewohl gesagt, sie und viele andere, die kein Wiedersehen mehr feiern werden ...

Wie damals füllten sich die Strassen mit robusten Soldatengestalten, die etwas vom fröhlichen, freien Geist des Lagerlebens mitbrachten. Monatelang hatte man nur Zivilisten und am Stock humpelnde Rekonvales-

zenten angetroffen, die keinen rechten Begriff von dem kriegstüchtigen, einem Millionenheere trotzendem Frankreich vermittelten. Diese Söhne des Krieges mit dem festen Schritt und dem knappen kraftvollen Wort, sie tragen noch den Dreck des Schützengrabens an ihren Marschschuhen, und der horizontblaue Kaput ist in Sturm und Regen, Rauhreif und Sonnenbrand grau und schadhafte geworden. Den Knüppelstock an der Hand, die Musette (den braunen Brotsack) über die Schultern gehängt und mit Kriegsandenken gefüllt, so schreiten sie einher, selbstbewusst und gesundheitsstrotzend, die Poilus von 1915. Mit gutmütiger Herablassung behandeln sie uns Zivilisten, hören unseren Klagen über die lange Dauer des Krieges lächelnd zu, als wollten sie sagen: «Ihr redet, wie Ihr versteht!» Beim Abschied schütteln sie uns die Hand, umarmen Weib und Kind und kehren innerlich gefasst und fröhlicher, als sie gekommen, zurück in den Krieg.

Nur auf einem Gebiete ist der Urlauber intransigent, und scheint keinen Spass zu verstehen. Wenn man ihn ins Theater schleppen will, wo sich die Helden mit hölzernen Schwertern und Schildern aus Karton bekriegen, wo engbrüstige Zivilisten und hysterische Patriotinnen die «Marseillaise» anstimmen und dem «Boche» Tod und Verderben schwören! Ein Poilu will im Theater den Krieg vergessen und schöne Frauen sehen; der Tragödie, und zwar der echten, hat er im Felde draussen genug. Kein Wunder, dass Folies Bergère, Olympia, Scala, Eldorado und wie die Stätten der leichtgeschürzten oder auch gar nicht geschürzten Muse alle heissen, wahrer Kassenstürme sich erfreuen. Unter den Schauspielbühnen steht einzig die *Porte Saint Martin* mit dem «Cyrano de Bergerac» in der Gunst des Poilu, erkennt er doch in der Schöpfung Le Bargys, die diskreter und innerlicher ist als der Cyrano, mit dem einst Coquelin die Zeitgenossen hinariss, sein seelisches Spiegelbild. Er braucht nicht Bleu-horizon zu tragen, der alte Gascogner, um wahr zu sein, wenn er vor Arras an seine Roxane schreibt:

C'est pour ce soir, je crois, ma bien-aimée:
 J'ai l'âme lourde encore d'amour inexprimée,
 Et je meurs: jamais plus, jamais mes yeux grisés
 Mes regards dont c'étaient les frémissantes fêtes
 Ne baiseront au vol les gestes que vous faites . . .
 Et je crie: Adieu!

Die Grands Boulevards zeigen im zweiten Kriegs winter ein vermehrtes Getriebe; dieselbe nichtstuerische Menge wie in Friedenszeiten, bunter

als je durch das Gemisch der Uniformen, drängt sich hier in den Nachmittags- und Abendstunden, während die kleinen Mädchen mit den gepuderten Wangen und den bemalten Lippen «en quête d'un dîner» ausschwärmen. Misere und Überfluss wohnten nie so eng beieinander wie auf dem Boulevard zur Kriegszeit, heisst es doch, «Paris est la capitale du monde et la capitale de Paris, c'est le Boulevard». Bei Prunier, bei Poccardi, dem italienischen Restaurant en vogue, kann man den Typus des Geschäftsmannes antreffen, der sich durch den Krieg bereichert hat und mit seinem Anhang das gesellschaftliche Leben in Schwung bringen möchte. Das frühere Wiener- café Spiess hat sich nach längerem Interregnum, wo es als Bazar diente, als «Café d'Angleterre» aufgetan, dessen englischer Prachtstil nicht recht zu den Wiener Walzern passen will, die noch in der Luft liegen. Kinetographen und Music-Halls stecken bei Anbruch der Dunkelheit statt der lärmenden Lichtreklamen von einst diskrete blaue Glühlampen an, während die Strassenbeleuchtung mit Schlag zehn Uhr auf ein Minimum reduziert wird. Denn wenn auch niemand mehr an die Zeppelins denkt, so ist Paris aus Sparsamkeitsgründen die Ville-Lumière ohne Licht geblieben.

* *
*

Witwenschleier und Trauerkleider sind im Strassenbilde seltener geworden und man muss schon in die Provinz gehen, um sich des ganzen Unglücks, das der männermordende Krieg über die Nation gebracht, erneut bewusst zu werden. Nicht auf den Boulevards ist das wahre französische Volk zu finden, sondern an den Schaltern der *Banque de France* zur Zeit der nationalen Anleihe. Schon als der Aufruf zur Ablieferung des Goldes durch das Land ging, sah man Tag für Tag in langer Reihe Angehörige aller Stände und Berufsklassen die Schalter belagern, um dem Vaterlande ihre Opferwilligkeit zu beweisen. Es war rührend zu beobachten, wie die Leute ihre in Papier eingewickelten Goldfuchse hervorholten und sich nicht ohne innere Überwindung von ihnen trennten. Wie mancher Schweisstropfen, wieviel Sorge und manchmal auch Sünde klebte an den blinkenden Dingen, die jahrelang wie ein Schatz gehütet, jetzt auf die Wage und in die vollen Truhen der Bank rollten. In der Regel waren es 300-500 Franken, die der kleine Mann als Notpfennig aufgespeichert hatte; aber auch ganz minime Summen neben den Tausenden und Zehntausenden der Reichen



On ne s'en fait pas. – Wir nehmens kühl.

D'après la lithographie originale de M. Steinlen, Propriété des Editions «La Querre»,
110 avenue Victor Hugo, Paris.

wurden gewissenhaft abgeliefert. Ein Ereignis für Paris bedeutete die Auflage der nationalen Renten- Anleihe; wie zur Zeit der Wahlen erstanden auf allen Strassen und Plätzen Brettergerüste, auf denen die Affichen für den «Emprunt de la victoire» prangten. Eine farbige Zeichnung Poulbots, den Poilu darstellend, wie er mit den Kameraden in den Kampf zieht und Weib und Kind zuruft: «Vergesst die Subskription nicht, es gilt den Sieg, es gilt meine Rückkehr!» Oder eine noch packendere Version von Bernard Naudin: ein bretonisches Bauernpaar bringt seine Ledertasche mit dem Ersparten nach der Bank, während der Sohn vor dem Feinde Wache hält und Pflugschar und Waffen zu einem Symbol des heimatlichen Ackers verschlungen sind. Abel Faivre zeigt den gallischen Hahn, wie er aus einem Zwanzigfrankenstück einen knieenden deutschen Schützen anspringt; sogar der Kinematograph ist mobilisiert worden und fordert durch einen patriotischen Film zum Rentenkauf auf. Im alten Florapavillon des Louvre muss man sie gesehen haben, die Armee der Sparer, wie sie bedächtig und ernst zur Subskription schreitet. Wir treten in ein mächtiges Gewölbe, wie man es in alten Renaissancebauten antrifft, eine elektrische Ampel hängt von der Decke herab, während seitlich der Monumentaltreppe hohe abgeblendete Kirchenfenster ein trübes Tageslicht einwerfen. Eine kompakte Menschenmenge gleitet ruckweise dem äussern Umgang, der durch bewegliche Balustraden markiert ist, entlang, um sich in einer langen Saalflucht an Tische und Schalter zu verteilen. Ein Konditor hat seinen Stand auf geschlagen, wie es bei Volksfesten üblich ist. Wohl eine halbe Stunde stationieren wir in der Menge, bis die Reihe an uns kommt. Die Leute scheinen meist dem untern Bürgerstand anzugehören, die Frauen sind einfach, aber sauber gekleidet, die Männer verraten den Typus des pensionierten Beamten oder selbständigen Handwerkers. «Ja, man macht halt mit, solange man kann», meint ein alter Rentner zu seinem Nachbarn, «hat man seine Kinder dem Staat gegeben, warum nicht auch sein bisschen Geld!» «Sie haben recht, Monsieur Jacques, man geht in kein Theater, man gönnt sich kein Vergnügen mehr, wozu spart man denn, wenn nicht unsern Soldaten an der Front zu helfen. Übrigens eine ausgezeichnete Placierung, 5% Prozent, bei erstklassiger Sicherheit....» Bei diesen Worten markiert der Sergent de ville die Barrière zwischen uns und ich sehe die beiden Rentiers je an einem Tische sich einrichten, wo sie von einer jungen Finanzsekretärin ins Verhör genommen werden. Die meisten der Mädchen

haben sich heiser geredet, denn man kann sich vorstellen, dass ein dicker normannischer Bauernschädel nicht gleich begreift, welche Summe er in bar und welche Titel er an Zahlungsstatt einzureichen hat. Die Schluss-handlung besteht in der Entgegennahme des *Certificat de civisme*, einer patriotischen Urkunde, die die Anteilnahme an der nationalen Anleihe bestätigt. Zahlreiche Urlauber und Rekonvaleszenten sahen wir an den Tischen sitzen, viele schwarzgekleidete Frauen auch, die aus ihrer spärlichen Pension noch das Geld für eine Rente erübrigten, Mütter, die auf den Namen jedes Kindes subskribierten, da ihnen der Finanzminister ermöglicht hatte, die Anzahlung in monatlichen Raten von 25 Franken zu leisten. Nie habe ich mich der wahren französischen Volksseele näher gefühlt, nie das Selbstvertrauen, die Vaterlandsliebe, den unverwüthchen Optimismus der Rasse rührender empfunden als an jenem trüben Wintermorgen im alten Gewölbe des Louvre.

Wer heute eines der grossen Pariser Warenhäuser betritt, ist erstaunt, wie wenig der Krieg dem Gewimmel der Käufer Abbruch zu tun vermochte; wie, an diesem Barometer gemessen, das wirtschaftliche Leben der Grossstadt scheinbar seinen gewohnten Gang geht.

Ob man die prächtigen Renaissancesäle der Grands Magasins du Louvre durchwandert oder vom Untergeschoss des Printemps den Blick über die lichterstrahlende Flucht der Stockwerke emporklettern lässt, oder von der Mannigfaltigkeit und dem Reichtum der Ausstellung in den Galeries Lafayette verwirrt steht – überall fühlt man dieselbe Atmosphäre geschäftiger Tätigkeit, frischer Kauflust, wagemutiger Gegenwartstimmung. Es herrscht nicht die Fieberhaftigkeit wie in Friedenszeiten, die kauft, um zu kaufen; eine ruhige, überlegte Art sondert das Notwendige vom Unnützen, wählt lange und bedächtig; man hört Bemerkungen wie: «Man muss sparen, es ist Krieg» oder: «Lassen wir es für dieses Jahr und begnügen wir uns mit etwas Einfachem». Die hübschen, sorglosen Verschwenderinnen, denen kein Mann einen Wunsch abzuschlagen getraute, sind aus eigenem Triebe vorbildliche Hausfrauen geworden und sehen sich die Nouveautés in zwei und drei verschiedenen Häusern an, bevor sie sich zum Kaufe entschliessen. Freilich stand das Warenhaus auch zu keiner Periode so hoch

in der Gunst der Frauenwelt wie gegenwärtig, wo es für Tausende allein lebender Gattinnen den einzigen Ort der Zerstreung bildet. Wohin soll eine dem hohen Bürgerstande angehörende Frau in Paris ohne Männerbegleitung gehen, will sie sich nicht kompromittieren und lästigen Nachstellungen aussetzen? Café, Konzert, Theater sind ihr versagt, Konditoreien und Modetees verleiten zu unnützen Ausgaben, und doch halten es die Nerven nicht kontinuierlich in den vier Wänden aus. Wer nur ein wenig die Frauenseele kennt, der versteht, welchen Reiz und welche Unterhaltung für sie das Warenhaus bedeutet; was uns Männer ermüdet und verwirrt, die vom Hundertsten ins Tausendste gleitende Aufmerksamkeit, ist dem beweglichen weiblichen Gehirne, das den raschen Wechsel der Ideen Hebt, Bedürfnis. Auch sieht die Frau die Dinge anders als wir, sie geht nicht planlos durch die einzelnen Ressorts, sondern lässt sich durch das Geschaute inspirieren; das Talent, aus nichts etwas Hübsches zu arrangieren, die Tugend, kein Geld auszugeben, wo die eigene Geschicklichkeit ein fertiges Muster nachzuahmen imstande ist, die Phantasie zum kombinieren sind der Französin wie keiner andern eingeboren. – Niemand stört sie in diesem ihrem Element; der Mann, der ein Warenhaus betritt, fühlt sich in einem Amazonenstaat und muss sich dessen Gesetzen beugen. Er liest auf den Gesichtern, dass er nichts gilt – wenn nicht noch Schlimmeres in der heutigen Kriegszeit – und der Groom am Eingange des Teesalons weist ihm mit spöttischem Lächeln die Tür.

Es geht auf Weihnachten und die Ausstellungen der Pariser Warenhäuser stehen dieses Jahr natürlich im Zeichen des bleu-horizon; ihre Säle sind mit den Fahnen der Verbündeten geschmückt und in den Schaufenstern paradieren die französischen, englischen, russischen Knabenuniformen neben den Trachten der Elsässerin und der serbischen Bäuerin. Es gibt nichts Schmuckerer als ein gutsitzendes Tommykostüm, aber zu tragen verstehen es nur die Engländer und unsere Jungen im Soldatenspiel. Im Spielzeugrayon des Printemps finden wir auf Karton geheftet die ganze Bewaffnung des Poilu: stahlblauer Helm, Rosalie das Bajonett, Revolverfutteral und die Ehrenlegion gleich zum voraus verdient. Die schwere Artillerie ist eine Neuschöpfung des laufenden Kriegsjahres, der Äroplan hat den vorschriftsgemässen Erkennungsring auf die Unterseite der Flügel aufgemalt bekommen. Die Schlacht von Carency kann mit aller historischen Treue aus der Schachtel aufgestellt werden, wie sie sicherlich in Nürnberg nicht aufzutreiben ist! Marschall French präsentiert sich als be-

sonders kostbares Stück in Watte eingewickelt; das Hübscheste aber sind die Femmes de France im blauen Schleier mit dem Roten Kreuz am Schürzenlatz. Auch die Papeterie steht im Zeichen des Krieges: Louis Morin hat die Briefpapiere mit humoristischen Vignetten versehen: ein flotter Chasseur Alpin fliegt der Elsässerin in die weitgeöffneten Arme, ein Feldgrauer verkriecht sich vor dem französischen Bajonett in ein Fuchsloch, oder die jugendliche «Marraine» schreibt an ihren Poilu und Schutzbefohlenen an der Front.

Ganz besonders stark ist der Andrang um die Lainages, wo der Strang Wolle dieses Jahr über zwei Franken kostet; die Galeries Lafayette wissen nicht, woher sie all die Wolle, die die Mütter und Töchter zum Verstricken brauchen, beziehen sollen; obwohl sie an die italienische, englische, amerikanische, australische Einfuhr appellieren, bleibt der Artikel unverhältnismässig teuer. In den Ateliers für Damenkostüme, deren Produktion die Galeries Lafayette in sehr elastischer Weise betreiben – von der Prachtprobe einer Mistinguett, die den letzten Pariser Schick verkörpert, bis zum einfachen aber geschmackvollen Konfektionskleid der Gelegenheitskäuferin, herrscht seit letztem Januar eine fortwährend steigende Tätigkeit; um während der toten Saison nicht einen Teil der Arbeiterinnen entlassen zu müssen, hat die Firma ein System variabler Arbeitszeit eingeführt. Dass bei annähernd gleichgebliebener Besucherzahl in diesem Rayon der Krieg auf die Kaufkraft einschränkend wirkte, haben wir vor allem in der Seidenabteilung des Printemps feststellen können. Das Haus unterhält in normalen Zeiten äusserst rege Beziehungen mit den Seidenindustriellen von Lyon und Zürich; ein grosser Teil seiner Sendungen ging nach Amerika und Deutschland. Heute, wo Paris keine Theaterpremièren, Opernbälle und sonstigen mondänen Veranstaltungen kennt, sind die Fälle zu zählen, wo für eine einmalige Soirée Toiletten von 3,000 bis 4,000 Fr. getragen werden. Das verhältnismässig zahlreiche Element der Südamerikaner und Mexikaner, das sich noch in Paris aufhält, muss nahezu ausschliesslich diese Luxusbranchen alimentieren.

Mode und Ameublement werden naturgemäss von Publikum vernachlässigt; der Moment wäre schlecht gewählt, Hüte mit wallenden Federbüschen und Reihern zu bestellen oder Wohnungseinrichtungen auszuwählen, solange der Gatte vor dem Feinde steht und die Zukunft der Familie unsicher ist. Dagegen wird eine Frau, die den Stolz in ihre Wäsche setzt, sich hier nur schwer zur Einschränkung entschliessen und lieber an andern



Die Urlauber.



Das Orchester der Front.

Orten sparen. Balzac meint einmal, dass sich für einen verfeinerten Kulturmenschen die Liebe zur Frau nicht in der Misere, die immer schmutzig sei, sondern nur in Kaschmir, Seide und Spitzen denken lasse. In der kostbaren Lingerie des Louvre, wo die Spitzen der Hemden, die Stickereien der Unterkleider, der Duft des Linon unter den schimmernden Leuchtern der Prachtsäle ganz besonders zur Geltung kommen, begegnet man denn auch der bürgerlichvornehmen Klientèle, die diesem altrenommierten, aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts stammenden Warenhause eigen ist. In der Bijouterieabteilung hat sich die Uhrenindustrie der Nachfrage nach alltäglichen, Nicht-Luxusartikeln anzupassen gesucht. Das ist ja überhaupt das Charakteristikum der gegenwärtigen Konsumtion, dass die Gebrauchsgegenstände über Erwarten gut gehen, weil die Mobilisierung einer Millionenarmee gewissermassen die Zahl der Haushaltungen verdoppelt und auf dem Gebiete der Bekleidung und Verköstigung völlig neuen Bedürfnissen gerufen hat.

Die männlichen Angestellten der Pariser Warenhäuser, deren Zahl in die Tausende geht, wurden zu gut zwei Dritteln mobilisiert, pflegt doch der Angestellte der Nouveautés gewöhnlich zwischen 30 und 40 Jahren zu stehen. Die Direktion hat Sorge getragen, sie durch ihre Frauen und Töchter zu ersetzen, oder diesen wenigstens eine Unterstützung zu gewährleisten. Von den Arbeiterinnen werden zu Ehren der Poilus Atelierfeste veranstaltet, wo jeweilen das Los bestimmt, wer mit der nächsten Fuhre der Liebesgaben an die Front reisen und als gütige Fee die Pakete verteilen darf.... Auch an den Midinettes sind die Ereignisse nicht spurlos vorübergegangen. Haben doch die meisten einen Freund oder einen Bruder oder den Vater im Kriege, und wenn sie des Abends aus der Lichterpracht des Warenhauses in die dunkle Strasse hinaustreten, ist ihnen nicht mehr so leicht ums Herz wie ehemals.

Eine richtige Réveillons Stimmung vermochte im Kriegsjahr 1915 nicht aufzukommen, obwohl um die Jahreswende ein ungewohntes Leben in den Kaufläden, Theatern, Cafés herrschte. Das Jahr hatte die erhoffte Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz nicht gebracht; das nationale Empfinden litt unter dem Bewusstsein, dass Teile des französischen Bodens noch immer vom Feinde okkupiert sind, das Salonikiunter-

nehmen fügte eine neue Sorge zu den bisherigen hinzu. So blieb Paris auch in dieser Réveillonacht auf seinem Posten: *Qui vive? La Guerre*. In welcher Gestalt auch immer der Friedensengel anklopfen mochte, er fand verschlossene Pforten. Während die Armee draussen die angesagte deutsche Offensive erwartete, wollten die Zurückgebliebenen keine Feste feiern. Die Laternen brannten spärlicher als sonst, so dass die Besucher der Weihnachtsmessen einander in der Dunkelheit anstießen. Pünktlich wie alle Tage türmten die Kellner der Restaurants mit Schlag halb elf die Stühle. Wer Réveillon nach Vätersitte bei Austern und Sekt verbringen wollte, lud seine Freunde zu sich in seine vier Wände ein und zog die Vorhänge. Truthähne und Gänse schmorten in der Intimität der Familienküche, statt wie andere Jahre im Grillroom blumengeschmückter Boulevardrestaurants. Nur vor der Madeleine, Saint-Eustache, Saint-Germain-des-Prés sah man gegen Mitternacht zahlreiche Luxusautos vorfahren, denen die Pariser Gesellschaft entstieg, während die Gläubigen des Sprengels in langen Reihen sich um die Eingangstüren drängten. Mächtig brauste die Orgel durch die alten Arkaden, ein flimmerndes Lichtermeer baute sich auf dem Altar auf, während die andächtige Menge auf das Glockenzeichen des Priestersoldaten sich verneigte. Wieviele dieser schwarzgekleideten Frauen, die letztes Jahr um diese Stunde mit Inbrunst für den Sohn, für den Gatten gebetet hatten, sprachen heute die Worte mit leerem Herzen nach, während andere, denen der Krieg bisher kein Opfer abgefordert hatte, mit neuer Kraft dem Glauben ihrer Kindheit sich an vertrauten. Ein seltsames Gemisch von Mystik und nüchterner Kriegsweihnacht kennzeichnete den Ort, die Stunde.

Der Stellungskrieg

AN DER AISNE, im Februar 1916.

Es gibt nichts Erfrischenderes im Einerlei der Kriegsmonate als eine Reise nach der Front. Wenn man das Strassenleben in Paris gewohnt ist, wo der Krieg nach seiner heroischen Seite mehr und mehr in Vergessenheit gerät und nur in seinen Unbequemlichkeiten und dem auf den Gemütern lastenden Druck fortbesteht, empfindet man eine Autofahrt über Höhen und Täler jener imaginären Linie, die man die Front nennt, eine Wan-



Un vieux de la vieille. – Einer von den Unentwegten.

D'après la lithographie originale de M. Steinlen, Propriété des Editions «La Guerre»,
110 avenue Victor Hugo, Paris.

derung am Knüppelstock durch kilometerlange Schützengräben, die Anteilnahme am alltäglichen Dasein der Poilus als seelische Erneuerung, die für die Zukunft mit Geduld wappnet. Der das Wort «Abnützungskrieg» im Munde führt, ahnt wohl kaum, was das heisst; nur der Soldat an der Front weiss es, darum ist er so schweigsam und lächelt über unsere Zeitungen.

Auch der Krieg ist ein Ding, das sich im Flusse befindet. Wer ihn vor einem Jahre gesehen hat, fühlt ihn heute anders; die Soldaten, die ihn machen, sind neue Menschen geworden. Ihr Verhältnis zum Feinde hat sich geändert mit den Monaten, wird sich noch ändern mit den Jahren. Die Mauer zwischen den Armeen, die sich gegenseitig belagern, ist höher und höher geworden und hat sozusagen jeden menschlichen Kontakt ausgeschaltet. Man vernichtet sich heute ohne Erregung, vielleicht sogar ohne Hassgefühl, man sieht nur die zu bewältigende Arbeit vor sich, so wie der Schmied das glühende Eisen hämmert. Man kennt den Gegner nach seinen Tugenden und Schwächen, man weiss, dass er tapfer ist und sich mit der ihm eigenen Zähigkeit an die fremde Erde anklammert, aber man glaubt nicht mehr an seine Überlegenheit, und lässt sich durch keinen Bluff mehr aus der Fassung bringen. Mit einem Wort: man hat aufgehört, sich seelisch mit dem Feind zu beschäftigen. Kaltblütig, mit kriegsgewohnten Nerven, empfängt man seine Granaten, studiert man seine Befestigungen, bereitet sich auf den grossen Sprung in seine Gräben vor. Man kennt keinen andern Ausweg mehr als Sieg oder Vernichtung, einer von beiden muss auf dem Platze bleiben. Diese kalte phrasenlose Entschlossenheit, die sich auf unbeweglichen Gesichtern malt, mutet uns furchtbarer und grandioser an als die leidenschaftlichen Kriegsgesänge vom August 1914, als die laute Siegesgewissheit im Frühjahr 1915.

Ein tiefes vaterländisches Pflichtgefühl umschlingt Alte und Junge, Knaben und Graubärte. Sie waren nicht erzogen für den jahrelangen Kriegsdienst und wären Heber am Pflug, im Kontor, in der Fabrik geblieben bei Weib und Kind. Aber nun haben sie es gelernt, das trotziges Handwerk, und sie müssten nicht Franzosen heissen, um nicht talentvolle Schüler zu sein. Nie fühlte sich Frankreich so sicher in seinen Grenzen seit 45 Jahren wie gegenwärtig, wo ein einziger Schützengraben sich von Dünkirchen bis nach Beifort zieht, nie war seine Hauptstadt besser geschützt gegen die feindliche Invasion als in den zwei Sommern, da sich die deutschen Heere in dem Winkel zwischen Aisne und Oise festbohrten. Man

muss die nervöse Unruhe miterlebt haben, die Frankreich früher jedesmal ergriff, wenn während einer europäischen Krise der Sieger von 1870 sein Schwert an den Schild schlug, man muss den Franzosen nachgeföhlt haben, wie schwer sie unter der Erinnerung des Besiegtheins litten, um heute das Aufatmen zu verstehen, das trotz Kriegsunglück durch das Volk geht. Sah die Geschichte jemals ein solch gewaltiges Bollwerk zwischen Frankreich und Deutschland? Hinter diesem einzigen Gedanken der Unbezwinglichkeit, der für Frankreich ein geschichtliches Erlebnis ist, tritt alles andere zurück. Der Krieg bedeutet für den Bürger- Soldaten eine Unsumme von Leiden und Mühen, ohne dass er greifbare Werte schafft – wendet man uns ein. Irrtum; so wie der Mensch seinen Körper gestählt und ihn dem Leben im Felde angepasst hat, so wappnete er auch seine Seele. An die Stelle eines komplizierten sensitiven Innenlebens ist Einfachheit und Bedürfnislosigkeit getreten. Der Soldat weiss, dass seine Familie in sicherer Hut ist und keinen Mangel leidet; für das Vaterland kämpfen, heisst den Kindern eine glücklichere Zukunft vorbereiten. In diese zwei Worte fasst er den ganzen Sinn des Krieges.

Sein alltägliches Dasein, so wenig es normalen Verhältnissen entspricht, vollzieht sich nach Regeln der Ordnung, bringt Gewohnheiten und Konventionen mit sich, verliert seinen aufregenden Charakter und mündet in einen Zyklus ein, der nicht allzu verschieden vom Leben unserer Vorfahren ist. Daher jene ruhige ausgeglichene Stimmung, die von der Front auf ein Volk zurück wirkt. Der Unterhalt der Schützengräben, der Bau von Kantonementen und bombensicheren Verstecken, die Instandhaltung der Waffen, die Beschaffung von Brennmaterial, die Anlage von Strassen, eine ausgesprochene Tendenz zur fortwährenden Verbesserung der Lager und Wohnstätten füllt den Tag mit einer regelmässigen, wenig anstrengenden Arbeit aus, die nicht ohne Befriedigung bleibt. Die Eintönigkeit solchen Daseins wird durch periodischen Urlaub und durch Ortswechsel erträglich gemacht. Dazu kam, dass der Winter 1915/16 sich aussergewöhnlich mild anliess.

Wer den Stellungskrieg in der Nähe gesehen hat, für den büsst er einen guten Teil seiner Schrecknisse ein. Die Verluste an Menschenleben sind gering, auch gibt es Sektoren, wo die Truppe seit Jahr und Tag keinen Feind zu Gesicht bekam. Das will keineswegs heissen, dass die gegnerischen Gräben nicht regelmässig bezogen werden, sondern nur, dass man

gegenseitig auf der Hut ist und sich nicht unnütz exponiert. 50 Meter Flussbreite scheiden hier an der Aisne zwei Welten, die sich wohl misstrauisch beobachten, aber nicht immer totschiessen.

In der eindrucksvollen Stille, die am Tage herrscht, liegt neben der Unsichtbarkeit der Gegner ein Wesenszug des modernen Stellungskrieges. Wir befinden uns in den vordersten Linien bei Soissons; von einem Blockhause aus, das als Observatorium dient – «Villa des pieds chauds» nennt es sich – können wir den Feind ohne Periskop beobachten. Das verlassene Stationsgebäude am jenseitigen Ufer der Aisne ist in seiner Hand, aber nichts regt sich. Und doch müssen die Drahtverhaue, die spanischen Reiter, die Erdhügel irgendwie von Menschenhand erstellt worden sein und unterhalten werden; aber es ist, als ob die Arbeiter die Hände in den Schoss gelegt hätten und feierten. Nun sehen wir mit dem Fernglas durch die Luke und gewahren in einer Distanz von etwa 400 Meter dem Bergabhang entlang eine gelbe Erdwelle sich hinziehen: es ist die feindliche Schützengrabenlinie, die vom Feuer der auf dem Bergrücken postierten Artillerie gedeckt wird. Wie viele Soldaten mögen dort im Schmutz und Nässe hausen und die Gewehre auf uns richten? – Hunderte? ein halbes Dutzend? ein einziger? Oder ist der Graben vielleicht menschenleer und wir starren einen Erdhaufen an? Es ist, als ob man fasziniert würde von dem unheimlichen Gegenüber, und man atmet auf, wenn plötzlich ein Flintenschuss wie Peitschenknall durch die Stille tönt und den Bann löst.

Die Schützengräben, die uns am Tage so menschenleer vorkommen, beleben sich erst mit Einbruch der Dunkelheit. Die Unternehmungslust wird hüben und drüben wach, Patrouillen schwärmen aus, nähern sich den Drahtverhaue, suchen einen gegnerischen Posten zu überrumpeln, eine Schildwache gefangen zu nehmen. Ein Guetteur, der mit dem Gewehr im Arm vor einer Lucke zwischen den Sandsäcken Ausschau hält, erzählt, dass er nachts auf der Böschung stehe und seine hundert Schritte dicht an der Aisne abgehe, während aus der Ferne die melancholischen Gesänge der Deutschen an sein Ohr klängen. Dazwischen mischt sich freilich der dumpfe Bass der Kanonaden und das Aufheulen der über den Köpfen dahinsausenden Granaten.

So liegen die Armeen seit anderthalb Jahren an der Westfront einem allgegenwärtigen und doch unfassbaren Feinde Tag und Nacht gegenüber. Schaufel und Spaten sind heute die Waffe des Soldaten und eine Eigenschaft vor allen andern ist Bedingung des Siegens geworden: Perseverare.... Wird er einmal kommen, der Augenblick, wo die Millionen kampfesdurstiger Streiter mit einem Sprung die Erde von sich abschütteln und auf blutgetränktem Boden gegeneinander anstürmen werden zum ehrlichen Kampfe Mann gegen Mann?

Es war zwischen der Forêt de Laigue und Compiègne, wo uns ein aus den Schützengräben kommendes Regiment begegnete. Wir hielten unsere Wagen am Strassenrande an und liessen die Truppe an uns vorüberziehen. Ein endloser Zug von schwebepackten, schmutz bedeckten Soldaten, der über die weite Ebene sich verlor. Die Fröhlichkeit schien aus den Gesichtern gewichen und eine kalte regnerische Nacht hatte ihre Spuren zurückgelassen. Wir lasen die Nummer..., es war ein Reserveregiment, das im Laufe des Feldzuges starke Verluste erlitten hatte, und dem jetzt die Männer zwischen dreissig und vierzig Jahren das Gepräge gaben. Die Gesichter wechselten und waren immer wieder dieselben, sahen uns mit jenem Misstrauen an, das den Bauer der Bretagne und der Normandie kennzeichnet. Am schweren schleppenden Schritt schien die Ackerscholle zu kleben und die Leute trugen den Tornister, wie sie zu Hause das Heubündel oder die Kränze auf hockten. Wir sahen es nicht ohne Ergriffenheit, das brave, arbeitsame Frankreich, das da vorüberzog, um auf Schlachtfeldern zu bluten und zu sterben. Ja, hier hatten wir es vor uns, das Volk, wie es sich abmüht, wie es leidet, wie es kämpft – die grosse unübersehbare Masse, die die Millionenheere zusammensetzt. Ein willenloses Kanonenfutter? – nein, erfüllt bis zum letzten vom heiligen Feuer des Pflichtbewusstseins und der Liebe für das Land. Und diese Vaterlandsliebe, worin leidet sie denn, wenn wir Neutrale heute den Kriegführenden zurufen: Die Waffen nieder!? Ja, um das zu verstehen, müssen meine Freunde eben nach Frankreich kommen, durch die Städte und Dörfer gehen, durch Soissons, Reims, Arras, Senlis und ungezählte andere, die nicht im Baedeker standen, aber doch



General Joffre und General Pétain.



Ein Waldlager bei Noyon.

von ihren Bewohnern geliebt wurden wie es nur die Heimat ist und die heute in öde Trümmerhaufen verwandelt sind! Und da mögen sie die weinenden Mütter, die dem Vaterlande alles hingegeben haben, fragen, ob sie mit dem Feinde Frieden machen wollen.

Ende Februar 1916.

Zwölftes Kapitel

FRANKREICH UND DIE SCHWEIZ

Hat Frankreich ein politisches wie militärisches Interesse am Bestehen einer nach aussen unabhängigen Eidgenossenschaft, mit der es kulturell und wirtschaftlich verbunden ist, so kann es andererseits auch der Schweiz nicht gleichgültig sein, ob eine der sie umgebenden Grossmächte ein Übergewicht erlangt oder ihre Grenze auf Kosten der andern verlängert. Dieser Grundsatz des *Gleichgewichts* sollte für unsere politische Diskussion – die politische Aktion verbietet uns ja unsere Form der Neutralität – das Alpha und Omega sein, beruht auf ihm doch nicht nur die äussere (relative) Sicherheit der Schweiz, sondern gleichzeitig die Harmonie und Stärke des Bundesstaates. Da nun aber die öffentliche Meinung eines Landes sich ebenso sehr von gefühlsmässig-ativistischen und wirtschaftlich-berechnenden Faktoren leiten lässt wie von politischer Logik, fand die Schweiz in ihrer Gesamtheit erst nach und nach das richtige Verhältnis zum europäischen Kriege. Der romanische Stamm hatte es bedeutend leichter, Frankreich gerecht zu werden, da für ihn schweizerische Staatsraison und kulturell bedingte Sympathie auf derselben Seite lagen, während beim Deutschschweizer republikanisches Empfinden und politische Tradition mit der natürlichen Hinneigung zum sprach- und geistesverwandten Deutschland-Österreichstritten. Wohl geht durch die gesamte Geschichte der Schweiz die Spur einer regen Wechselbeziehung mit Frankreich, die sie von den übrigen alemannischen Stämmen Süddeutschlands unterschied und einen guten Teil ihrer Eigenart ausmachte. Noch 1870 neigten die deutschschweizerischen Kantone merklich zu Frankreich hin; die Proklamierung der Republik fand bei uns den freudigsten Widerhall, und wenn man die damaligen Tagesblätter durchliest, stellt man mit Genugtuung fest, dass die öffentliche Meinung der Schweiz gegen die Annexion Elsass-Lothringens als eine den europäischen Frieden bedrohende Massnahme ihre Stimme erhoben hat.

Was in der Folge die Beziehungen zu Frankreich lockerte, das waren die wirtschaftlichen Verhältnisse: die Schweiz sah in der zunehmenden

Schutzzollpolitik Frankreichs, die 1892 zu einem Zollkriege Anlass gegeben hatte, einen Akt des nationalen Egoismus, während in Wirklichkeit der Frankfurter Friedensvertrag mit der Meistbegünstigungsklausel zugunsten Deutschlands jeder freundnachbarlichen Annäherung an andere Staaten hindernd in den Weg trat. Gewährte Frankreich der Schweiz eine Zollerleichterung, die die Schweiz ihrerseits mit einer Begünstigung kompensierte, so kam derselbe Vorteil automatisch Deutschland zugute, ohne dass dieses zu einer Gegenleistung verpflichtet war. Daher der Rückgang der französisch-schweizerischen Handelsbeziehungen. Bei der starken Abhängigkeit der schweizerischen Industrie vom Auslande und dem Deutschland innewohnenden Expansionsstreben (dem der Konservatismus der französischen Handelsmethoden in die Hände arbeitete) wurde unser Land im Laufe der letzten Jahrzehnte immer enger mit dem grossdeutschen Wirtschaftsgebiet verknüpft und stand 1914 gewissermassen im Banne dieses arbeitsgewaltigen Deutschland.



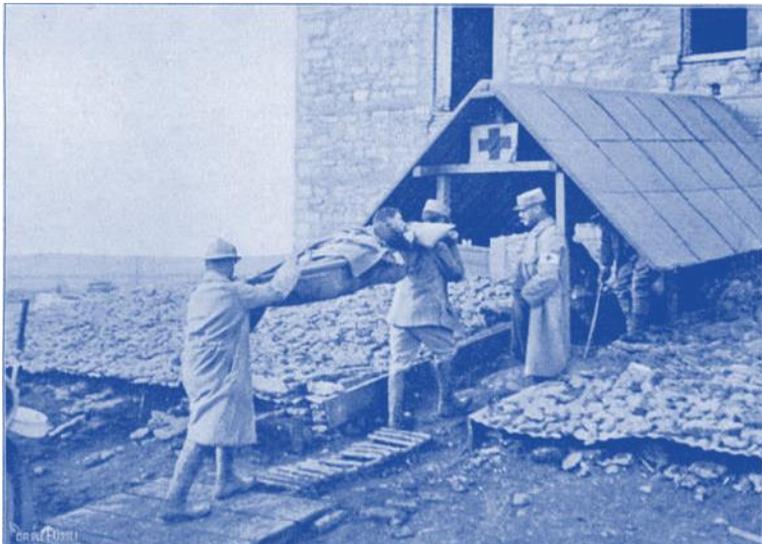
Diese Verhältnisse, die im Verlaufe des Krieges durch die Blockadepolitik der Verbündeten mehr oder weniger gewaltsam modifiziert wurden, verliehen dem Neutralitätsbegriff eine Komplexität, wie er sie früher nicht besessen hatte. Seit dem westfälischen Frieden, also seit mehr als zweiundeinhalb Jahrhunderten, gibt die schweizerische Eidgenossenschaft ihren Willen kund, vom Ausland unbehelligt zu bleiben und gegen keinen ihrer Nachbarn Hass zu hegen oder Ausschluss zu üben. Nicht immer blieb die Schweiz sich selber treu und sie hat ihre Parteinahme für fremde Mächte jedesmal bitter büssen müssen. Als der europäische Krieg ausbrach proklamierte der Bundesrat mit aner kennenswerter Entschlossenheit den alten Grundsatz der bewaffneten Neutralität; nicht von demselben Verantwortungsgefühl war die Presse durchdrungen, die zunächst ihren Sympathien nach links und rechts freien Lauf liess. Sie glaubte der Neutralitätspflicht zu genügen, dadurch, dass sie die amtlichen Heeresberichte sämtlicher Kriegführenden publizierte. Während die welsche und die italienische Schweiz die öffentliche Meinung in Frankreich und Italien widerspiegelten, machte sich die Presse der deutschen Schweiz in ihrer überwiegenden Mehrzahl – Ausnahmen bestätigten die Regel – die Auffassung

Deutschlands über die Ursachen des Krieges zu eigen und wurde dem Standpunkte der Entente keineswegs gerecht. Die nicht sehr glückliche offizielle Berichterstattung Frankreichs während der ersten Kriegswochen (die vom Gesichtspunkt der innern Politik beurteilt werden muss) wirkte auf die Glaubwürdigkeit der die Vorgeschichte des Krieges beschlagenden Dokumente zurück; die belgische Frage schien den Deutschschweizern, die unter dem Eindruck der deutschen Zeitungspropaganda standen, zu wenig aufgeklärt, als dass sie eine öffentliche Protestation gewagt hätten. Die blutige Probe für ihre mangelnde Bereitschaft an der Nordgrenze hat die Republik erst durch den Rückzug von Charleroi ablegen müssen, auch flogen ihr nach der glänzenden Improvisation der Schlacht an der Marne die Sympathien aller derjenigen wieder zu, die im Banne der unerhörten Kraftentfaltung Deutschlands gestanden hatten und denen der Niedergang Frankreichs wie eine schmerzliche Fatalität erschienen war.

In Frankreich war man über die in der deutschen Schweiz herrschende Stimmung, wie sie sich durch die Presse kundgab – in Wirklichkeit dachte ja das Volk viel selbständiger und sachlicher – genau unterrichtet; doch machten die stark verbreiteten Organe der Westschweiz, die es an der Verherrlichung Frankreichs nicht fehlen liessen, vieles wieder gut; auch hatte man volles Vertrauen in die schweizerische Armee, die Frankreich durch die Deckung seiner Südostgrenze einen grossen Dienst leistete. Die von Genf ins Leben gerufene Agentur für Kriegsgefangene, die gastfreundliche Aufnahme zurückkehrender Sanitätsmannschaften und Evakuirter in Schaffhausen und Zürich und später die Heimschaffung der Schwerverwundeten und die Hospitalisierung Erholungsbedürftiger riefen im französischen Volke eine tiefgefühlte Dankbarkeit wach. Auf die gebildeten Kreise machten Kundgebungen wie die Rede Spittelers grossen Eindruck und in führenden Blättern wie dem «Temps» konnte man lesen, dass die anfängliche Haltung der alemannischen Schweiz psychologisch begreiflich gewesen sei und dass darin keine Feindschaft gegenüber Frankreich gelegen habe. Die französischen Behörden vollends Hessen der neutralen Politik des Bundesrates Gerechtigkeit widerfahren; der Verfasser hatte wiederholt die Ehre, von französischen Ministern in Audienz empfangen zu werden, um die schweizerische Leserschaft von den wohlwollenden Absichten der Regierung der Republik zu unterrichten. Das erstmal zu Beginn des Krieges, als in der Schweiz Befürchtungen wegen eines



Die Wacht in den Vogesen.



Hilfsposten hinter den ersten Linien.

Einbruches der Franzosen in den Jura als Antwort auf die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland umliefen. Der damalige Minister des Auswärtigen, *Doumergue*, gab uns in aller Aufrichtigkeit die Versicherung, dass die Republik flicht daran denke, ihrem Gegner auf das Gebiet der Völkerrechtsverletzungen zu folgen und im Gegenteil in der bewaffneten Neutralität der Schweiz den besten Schutz ihrer Südostgrenze erblicke. Auch werde es Frankreich an der wirtschaftlichen Unterstützung der befreundeten Nachbarstaaten nicht fehlen lassen. Im Juni 1915 was es der Minister der öffentlichen Arbeiten, *Marcel Sembat*, der uns nach seiner Rückkehr von Vallorbes, wo er mit dem Bundesrat Forrer der Eröffnung der Linie Frasné-Vallorbes beigewohnt hatte, seine Anerkennung über die segensreiche Mission der Schweiz zum Ausdruck brachte und beifügte, dass im zukünftigen Europa unser Land einen hervorragenden Platz einzunehmen berufen sei, dank seiner korrekten Haltung und seiner internationalen Dienste in der gegenwärtigen Katastrophe der Völker.

* *

*

Die Lage der Schweizer in Frankreich war denn auch in dem Masse, wie die Schweiz bei den Franzosen in Achtung und Ansehen stand, erfreulich. Gewiss fehlte es nicht an Denunziationen gegenüber Deutschschweizern, die durch unbedachte Äusserungen oder durch die geschäftliche Stellung, die sie einnahmen, sich Feinde geschaffen hatten, allein die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, dass die obere Organe der Verwaltung den deutsch sprechenden Schweizern stets mit Takt und Wohlwollen entgegenkamen. Die sprichwörtliche französische Gastfreundschaft hat uns gegenüber in dem furchtbarsten Rassenkampfe, den die moderne Geschichte kennt, mit Ehren bestanden.

Die schweizerische Gesandtschaft unter der erfahrenen Leitung von Minister Lardy leistete seit den ersten Tagen der Mobilisation bis zur Stunde ein vollgehäuftes Mass von Arbeit. Dank seiner wertvollen persönlichen Beziehungen war unser Minister für die Aufrechterhaltung der französisch-schweizerischen Handelsbeziehungen mit Erfolg tätig; von den Schwierigkeiten, die es zu überwinden gab, macht sich nur der einen Begriff, der die Tücken der französischen Bureaucratie kennt. Das Bestehen einer schweizerischen Handelskammer in Paris würde manches erleichtert haben.

In ihrer Fürsorge für die Bedürftigen der Kolonie wurde die Gesandtschaft in hervorragender Weise durch die Delegierten der in Paris beste-

henden Schweizervereine sekundiert. Am 9. August fand im Vereinshause des Cercle commercial suisse eine «Kriegssitzung» statt, wo die drei grossen Wohltätigkeitsvereine *Société helvétique de bienfaisance*, *Cercle commercial suisse*, *Société de secours mutuels* sich zu einer gemeinsamen Hilfsaktion zusammenschlossen und ein *Comité de secours 1914* ins Leben riefen. Jede der drei Gesellschaften bewilligte einen Kredit von 10,000 Fr., aus dem die ersten Hilfeleistungen bestritten wurden, die Gesandtschaft übernahm die Heimschaffung von gegen 5,000 Schweizerbürgern. Das Entgegenkommen, das die französischen Militär- und Bahnbehörden uns damals bewiesen, wird als eine der erfreulichsten Erinnerungen aus den Tagen der Mobilisation von den Schweizern unvergessen bleiben: Hunderte unserer Landsleute, militärpflichtig oder nicht, fanden in den französischen Militärzügen Platz, während andere Ausländer wochenlang in Paris festsassen. Zwei ständige Kommissäre mit weisserer Armbinde amtierten Tag und Nacht am Lyoner Bahnhof und verteilten ganze, halbe und Gratisbillets je nach den Mitteln des Abreisenden. So konnten die Schweizer mit ihren Angehörigen direkt an die Züge gelangen, statt inmitten der Tausenden von kampierenden Italienerfamilien tagelang vor den Billetschaltern Queue bilden zu müssen. Auch die aus England und den überseeischen Kolonien heimkehrenden Schweizer trafen in besonders organisierten Zügen via Dieppe-Paris pünktlich zur Mobilisation ein.

Inzwischen nahm das genannte Hilfskomitee die Organisation der Unterstützung der zurückbleibenden Schweizer in Angriff. Es galt, den Familien der Mobilisierten den bundesgesetzlichen Betrag auszuzahlen, die auf die Strasse gestellten Arbeiter, Hoteldiener, kleinen Handwerker und Angestellten unterzubringen, soweit sie nicht nach der Heimat befördert werden konnten, für die Unterkunft der massenhaft aus Belgien und Nordfrankreich einströmenden Schweizer zu sorgen, den selbst aus ungefährdeten Landesteilen nach der Hauptstadt sich wendenden Existenzen mit Rat und Tat beizustehen. Über 2,000 Personen blieben für die tägliche Unterstützung übrig. Unter diesen Umständen reichten die anfänglichen 30,000 Fr. nicht weit, die Kolonie musste, so stolz sie sich sonst in dieser Hinsicht zeigt, an die Mithilfe der Heimat appellieren. Glücklicherweise rastete die private Wohltätigkeit nicht und bereits in der zweiten Hälfte August gingen 52,000 Fr., darunter eine Spende von 18,000 Fr. aus Basel ein, mit denen die ersten Kriegsmonate überwunden werden konnten. Das grossartige Er-

gebnis der Sammlung in der Schweiz, von dem die ersten 40,000 Fr. im Februar 1915 eintrafen, ermöglichte dem Pariser Komitee, als Grundlage für die tägliche Unterstützung einer Person 40-50 Rappen auszusetzen. Die bis Ende 1915 für Wohltätigkeitszwecke verausgabte Summe beläuft sich auf eine Viertelmillion und kam gegen 5,000 Personen zugute. In der *Rue Herold*, dem Lokal der *Société de Bienfaisance*, stellen sich täglich die Frauen, Kinder und Männer zum Empfang der Unterstützung ein, die ihnen zwei Mitglieder des Komitees nach vorangegangener Enquête aushändigen. In besondern Fällen wird der Geldbetrag einmal, sonst alle vierzehn Tage ausbezahlt, daneben stehen Suppenkarten, Bons für Bäckereien, und schweizerische Speisehäuser zur Verfügung. Ein Vcstiäre sorgt für ordentliche Bekleidung der Bedürftigen, Männer werden an Stellenvermittlungsbureaux gewiesen, Frauen erhalten Wolle zur Anfertigung von Winterkleidern.

So hat der bewährte schweizerische Gemeinsinn ein neues Band um Schweizerkolonie und Heimat geschlungen; brachte es der Krieg der Kolonie erneut zum Bewusstsein, wie ernst man es im alten Vaterland mit der Devise «Einer für alle, alle für einen» nimmt, so darf die Schweiz versichert sein, dass ihre Söhne im Auslande mit verdoppeltem Eifer Mehrer ihres Ansehens zu sein sich bestreben und wie in der Vergangenheit mit offener Hand zur Stelle sein werden, wo es eine Not zu lindern, ein patriotisches Werk zu fördern gilt.

Was das Verhältnis zu Frankreich anbetrifft, so haben wir die feste Überzeugung, dass es unter dem Kriege und seinen unbequemen wirtschaftlichen Begleiterscheinungen nicht ernsthaft gelitten hat, sondern im Gegenteil durch besseres beidseitiges Verstehen gekräftigt aus demselben hervorgehen wird. Die anerkannten Eigenschaften des Deutschschweizers werden ihm nach dem Kriege wieder den Platz im französischen Wirtschaftsleben sichern, den er vordem eingenommen; von seiner Tatkraft wird es abhängen, ob er sich denselben unter Benützung einer günstigen Zeitlage zu erweitern vermag. Es ist bezeichnend, dass jene Glieder der Pariser Schweizerkolonie, die vielleicht am meisten unter dem Nationalismus gelitten haben und Opfer fataler Missverständnisse geworden sind, sich in ihrer Sympathie für die Sache der Republik nicht haben beirren lassen, eben weil sie die französische Volksseele in ihrer Leidenschaftlichkeit und ihrem raschen Vergessen kennen.



L'Attaque.

Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich

**Ein hervorragendes Werk über das Schweiz.
Militärwesen!**

Das Wehrwesen der Schweiz

Von † Oberstkorpskommandant **J. Feiss**. Vierte
Auflage, neu bearbeitet von Oberst **Joh. Isler**

I. BAND:

Die Wehrverfassungen vor 1907

Brosch. 6 Fr., geb. Fr. 7.50

II. BAND:

Die Militärorganisation vom 12. April 1907

nebst weiteren Militärgesetzen und Verordnungen

Mit 14 Tabellen u. 2 Karten. Brosch. 8 Fr., geb. 10 Fr.

Urteile der Presse über den ersten Band:

Schweizer. Monatsschrift für Offiziere aller
Waffen. Die geschichtliche Entwicklung unseres Wehr-
wesens, wie sie Oberst Isler, der während eines vollen
Menschenalters als Kreisinstruktor in unserm Heer gedient
hat, mit meisterhafter Genauigkeit, Lebendigkeit, Klarheit
und Kürze in diesem ersten Band zu schildern weiss, gibt
uns den Schlüssel zu dem für viele unerklärlichen Rätsel,
weshalb in der Schweiz das Heer mit dem Volk so eng
verwachsen ist.

Burgdorfer Tagblatt: Für unsre Offiziere wird Islers
Werk ein geradezu unentbehrliches Fortbildungsmittel
sein, aber auch die Unteroffiziere und Soldaten sollten
sich den vorliegenden Band anschaffen. Das Studium
desselben wird ihren Horizont bedeutend erweitern.

(Forts. s. nebenstehende Seite.)

Basler Nachrichten: Das Buch gehört in die Bibliothek jedes Offiziers und auch eines jeden Politikers, der sich Rechenschaft geben will, wieviel Arbeit der Armeeorganisation 1907 vorausgegangen ist und welche Fortschritte sie uns gebracht hat.

Schweizer. Zeitschrift für Jugenderziehung und Jugendfürsorge: Islers Werk eignet sich als Geschenk von bleibendem Wert für die heranwachsende Jungmannschaft.

Urteile der Presse über den zweiten Band:

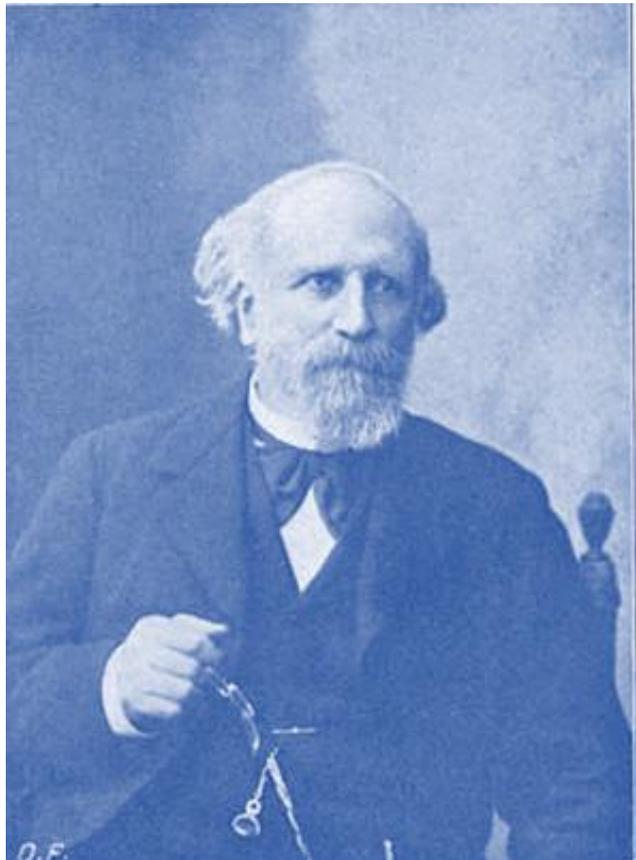
Oberst Habicht in der „N. Z. Z.“: Der zweite Band des Werkes von Oberst Isler zeigt die gleiche Gründlichkeit in der Stoffbehandlung und die nämliche präzise Knappheit der Behandlungsart, die schon den ersten Band ausgezeichnet haben. Die wegen des Kriegsausbruches verspätete Herausgabe des schon druckfertigen Manuskriptes hat es möglich gemacht, auch alle Erlasse noch zu berücksichtigen, die im Lauf der Kriegszeit nötig geworden sind, wie z. B. die Vorschriften über die Neu-Uniformierung. Beide Bände bilden ein hervorragendes und zuverlässiges Nachschlagewerk für jedermann, der sich um unser Wehrwesen und seine Entwicklung interessiert.

Bund: Hat der erste Band vorwiegend geschichtliche Bedeutung, so sind im zweiten Band auf der Grundlage der neuen Militärorganisation von 1907 die bestehenden militärischen Institutionen der Schweiz erschöpfend zur Darstellung gebracht worden. Nicht allein das, auch die seit Kriegsausbruch bis zum August 1915 erlassenen militärischen Verordnungen sind vom Verfasser berücksichtigt und verarbeitet worden. Nichts scheint ihm entgangen zu sein, so dass man zusammenfassend wohl sagen darf: Das Werk von Oberst Isler ist die umfassendste Grundlage, die unser Militärwesen zur Darstellung bringt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie
direkt durch unsern Verlag



Charles Humbert.



Finanzminister A. Ribot.